G. Mollien's

Reise nach Columbia,

in den Jahren 1822 und 1823.

In drey Abtheilungen.

I. Reise durch Columbia.
II. Geschichte und Verfassung der Republik Columbia.
III. Geographisch-statistische Schilderung des Landes.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Fr. Schoell,

Königl. Preußischem Geheimen Ober-Regierungs-Rathe und vortragendem Rathe im Staats-Ministerium.

Berlin,

verlegt bei Duncker und Humblot.

1825.

1-24081

F223
.M74

Inhalt.

Vorbericht des Uebersetzers . . . . . S. V.
Vorrede des Verfassers . . . . . XV.

Erste Abtheilung.
Reise durch Columbia.

Kap. 1. Abreise von Frankreich — die Açoren — Küste der vereinigten Staaten von Nord-Amerika — Norfolk — Washington — Windstille — Cartagena — Abreise nach Bogota — Turbaco — Barranca — Weg von Cartagena nach dem Magdalenen-Strome . . . . . 3.

Kap. 2. Abreise von Barranca — Dorf Teneriffa — Sembrano — Insel San Pedro — Pinto — Santa-Anna — Monpox — der Gouverneur von Monpox — Handel der Einwohner — Abreise von Monpox — Margarita — Guama — Peñon — Banco — Sierra Ocaña — Rejidor — Rio-Viejo — Moralès — Badillo — Anwohner am Magdalenen-Strome — Boca-Rosario — San-Pablo — Punta de Barbacova — Garapata — Angostura — Naré . . . . . 22.

Kap. 3. Tiger, Arm des Magdalenen-Stromes — La Miel — Rio-Negro — Guarumo — Vorgebirge Garderia — Klippen des Perico — Honda — allgemeine Beschreibung des Magdalenen-Stromes . . . . . 41.

Kap. 4. Straße von Honda nach Bogota — Rio-Seco — Venta-Grande — Berg Sarjento — Thal Guaduas — Billeta — Facatativa — Beschreibung der Ebene von

Bogota — Wasserfall von Tequendama
Brücke bei Pandi . . . . . .
Kap. 5. Reise in die Provinz Socorro, nördl
Fé de Bogota . . . . . .
Kap. 6. Rückreise nach Bogota — Puente-N
bergwerk von Moniquira — Chiquinquir
zu Zipaquira . . . . . .
Kap. 7. Gründung von Santa-Fé de Bogot
Häuser — Meublirung — Domkirche
Hospital — Collegien — Palast des Prä
publik — Palast der Deputirten — Pal
— Gefängnisse — Münze und Theater
Polizey — Marktplatz — Arme — Spaz
bensweise — Läden — Ergötzlichkeiten —
fest — Sitten — fromme Schwestern
liche Anstalten — Charakter der Einwohn
Kap. 8. Abreise von Bogota nach Popayan
Chaguani — San-Juan — Rückkehr na
kurzer Aufenthalt in dieser Stadt — Be
lema — San-Luis — Chaparral —
Parande — Samboja — Villa-Vieja
Kap. 9. Tambo del Ovo — Passo Doming
von Stricken — La Plata — Pedregal
cisco — Insa — Berg Guanacas —
kita — Popayan — feuerspeyender Berg
Kap. 10. Abreise von Popayan — Mine A
lichao — Caucafluß — Jamondi — Cal
Cali — Las Juntas . . . . . .
Kap. 11. Gefährliche Fahrt auf dem Dagua
naventura — Beschreibung der Provinz
reise von San-Buenaventura auf einer P
lette — Ankunft in Panama — Bemerk
große Weltmeer . . . . . .
Kap. 12. Beschreibung der Stadt Panama
Geschlecht in Columbia . . . . .
Kap. 13. Abreise von Panama — Fluß
Gorgona — Chagres . . . . . .
Kap. 14. Ankunft in Jamaica — Abreise
Lucayische Inseln — Falmouth — Anku

Zweyte Abtheilung.
Entstehung der Republik Columbia, und Verfassung derselben.

des Landes von 1498 bis 1781 — alte
ihre Gebräuche — ihre Sitten — Han-
gen — religiöse Eroberungen — militä-
ngen — Quesada — Abnahme der India-
nasse — Neger — ihr Schicksal — Ver-
Menschenracen — Häfen — Kirchen —
tädte — Bergwerke — Colonial-Agricul-
äische Agricultur — Industrie — Spanische
tiefer Friede . . . . . S. 223.
g der Provinz Socorro — Gährung im F.
nische Vice-Könige — Empörung von Ca-
310 — Empörung von Neu-Granada —
ig Amar — Miranda — Bolivar
rde unterwirft Caracas — Bolivar geht
— er verläßt diese Colonie — kömmt über
h Caracas — wird geschlagen — ersteigt
— bemächtigt sich der Stadt Santa-Fé —
o in Cartagena an — wird geschlagen —
naica — allgemeiner Ehrgeiz — Morillo
s Land 238
ekönig Samanon — Spanische Soldaten —
Soldaten — Bolivar zieht wieder in Santa-
geht nach Quito — und nach Guayaquil
der vorzüglichsten Generale . . . . . 251.
gierungsform — Constitution von Cucuta
s des Landes in Departements — Wieder-
Cabildos — bürgerliche Gesetze — Gerech-
— Congreß — ausübende Gewalt . . . 266

Dritte Abtheilung.
ffenheit der Republik Columbia; Völker-
bewohnen; Finanzen des Staats; Zustand
nues, der Industrie und des Handels.

Beschaffenheit der Republik Columbia —
ma — Luft — Jahreszeiten — Witterung

Winde — Regen — Einfluß der Tropen — Ernten — Wälder — Flüsse — Tiefen — Minen — Seen — Meere — wilde Thiere — Hausthiere — Ebenen des Orinoco — allgemeine Ansicht des Landes . . . . S. 283.
Kap. 2. Bevölkerung — in den Paramos — in den Gebirgen, wo Getreide wächst — in den Ebenen — Indios bravos — Negersklaven — Religion . . . . . 293.
Kap. 3. Volkscharakter . . . . . 310.
Kap. 4. Ackerbau — Gewerbe — Bemerkungen über den Pisangbaum — Bergwerke — Münzen — Salinen — Handel — Ausfuhr — Einfuhr . . . . . 322.
Kap. 5. Landstraßen — Wasserstraßen — Gesetze über den Handel 342.
Kap. 6. Finanzen des Staats — Branntwein — Posten — Stempelpapier — Alcavala — Directe Abgaben — Krieg — Armee — Feste Plätze — Seemacht — Auswärtige Verhältnisse . . . . . 355.

Erster Anhang. Beschreibung der Provinz Pamplona, von dem Advocaten Joaquim Camacho. (Aus dem Semanario del Nuevo Reyno de Grenada.) . . . . . 368.
Zweiter Anhang. Noch ein Wort über das Benehmen der Urheber der Revolution in Columbia — Beschreibung von Quito . . . . . 373.
Dritter Anhang. Bemerkungen über die Möglichkeit, eine Verbindung zu Wasser zwischen dem Mexicanischen Meerbusen und der Südsee zu errichten vermittelst des Atrato, der sich in den Meerbusen von Darien ergießt, und durch den Rio San-Juan, welcher beynahe mit dem obern Lauf des Atrato in Verbindung steht, und in die Chirambaro-Bay fällt, welche ein Theil der Südsee ist. Von einem ungenannten Engländer . . . . . 383.
Vierter Anhang. Ueber die Handelsbilanz von Columbia 385.
Fünfter Anhang. Ueber den Grad der Civilisation, welchen die Spanischen Colonien erreicht haben . . . . 389.

Vorbericht des Uebersetzers.

Die bloße Nachricht von der Erscheinung einer im Jahr 1823 unternommenen Reise nach den Provinzen des Spanischen Süd-Amerika's, welche um ihre Unabhängigkeit kämpfen, mußte Aufmerksamkeit erregen, da man so wenig richtige Notizen über ein Land hat, welches Hr. v. Humboldt vor mehr als zwanzig Jahren besuchte, als es ganz ruhig unter der Spanischen Herrschaft lebte, und Niemand an die Möglichkeit einer Insurrection dachte. Aber die Erwartung wurde noch mehr gespannt, als man erfuhr, diese Reise sey von einem Manne vollbracht worden, der wenige Jahre vorher durch die Herausgabe einer Reise nach Afrika bewiesen hatte, welch einen richtigen Blick und welch einen scharfen Beobachtungsgeist die Natur ihm verliehen habe. Auch sind von diesem Werke, welches im September 1824 in Paris erschien, zu gleicher Zeit drey Deutsche Uebersetzungen angekündigt worden, und wahrschein-

scheinlich werden die Engländer nicht die letzten gewesen seyn, es in ihre Sprache zu übertragen.

Es würde vermessen seyn, dem Urtheil der Deutschen Leser über ein Werk vorgreifen zu wollen, das wir ihnen in einer Uebersetzung vorlegen. Dieß einzige sey uns erlaubt zu sagen: die Reise von Mollien liefert zwar nicht ein eigentliches Gemählde der neuen Republik, aber doch eine vollständige Skizze, zu deren Vollendung in ein Bild nichts fehlt, als ein festerer Zusammenhang der mit einzelnen kühnen Strichen gezeichneten Theile; oder man kann sagen, das Buch enthalte die vollständigen Materialien, um Columbia, als Staat, zu beurtheilen; die Hoffnungen, die ihm eröffnet sind, zu würdigen, und die Schwierigkeiten zu schätzen, die es überwinden muß, ehe der ruhige, von allem Enthusiasmus und Parteygeist freye Beobachter, in ihm einen wahren feststehenden Staat erkennen kann. Die Materialien zu dieser Beurtheilung hat der Verfasser mit einer höchst schätzbaren Unbefangenheit gesammelt, aber das Urtheil selbst überläßt er dem Leser und der Zukunft. Er verkennt nicht leichtsinniger Weise, wie es Mode ist, das Gute, welches die Spanische Regierung in Amerika gestiftet hat; aber er verschweigt auch nicht, daß der neuen Regierung des Landes weit größere Dinge auszuführen übrig bleiben, wenn es ihr wirklich gelänge, selbstständig, d. h. eben so unabhängig von auswärtigem Einfluß, als vom Factionsgeist und der Ehrsucht der Einzelnen, zu werden. Dabey kann er sich nicht enthalten, zu Zeiten einen traurigen Rückblick auf

dasjenige zu werfen, was der Bürgerkrieg zerstört hat, und unnöthiger Weise zerstört hätte, wenn Columbia, statt von dem in Sitten, Sprache und Religion ihm ähnlichen Mutterlande abzuhangen, das Spiel fremder Politik würde. Auch spricht er nur mit wenigen, aber ahndungsvollen Worten von der ungeheuern Schuld, mit welcher die junge Republik einer ausländischen Macht auf eine unauflösbare Art verpflichtet ist, und wovon sie nicht einmal die Zinsen anders bezahlen kann, als indem sie alle Hülfsquellen des Landes Fremden überläßt. Nur in solchen Augenblicken scheint der Verfasser mit Mühe den Wunsch unterdrückt zu haben, daß man der Menschheit lieber die Greuel des Bürgerkriegs erspart, als sich der Gefahr einer weit schmählichern Abhängigkeit als die alte war, ausgesetzt haben möge. In allen anderen Fällen ist es schwer zu errathen, ob Herr Mollien sich zu der einen oder der andern Partey hinneige.

Der Uebersetzer hat von einigen Aenderungen Rechenschaft zu geben, die er sich erlaubt hat.

Die Reise geht in den vier ersten Kapiteln von Cartagena aus, den Magdalenenstrom aufwärts über Honda nach Bogota. Ohne diese Stadt zu beschreiben, macht der Verfasser sogleich eine Excursion nach dem Fall des Tequendama, und nach der natürlichen Brücke von Pandi, desgleichen eine größere nach der Provinz Socorro, nördlich von Bogota (Kap. 1—5.). In dieser Provinz fällt ihm ein, daß beynahe dreyßig Jahre vor dem Aufstand der Independenten im J. 1810,

die Einwohner von Socorro sich wegen einer Auflage empört hatten. Dieß gibt ihm Gelegenheit, den Zustand des Vicekönigreichs Neu-Granada von 1498 an zu schildern, und die Geschichte des Bürgerkriegs, von 1810 bis zu der von dem Congreß zu Cucuta gegebenen Verfassungsurkunde, einzurücken (Kap. 6 — 9.). Er kehrt hierauf nach Bogota zurück und beschreibt diese Hauptstadt (Kap. 10. und 11.), und weil er in Bogota die Materialien zu Beurtheilung des Finanzzustandes der neuen Republik gesammelt hat, so gibt er (Kap. 12.) eine Schilderung desselben. Hiemit endigt der erste Band. Im zweyten reis't der Verfasser von Bogota nach der Provinz Popayan, und aus dieser nach Choco, schifft sich in San-Buenaventura auf der Südsee ein, und kömmt nach Panama (Kap. 1 — 5.). Er wirft nun einen Rückblick auf Columbia, und schildert (Kap. 6 — 10.) den natürlichen Zustand des Landes, seine Producte und Volksclassen, widmet ein Kapitel der Charakterzeichnung der Einwohner, und beschreibt den Zustand des Ackerbaus, der Bergwerke, der Industrie und des Handels. Diese fünf Kapitel enthalten also eine statistische Uebersicht, der jedoch der Finanzzustand fehlt, weil der Verfasser von diesem schon im vorigen Bande gehandelt hat. Hierauf erzählt er seine Reise über den Isthmus von Panama, und seine Rückkehr nach Europa (Kap. 11. u. 12.).

Diese Uebersicht zeigt, daß das Werk des Verfassers dreyerley Arten von Materialien enthalte, nähmlich:

1) Seine Reise nach Süd-Amerika, und Rückreise nach Europa (Bd. I. Kap. 1—5. 10. 11. Band II. Kap. 1—5. 11. 12.).

2) Die Geschichte der Losreißung Columbia's von dem Mutterlande (Bd. I. Kap. 6—9.). Hier muß man jedoch keine vollständige Geschichte erwarten; der Verfasser wollte nur einige Hauptmomente auffassen, und den Charakter der Theilnehmer schildern.

3) Eine statistische Beschreibung des Landes (Band II. Kap. 6—10., nebst Band I. Kap. 12.).

Wir haben geglaubt, daß es unseren Lesern, welche eine systematische Zusammenstellung mehr lieben, als die Nation für welche Mollien geschrieben hat, angenehm seyn würde, wenn wir die vom Verfasser absichtlich, sollte man glauben, zerrissene Ordnung wiederherstellten, und die Kapitel in der Folge aneinanderketteten, in welcher er sie wahrscheinlich gegeben haben würde, wenn er für Deutsche Leser geschrieben hätte. Daher erscheint das Buch in drey Haupt-Abschnitte getheilt.

Der Verfasser hat verschiedene Materialien, die ihm vielleicht vorgekommen sind, nachdem die Redaction seiner Reise geendigt war, am Ende der beyden Bände als Erläuterungen beygefügt. Diese hat der Uebersetzer entweder an Ort und Stelle eingeschaltet, wenn sie vom Verfasser selbst und nicht allzulang, oder in Anmerkungen unter dem Text gegeben, wenn sie aus anderen Werken entnommen waren. Nur fünfe, die weder auf die eine noch auf die andere Art schicklich behan-

delt werden konnten, hat er nach dem Beyspiel des Verfassers am Ende des Bandes als Anhänge gegeben.

Es sey noch erlaubt, etwas Weniges über den Ursprung dieser Verdeutschung zu sagen. Der Verfasser hatte mehrere Male Gelegenheit gehabt, sich gegen den Verleger und Andere über die Schwierigkeiten zu äußern, welche eine Uebersetzung aus dem Französischen einem Jeden darbieten müsse, welcher diese scheinbar so leichte, in der That aber so schwere Sprache nicht durch lange Uebung im Lande selbst erlernt habe: er belegte diese Behauptung gelegentlich mit merkwürdigen Beyspielen von Verstößen, die auch den besten Uebersetzern entschlüpft, und von strengen Kunstrichtern nicht bemerkt worden waren. Aufgefordert, einmal selbst einen Versuch zu machen, ob man den gerügten Fehlern entgehen könne, ohne dagegen in andere, eben so unangenehme zu verfallen, nahm er die Ausforderung an. Seine Meinung war zwar nur, sich an eine kleine Schrift von wenigen Bogen zu wagen, wozu ihm seine Geschäfte Zeit ließen; plötzlich sah er sich aber in der Verpflichtung befangen, das Werk von Mollien zu übersetzen. Er hatte es kaum angefangen, als er fühlte, wie leichtsinnig er sich in eine Gefahr gewagt habe, die er nicht kannte. Zwar glaubt er, daß er in der Kenntniß der Französischen Sprache mit den meisten der gewöhnlichen Uebersetzer wetteifern könne; aber in welchem Nachtheil stand er, sich selbst unbewußt, in einer andern Rücksicht! Gewohnt, in

jener Sprache zu schreiben, zu excerpiren, zu denken, merkte er nun, wie sehr die Deutsche Sprache ihm, während eines zwanzigjährigen Aufenthalts in Paris, fremd geworden sey; sie rächte sich jetzt für diese Vernachlässigung; statt sich gefällig dem Französischen Sinn anzufügen, erstarrten ihm die Worte während seiner Bemühung, sie geschmeidig zu machen; oft dünkte ihn, der leichte Federkiel habe sich in seiner Hand in einen eisernen Griffel verwandelt; und wenn er sich abgemühet hatte, dem Französischen Gedanken ein Deutsches Gewand umzuwerfen, sah er zu seinem Schrecken, daß es nur ein aus verschiedenen Lappen zusammengeflickter Rock war.

Dieß freymüthige Geständniß, und die Kürze der Zeit, die dem Verfasser keine genaue Revision seiner Arbeit gestattete, mögen ihm zur Entschuldigung dienen.

Eins muß er jedoch bevorworten, damit fremde Sünde ihm nicht zugerechnet werde. Herr Mollien schreibt zwar, wie jeder gebildete Mann, seine Sprache richtig; aber nach den strengen Forderungen, welche man in Frankreich macht, kann er nicht eigentlich zu den guten Schriftstellern gerechnet werden. Seiner Schreibart fehlt es an Eleganz, an Leichtigkeit, oft an Natürlichkeit: manchmal scheint er in einem Vordersatz, den er gleichsam voranlaufen läßt, etwas ganz anderes zu sagen, als er, wie man in der Folge gewahr wird, sagen will; zu Zeiten ist er mit Fleiß undeutlich. Wenn aber der ganze Zweck des Schreibens ist,

verstanden zu werden, so ist Undeutlichkeit der größte Fehler des Styls; der Uebersetzer hat sich daher bemüht, überall, wo möglich, verständlich und natürlich zu seyn, selbst wo es sein Original nicht ist, aber er hat den Beruf nicht gefühlt, eleganter und leichter zu erscheinen als jenes, und bittet den Leser, wenn ihm etwas schwerfällig vorkommen mag, die Schuld nicht sogleich ihm allein beyzumessen. Derjenige Uebersetzer, welcher das Werk als leicht hingeworfen darstellen wollte, würde beweisen, wie fremd ihm der Geist der Französischen Sprache ist.

Vielleicht hätte mancher Leser eine Charte gewünscht; den mehrsten aber würde sie, besonders wenn sie nur das Gewöhnliche leistete, ohne Zweifel überflüßig geschienen haben; für eine solche muß man die dem Original beigefügte erklären, und neue Hülfsmittel standen nicht zu Gebot.

Vorrede des Verfassers.

Hr. Baron von Humboldt bereisete im Anfang des 19. Jahrhunderts die meisten Provinzen Columbia's, die ich im J. 1823 besucht habe; dieß hätte mich abschrecken sollen, der Beschreibung derselben, die wir von ihm zu erwarten haben *), durch Bekanntmachung der meinigen zuvorzukommen. Da jedoch dieser Gelehrte das Land zu einer Zeit sah, als es unter Spanischer Herrschaft stand und sich in dem Charakter des Volks nichts von der einer freyen Nation eigenthümlichen Energie zeigte, so war es nothwendig, daß diese Umwälzung mit einiger Umständlichkeit erzählt würde. Nach dem natürlichen

*) In den bis jetzt erschienenen Theilen ist nur Venezuela, Guyana und Orinoco enthalten.

Zustand des Landes, den Gebräuchen und Sitten der Einwohner zu schließen, lebte man lange in der Ueberzeugung, es würde unter diesem Himmelsstriche nie eine politische Revolution Statt haben. Wie geschah es denn, daß ein Volk, das zum Theil mitten in Einöden lebt, welche den Afrikanischen nichts nachgeben, auf einmal sich zu Grundsätzen bekannt hat, die man ihm ganz fremd glaubte? Diese Frage verdiente der Gegenstand einer eigenen Untersuchung zu seyn: ihre Wichtigkeit bestimmte mich, die von mir gesammelten Notizen in Ordnung zu bringen.

Ich schmeichle mir keinesweges mit der Vorstellung, eine vollständige Schilderung von Columbia entworfen zu haben. Ich fühle nur zu gut die Unvollkommenheit meiner Skizze von der neuen Republik; doch glaube ich keinen Zug ausgelassen zu haben, der zu ihrem Gemählde gehörte; nur fehlte mir das Talent, es durch glänzende Farben zu beleben; im Gefühl meiner Unzulänglichkeit beschränkte ich mich darauf, meinem Werk die einfache Gestalt einer Erzählung zu geben.

Wenn ich umständlich alle die kleinen Begebenheiten meiner Reise erzähle, und bey den Beschwerlichkeiten verweile, die ich zu ertragen hatte, so geschah

schah es nicht, um dadurch interessant zu erscheinen; mein Reisetagebuch sollte diejenigen Personen, welche nach mir das Land bereisen werden, auf die Gefahren und Beschwerlichkeiten aufmerksam machen, die ihnen bevorstehen. Eine tägliche Mittheilung dessen, was man empfunden hat, ist eines der zweckmäßigsten Mittel, das Gemälde eines Landes mit wahren Farben zu entwerfen.

Ich habe mich bemüht, die Dinge und Begebenheiten nicht durch die Brille meiner persönlichen Meinungen zu sehen, sondern sie so zu erblicken, wie sie sich darstellen; schon die gütige Aufnahme, die ich an so vielen Orten fand, machte mir diese Unbefangenheit zur Pflicht. Doch muß ich eben so frey gestehen, daß ich bey verschiedenen Personen, die aber keinesweges zu den ausgezeichneten gehören, jene hämische Eifersucht bemerkt habe, welche in allen Spanischen Ländern der Anblick eines Fremden erregt. Die Erscheinung eines Reisenden erweckt immer noch Schrecken an einigen Orten der Republik Columbia.

Trotz der Vorurtheile und der Unwissenheit, unter welchen ein großer Theil der Volksmenge schmachtet, erkennt man doch eine lebhafte Wiß-

begierde und eine glückliche Neigung, nützliche Unternehmungen zu begünstigen. Wenn manche Personen alle Neuerungen in Politik und Moral als Ketzereyen ansehen, so gibt es dagegen viele andere, welche jede Erfindung oder Entdeckung im Fache der Künste mit Wohlgefallen aufnehmen.

Erſter Abſchnitt.

Reiſe nach Columbia.

Erstes Kapitel.

Abreise von Frankreich — Die Açoren — Küste der vereinigten Staaten von Nordamerika — Norfolk — Washington — Windstille — Cartagena — Abreise nach Bogota — Turbaco — Barranca — Weg von Cartagena nach dem Magdalenen-Strome.

Der blutige Kampf, welchen das Spanische Amerika seit Jahren bestand, und die außerordentliche Revolution, deren Schauplatz es gewesen, haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Land gezogen, dessen Seehäfen so lange für jeden Ausländer verschlossen gewesen waren. Sobald es dem Europäer zugänglich geworden, fühlte ich ein ausnehmendes Verlangen, es zu besuchen, und benutzte also gern eine Gelegenheit, die sich mir darbot, um meine Neugierde zu befriedigen. Die französische Regierung rüstete ein Kriegsschiff aus, um unsern Handel nach den Antillen zu beschützen: ich erhielt die Erlaubniß, mich auf demselben einzuschiffen.

Es bedurfte von meiner Seite keiner langen Vorbereitung. Als ich in dem Hafen anlangte, von wo das Schiff auslaufen sollte, erfuhr ich, daß es Befehl habe, zuvor in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zu landen; es war mir nicht unangenehm, einen Umweg zu machen: er sollte mir Gelegenheit geben, beyde Amerika zu sehen.

Nach einigen unvorhergesehenen Hindernissen ging die

Reise im August 1822 vor sich. Den 1. September erkannten wir die Açoren; wir fuhren bei San-Miguel vorbey; den folgenden Tag sahen wir Terceira, San Georgio und Pico. Wir begegneten keinem Schiffe, ausgenommen einem amerikanischen Wallfischjäger.

Unsere Ueberfahrt war glücklich; das Einzige, was uns einige Sorge machte, war, daß der Nebel, der in den Nord-Amerikanischen Gewässern den Gebrauch des Senkbleys unmöglich macht, unseren Leuten nicht verstattete, durch genaue Beobachtungen sich zu versichern, wo wir uns befanden. Endlich am 26., um 6 Uhr Abends, gab uns ein Amerikanischer Steuermann Auskunft, und kündigte uns die Nähe des festen Landes an. Wirklich sahen wir am andern Morgen die sandigen, mit Wäldern bedeckten Küsten von Virginien. Um 1 Uhr Nachmittags warfen wir nicht fern vom Fort Hampton, welches man neuerlich nach dem Präsidenten Monroe benannt hat, die Anker aus.

Ehe sich ein Boot einstellte, um mich nach dem beynahe vier Stunden süd-östlich von Hampton gelegenen Norfolk zu bringen, hatte ich Zeit, mich in der Gegend, wo wir uns befanden, umzusehen. Am meisten spannte das Fort, welches man mitten in der Rhede zu bauen angefangen hat, meine Aufmerksamkeit: es soll künftig die Einfuhr in die Chesapeakbay hindern, durch welche 1814 die Engländer ungehindert nach Washington vordrangen. Man wird dreyhundert Kanonen auf demselben aufpflanzen.

Erst den 28. Abends konnte ich mir für die Reise nach Norfolk eines von den leichten aber auch so gefährlichen Pilotbooten verschaffen: in diesen Fahrzeugen hat der Steuermann kein anderes Mittel, um nicht von den Wellen, welche oft sein Schiff bedecken, fortgerissen zu

werden, als sich in einem engen Loche einzuschließen. Wir sahen uns genöthigt zu laviren; dieß hielt uns so lange auf, daß wir erst um Mitternacht die Stadt erreichten.

Norfolk hat, wegen seiner Nähe bey der Chesapeakbay, welche so viele Flüsse aufnimmt, eine für den Handel günstige Lage. Wie in allen von den Engländern erbauten Städten, sind die Straßen breit und haben Seitensteige für die Fußgänger. Die Häuser sind von Ziegelsteinen; der Mangel an Einförmigkeit in den Gebäuden, und die Reinlichkeit, die im Innern herrscht, geben der Stadt ein freundliches und gefälliges Ansehen.

Wenn man die grünen Rasenplätze betrachtet, welche jedes Haus umgeben, und die Bäume, welche das Dach beschatten, so sollte man glauben, auf dem Lande zu seyn; aber das Gewirre der sich durchkreuzenden Wagen, die Bewegung von tausend Kähnen in dem Hafen erinnern den Fremden, daß er in einer Handelsstadt ist.

Den 30. September verließ ich Norfolk, um mich nach Washington zu begeben; bis Mitternacht fuhren wir in der Chesapeakbay, aus welcher wir in den Potomak-Strom einliefen. Bei Tages Anbruch befanden wir uns zwischen der Maryländischen und der Virginischen Küste. Die Hitze war groß; man sah wenig bebautes Land; der größte Theil ist noch nie von einem Pfluge aufgerissen worden. Obgleich die Regierung den Acre *) um 50 Franken (12 bis 13 Rthlr. Conventionsgeld) verkauft; so kann auch dieser niedrige Preis nicht viele Käufer anlocken, wegen der in diesen Provinzen noch bestehenden Sklaverey. Wer sich ansiedeln will, zieht lieber über die Alleghany-

*) Der Acre enthält 38,376 Quadratfuß, oder $1\frac{586}{1000}$ Berliner kleine Morgen. Uebers.

gebirge nach Westen, wo der Acre nur 5 Franken kostet (1 Rthlr. 6 Gr. 9 Pf.)*).

Um 1 Uhr erblickten wir Mount Vernon, ehemals Washingtons ländliche Wohnung; welche interessante Bilder der Vergangenheit ruft die einfache Architektur dieses Gebäudes hervor!

Wir ließen rechts die Mündung der Piscataway, neben welcher man ein Fort errichtet hat, um künftig die Hauptstadt vor neuen Brandversuchen zu schützen. Als wir es aus dem Gesichte verloren hatten, zeigte sich uns Alexandria, eine zur Zeit des vorigen Krieges blühende, aber jetzt sehr herabgekommene Stadt. Ihre Straßen laufen alle parallel und auf den Strom hin gerichtet, welches der Stadt ein sonderbares Ansehen gibt, da auf einer Seite ein Wald von Schiffmasten sie einschließt, wie auf der andern ein Wald von hohen Fichtbäumen. Von Alexandria aus sahen wir die Brücke von Washington, welche eine (englische) Meile lang ist, und bald darauf zeigte man uns diese Stadt selbst, mitten zwischen Kornfeldern; denn der Raum, den man für künftige Häuser angewiesen hat, enthält bis jetzt fast nichts anders als Aecker.

Der Plan von Washington stellt eine ungeheuer große Stadt dar; in der That aber ist sie bis jetzt nichts als eine traurige Einöde, wo die tödtlichste Langeweile herrscht, wenn nicht der Congreß versammelt ist. In dieser Epoche füllen sich die wenigen auf den Feldern zerstreut liegenden Häuser mit Fremden, welche die Stadt einigermaßen beleben. Als ich da war, war sie menschenleer, ich glaubte

*) Wir bemerken ein für allemal, daß alle Geld-Evaluationen in Conventionsgeld zu verstehen sind. Uebers.

daher, um sie zu sehen, genug gethan zu haben, als ich diesem Geschäfte den Rest des Tages gewidmet hatte, an welchem ich angekommen war. Man kann in jeder Reisebeschreibung die Schilderung ihrer Prachtgebäude finden, und ich glaube daher, sie dem Leser ersparen zu können. Am folgenden Morgen fuhren wir den Potomak hinauf, und brauchten 24 Stunden, um die 60 französische Meilen bis Norfolk zurückzulegen.

Unser Schiff brauchte einige Tage, um in Norfolk Lebensmittel einzunehmen. Als dieß geschehen war, lichteten wir am 13. Oktober die Anker. Bey günstigem Winde verließen wir die Rhede und umsegelten das Cap Henri: aber plötzlich drehte sich der Wind, und zwang uns, bey dieser Landspitze zu ankern. Doch am folgenden Tage konnten wir die Segel wieder aufspannen; vor Sonnen-Untergang verlor sich uns die Küste von Nord-Amerika aus den Augen.

Die Reisenden, die zum erstenmal ein fremdes Land betreten, pflegen einander mitzutheilen, was Jeder über dasselbe in Reisebeschreibungen gelernt hat. Ist Einer unter ihnen schon in dem Lande gewesen, so sind die Andern ganz Ohr bei seinen Erzählungen. Verläßt man hingegen das Land wieder, so sind gerade Diejenigen, welche früher am aufmerksamsten zugehört und im Gefühl ihrer Unkunde bey den Gesprächen eine ganz passive Rolle gespielt hatten, am beredtesten, um auch ihre gemachten Erfahrungen auszukramen; ihr größtes Vergnügen ist, allem demjenigen zu widersprechen, was sie früher auf Treue und Glauben angenommen hatten. So ging es auch uns; die Bemerkungen, die Jeder gemacht hatte, wurden der Gegenstand unsers Gesprächs. Wir Alle glaubten Gebräuche und Einrichtungen bemerkt zu haben, die mit den politischen Grund-

sätzen, auf welchen der gesellschaftliche Zustand der vereinigten Staaten beruht, in dem grellsten Widerspruche stehen. Noch ertönte in unseren Ohren der Knall der Peitsche, mit welcher die schwarzen Sklaven zum Gehorsam angehalten werden *). Die Vorurtheile, gegen welche die Klasse der Farbigen mit Recht zu klagen hat, empörten unser Gefühl; es hatte uns gedünkt, die Sitten des Volkes seyen nicht die besten, und in Wahrheit, sie mußten sehr verdorben seyn, um Seeleuten aufzufallen, welche eben nicht die strengsten Sittenrichter zu seyn pflegen. Die Polizey hatte uns wenig Achtung eingeflößt; es ist wahr, sie läßt dem Fremden eine große Freyheit, aber sie gewährt ihm auch geringen Schutz gegen die Habsucht der Kaufleute und die Untreue der Bedienten. Vorzüglich klagten Einige über die Sorglosigkeit der Amerikaner, welche gar keine Vorsichtsmaßregeln gegen das gelbe Fieber ergreifen, und so die Küstenstädte alljährlich der Gefahr aussetzen, einen Theil ihrer Bewohner von dieser schrecklichen Krankheit dahingerafft zu sehen **).

Dagegen muß man der Lebhaftigkeit ihres Handels und dem guten Zustande ihrer Marine alles Lob ertheilen.

---

*) Im Jahre 1820 zählte man in den vereinigten Staaten 1,538,128 Sklaven.

**) Der Verfasser hat seinen Tadel in die schonendsten Ausdrücke eingekleidet, daher dieser Satz etwas dunkel ist. Der Sinn desselben scheint mir folgender zu seyn: Niemand von uns kannte den Nord-Amerikanischen Staat anders als durch Bücher. Die Reisebeschreibungen aber finden in demselben alles vortrefflich. Wir hatten ihnen Glauben beigemessen, aber die Erfahrung zeigte uns, daß manches anders sey. Nun wurden wir um so mehr strenge Tadler, je mehr wir vorher blinde Bewunderer gewesen waren. Uebers.

Sehr rühmlich ist die Industrie, mit welcher sie alle neue Erfindungen benutzen. Besonders sind die Dampfmaschinen für sie, wie für alle Nationen, die sie bey sich eingeführt haben, eine unerschöpfliche Quelle von Reichthum und Macht geworden. Wir glaubten bey mehreren Personen, besonders vom Militärstande, einen Hang zum Aristokratismus bemerkt zu haben; und gewisse neuere Einrichtungen, wie zum Beyspiel die Offizier-Schule in Neu-York, lassen vermuthen, daß die Regierung, weit entfernt, diesem Geiste entgegenzuarbeiten, ihn vielmehr begünstigt. Endlich glaubten Einige von uns, daß in der verschiedenen Ansicht, welche die Provinzen über die Sklaverey haben — da die südlichen eine Menge Neger halten, während die nördlichen, die deren nur wenige besitzen, dahin arbeiten, daß die Leibeigenschaft abgeschafft werde — der Keim zu künftigem Zwiespalt und vielleicht zu einer Trennung liege. Ich glaube übrigens versichern zu können, daß unser Urtheil über ein Land, das wir doch nur im Vorbeysegeln gesehen hatten, unbefangen war; wir räumten ein, daß man von den Sitten Virginiens nicht auf Pensylvanien schließen könne, und daß die in den südlichen Provinzen herrschende Sklaverey diesen Ländern einen ganz eigenthümlichen Charakter gebe, worin man wenig Spuren des englischen Ursprungs, das heißt der schöpferischen Thätigkeit erblicke, womit die Engländer in so vielen Gegenden Wunder bewirkt haben.

Die Städte waren uns traurig vorgekommen, das Land ziemlich eintönig, wegen der Fichtenwälder, die es bedecken, und die Straßen unbequem, denn sie sind, wie die Russischen Knüppeldämme, mit querliegenden Baumstämmen bedeckt. Das Klima von Norfolk schien uns zu heiß; zu Washington hatten wir es zu kalt und zu feucht

gefunden. Die Wohnungen hatten uns allgemein durch Reinlichkeit und Einfachheit gefallen; wir glaubten bey den Bewohnern viele Gefälligkeit und Gastfreundlichkeit bemerkt zu haben; doch waren wir darin einig, daß diese Eigenschaften sich thätiger bei dem weiblichen Geschlechte offenbarten: die Männer hatten die von den Engländern ererbte Schweigsamkeit nicht abgelegt.

Das Meer war schön, der Wind günstig, und unsere Reise ging schnell. Wir freuten uns, bald in dem Aequinoxial-Meer anzulangen, und diese Erwartung gab unserm Gespräche einen heitern Ton. Aber auf einmal vereitelte die Unbeständigkeit des Windes unsre fröhlichen Aussichten; die Hoffnung einer schnellen und glücklichen Ueberfahrt fing an, der Furcht vor der Langeweile zu weichen, die mit einer trägen Fahrt nothwendig verbunden ist; endlich befiel uns gar in der Nähe der Bermudischen Inseln eine völlige Windstille. Der ruhige Spiegel des Ocean konnte uns keine Zerstreuung gewähren; vergeblich hefteten wir unsere Augen auf den Horizont, um auf der weiten Ebene eine leichte Bewegung zu entdecken. Tiefe Ruhe herrschte überall. Endlich zeigten sich einige Fische, auf die wir Jagd machten; diese Beschäftigung gewährte uns desto mehr Vergnügen, da wir die Fische als die Vorboten des Windes ansahen.

In der That war ihre Erscheinung kein trügerisches Zeichen. Am 24. Oktober erhob sich ein frischer Wind aus S. S. W., der uns aus unserer unangenehmen Lage riß, und uns bis zum 31° B. und 64° L. führte. Doch durchschnitten wir erst am 3. November den Wendekreis. Den 8. ersahen wir Portorico; wir befanden uns unter 14° 52′(?), und am folgenden Tage segelten wir bei den kleinen Inseln Zacheo, Mona und Monilla vorüber. Diese einzeln stehenden, mit Sträuchern und Windepflanzen be-

deckten Felsen scheinen unzugänglich. Ehe es Nacht wurde, sahen wir sie nicht mehr, wir waren in dem Mexikanischen Busen *). Zwey Tage später sahen wir Land; das Senkbley zeigte 45 Faden. Unter 11° 18′ B. begegneten wir der Columbischen Flotille; sie war bestimmt, Maracaibo zu blokiren, dessen der Spanische General Morales sich bemächtigt hatte.

Unser Capitän war nicht ohne Sorge, seitdem wir uns dem Lande näherten. Die Untiefen, welche das Senkbley auf allen Seiten zeigte, die Abwechselung der Strömungen, die täglichen Gewitter, die Unwirthbarkeit der Küsten, beunruhigten ihn: seine Furcht verminderte sich, als wir am 15. die Spitze von Zamba erblickten; dieß Vorgebirge besteht aus zehn Hügeln von ungleicher Höhe. Endlich am 17. sah man das auf der Popa erbaute Kloster; Cartagena liegt am Fuße dieser Anhöhe. Wir forderten sogleich durch Signale einen Steuermann, aber der Tag verstrich, ohne daß Jemand kam; wir mußten also ankern. Wir waren gerade vor Punta Canoa. Am andern Morgen früh lichteten wir die Anker und steuerten dem Hafen zu. Wir fuhren vor Boca Grande vorbey, einer ehemaligen Mündung, welche die Spanier durch Versenkung alter Fahrzeuge verstopft haben, um feindlichen Schiffen die Annäherung an Cartagena zu erschweren. Wenige Augenblicke darauf waren wir am Eingange von Boca Chica, welcher durch zwei ziemlich feste Castelle beherrscht wird. Es kam von Seiten des Befehlshabers des einen Schlosses ein Offizier an Bord unsers Schiffes; wir spannten alle Segel auf, und liefen um 5 Uhr Abends in den prächtigen Hafen von Cartagena ein.

Das Schiff verließ Cartagena wieder nach einem

*) La Mer des Antilles.

kurzen Aufenthalt: aber die Hoffnung, bald in das Innere der Cordilleras dringen zu können, hatte aufs neue meine Lust zu Landreisen aufgeregt; ich beschloß, in Cartagena zu bleiben, und bedauerte nur, mich von den Personen trennen zu müssen, deren angenehme Gesellschaft die Langeweile der Seefahrt so sehr für mich gemildert hatte.

Die von der See kommenden Reisenden lassen sich bey ihrer Ankunft auf dem festen Lande leicht von einem Vorurtheil befangen. Gewöhnlich erscheint ihnen Alles, was sie sehen, in dem vortheilhaftesten Lichte; ein Grasflecken wird in ihren Augen zum Blumengarten, jede Hütte ein Schloß, jeder Winkel ein entzückender Aufenthalt. Ich hatte mich vor dieser Täuschung nicht zu bewahren; im Gegentheil fiel der Vergleich, den ich zwischen Norfolk und Cartagena anstellte, nicht zum Vortheil der Süd-Amerikanischen Städte aus. Cartagena hat ganz das Ansehen eines traurigen Klosters; lange bedeckte Gänge, von niedrigen und schwerfälligen Säulen getragen, enge Straßen, denen die Ueberhänge der auf beyden Seiten stehenden Häuser die Hälfte des Tages rauben; die meisten Häuser schmuzig, eingeräuchert, erbärmlich, von noch schmuzigern, noch schwärzern, noch armseligern Geschöpfen bewohnt: dieß war der erste Eindruck, den diese Stadt, welche man pomphafter Weise die Rivalin Roms nennt, auf mich machte. Wenn man jedoch das Innere der Häuser untersucht, so bemerkt man bald, daß ihre anfänglich so wunderlich scheinende Einrichtung auf vernünftigen Grundsätzen beruht; denn sie zweckt darauf ab, Kühle zu erhalten. Die Gemächer sind nichts anders als ungeheure Vorhallen, wo man mit Wollust die freylich nur spärlich eindringende frische Luft einathmen würde, wenn man nicht von den Stichen unzählbarer Insekten gepeinigt und mit Wunden bedeckt würde;

und doch sind diese Thierchen nicht so grausam als die unzählige Menge umherschwärmender Fledermäuse, deren Biß für sehr gefährlich gehalten wird.

Diese Hallen sind aus Backsteinen gebaut und mit Ziegeln gedeckt. Ein Tisch, ein halbes Dutzend hölzerner Stühle, ein Feldbette, eine irdene Schüssel und zwey Leuchter machen das ganze Hausgeräth aus. Zwey Belagerungen, welche Cartagena hat bestehen müssen, haben den Glückszustand der meisten Familien zerstört.

Cartagena hat sehr starke und ausgedehnte Festungswerke; die Vertheidigung derselben auf allen Punkten würde 9000 Mann erfordern. Man bewundert ihre ungeheuern Cisternen; das darin gesammelte Wasser ist sehr gut. Cartagena ist also eher ein Kriegsplatz, als eine Handelsstadt; ihr Handel wird sogar ganz aufhören, sobald ihr Hafen nicht mehr der Stapelplatz von Panama seyn wird. Das Klima ist hier brennend und ungesund, wie es in einer Entfernung von nur 200 Stunden vom Aequator seyn muß. Das gelbe Fieber sucht die Einwohner häufig heim.

Die Bevölkerung von Cartagena, welche 18,000 Seelen ausmacht, besteht größtentheils aus Farbigen, meistens Matrosen und Fischer. Mehrere derselben haben Kramläden oder verkaufen Victualien, Andere treiben nützliche Gewerbe. Ihre Industrie ist noch in der Kindheit, aber es bedürfte vielleicht nur weniger Aufmunterung und einiges Wetteifers, um sie in einen blühenden Stand zu versetzen. Die Einwohner verfertigen recht hübsche Arbeiten von Schildpatt, man findet geschickte Juweliere, gute Zimmerleute, vortreffliche Schuster, erträgliche Schneider, mittelmäßige Tischler, Schlosser, die eher Schmide zu nennen sind, Maurer, die keinen Begriff von Ebenmaß

haben, und schlechte Maler; aber die Einwohner lieben die Musik leidenschaftlich.

Man hat oft den Muth und die Geschicklichkeit gerühmt, welche bei Seegefahren die Klasse der Farbigen zu leisten pflegt. Diese Dienste werden gut bezahlt, aber das Gefühl ihrer Nothwendigkeit hat diesen Menschen einen Uebermuth eingeflößt, der zu Zeiten wirklich lästig wird. Ob sie gleich im Grunde faul sind, so ist doch der Contrast zwischen ihrer nur allzugroßen Lebhaftigkeit und dem Phlegma der Weißen Schuld, daß sie den Ruf thätiger und arbeitsamer Leute haben. Sie übernehmen auch für Rechnung Anderer die Gefahren des Schleichhandels, und zeigen dabey gegen ihre Committenten eine Redlichkeit, in welcher für die Beamten, deren Pflicht es ist, diesen Mißbrauch zu verhindern, ein Vorwurf liegt.

Die Mestizinnen, das heißt die Töchter eines Negers und einer Indianerin, sind in der Regel groß und weit hübscher als die gewöhnlich zu fetten Mulattinnen der Französischen Antillen; ihre Züge sind feiner und haben mehr Ausdruck. Je mehr sich eine Menschenrace unter den Wendekreisen der weißen nähert, desto schwächlicher, aber auch desto schöner, wird sie. Daher müssen alle Mulattinnen den weißen Frauen nachstehen, und scheinen in Gegenwart derselben weniger hübsch: man sieht beyde Klassen oft beysammen, weil die Weißen in den katholischen Kirchen keine besonderen Plätze haben, wie in den protestantischen der Vereinigten Staaten. Bei den Spaniern vereinigt sich Alles zum Beten, und das Volk würde nicht leiden, daß man an einer Kirchthüre von Seiten der Obrigkeit einen Zettel anschlüge mit der Nachricht: Heute Gottesdienst für Farbige!

Erst am 1. Januar 1823 machte ich mich auf den

Weg nach Santa-Fé de Bogota; die Furcht, welche die Nähe von Moralès allgemein einflößte, der damals Meister von Maracaïbo war, hatte es mir früher unmöglich gemacht. Sobald ich mich aber überzeugt hatte, daß die Absicht des Spanischen Generals nicht auf den Magdalenen-Strom gerichtet sey, bat ich den Intendanten, mir Pferde zu verschaffen. Er sandte nach allen Seiten Boten aus, um einige aufzutreiben. Aber da gerade der Patrioten-Chef Montilla sein Corps beritten machen wollte, so versteckten die Landleute ihre Pferde in den Wäldern, um sie der Requisition zu entziehen. Endlich fand man doch welche, die man mir — ungeachtet der gerechten Klagen der Eigenthümer — von Müdigkeit, Hunger und Durst erschöpft, zuführte. Ich verließ mich wegen ihrer Pflege auf die Sorgfalt meines Mulatero, und beschäftigte mich bloß mit der Anschaffung meiner eigenen Bedürfnisse: aber dieser that nichts weiter, als daß er die Pferde in einem Hofe anband, ohne ihnen in den drey Tagen, die sie warten mußten, auch nur ein Bündel Gras zu reichen. Ohne etwas von dieser Fahrlässigkeit zu ahnden, machte ich mich auf den Weg; aber nicht lange, so sahe ich mich in der größten Verlegenheit; alle Augenblicke stürzten meine armen Pferde vor Erschöpfung.

Die Hitze war sehr groß; wir ritten mühselig in den Wäldern fort, als ich hinter mir Jemand rufen hörte: Monsieur, où allez-vous? (Mein Herr, wohin reisen Sie?) Die unerwartete Anrede, die Sprache des Fragenden machten mich stutzig; ich drehte den Kopf um, und sahe einen jungen Mann, der sein Pferd anspornte, um mich zu erreichen. Nachdem ich seine Neugierde befriedigt hatte, erwartete er meine Fragen nicht, um mir zu erzählen, er sey aus Saint-Etienne en Foreſt, seines

Handwerks ein Waffenschmid, sey nach Columbia gekommen, in der Hoffnung, sein Glück zu machen, habe sich aber durchaus in seiner Erwartung getäuscht gefunden. Nachdem er mir noch manches ihn Betreffende erzählt hatte, schlug er vor, mich zu begleiten; ich nahm gern sein Anerbieten an, und hatte keine Ursache, es zu bereuen; denn bey der Quaal, die mir meine Pferde verursachten, war er mir sehr nützlich, indem er bald dem Treiber half, bald mein ermattetes Thier durch das seinige antrieb. Wir zogen durch Ternero, und mitten unter Erzählungen von den Räubereyen, welche noch vor kurzem von Ausreißern auf dieser Straße verübt worden, erreichten wir Turbaco, ohne widrigen Zufall, aber sehr ermüdet von dieser ersten Tagereise.

Ein Empfehlungsbrief des Intendanten von Cartagena für alle Alcaden der Ortschaften, die ich berühren würde, verschaffte mir in Turbaco eine gute Aufnahme: der Alcade brachte mich bey einem angesehenen Bürger unter; es war ein Maler. So nennen sich in diesem Lande alle Anstreicher; mein Wirth war gegen mich außerordentlich gefällig.

Ich hatte mich nach der Landessitte mit einem Kessel, einer Bratpfanne und allem nöthigen Geschirre, so wie mit Lebensmitteln versehen; denn von allem dem findet der Reisende nichts auf den Straßen des Spanischen Amerika. Auch führte ich ein tragbares Bette mit mir; diese Betten kommen aus Spanien; man verschließt sie in einen Kasten, den man leicht auf Lastthiere laden kann, und sie sind daher sehr bequem. So konnte ich meinem Wirthe wenig Ungelegenheit verursachen. Mein Lager ward in einem der besten Zimmer des Hauses aufgeschlagen, wo ich die Nacht eine heftige Kälte verspürte. Ich schloß daraus, dieser

Ort

Ort müsse ein gesunder Aufenthalt für Europäer seyn, denen das Klima von Cartagena zuwider ist; sie könnten hier um so leichter die Zeit abwarten, bis ihre Schiffe segelfertig wären, da Turbaco nur 6 Stunden*) von Cartagena entfernt ist, und man also leicht zu seinen Geschäften zurückkehren kann.

Der Alcade verschaffte mir zwey Reitpferde statt meiner Mähren, und ich verließ Turbaco am andern Morgen. Ungeachtet der drückenden Hitze kamen wir bey Zeiten nach Ajona. Ich ging sogleich zum Alcaden, der mir eine Wohnung anwies, Pferde aber mir erst für den folgenden Tag versprach. Dieß war mir unangenehm; aber mein Wirth, welchem ich meinen Unfall klagte, schickte sogleich Leute aus, ihm abzuhelfen, und vor 4 Uhr standen die Thiere gepackt vor dem Hause. Ein dem gefälligen Manne dargebotenes Glas Rum bewies ihm meine Dankbarkeit. Ich habe seitdem Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß man mit diesem Getränke bey den amerikanischen Christen allerhand Dienste erkaufen, und sich ihre Dankbarkeit erwerben kann, wie bey den mahomedanischen Negern Afrika's mit Tabak.

Die Nacht überfiel uns bald, und wir waren unserer Straße wegen ungewiß. Lange irrten wir in den Wäldern umher, bis der Mond aufging und uns zurecht wies. Um 9 Uhr erreichten wir das Ufer des Dique, eines Armes des Magdalenen-Stromes, durch welchen man in der regenhaften Jahreszeit nach Cartagena hinab fährt. Jetzt war sein Wasser sehr niedrig, doch reichte es unseren Thieren bis an den Sattel. Man hat auf diesem Flusse noch

*) So übersetzen wir in der Regel das Wort Lieue. Uebers.

keine Brücke, nicht einmal eine Fähre angelegt, obgleich minder gefährliche Uebergangspunkte damit versehen sind. Doch hat der Reisende sich weniger über diese Unbequemlichkeit zu beklagen, als über die Mustiken, die ihn verfolgen: umsonst enteilt er den öden Ufern des Dique; in Mahatès, einem Weiler von 200 Einwohnern, findet er diese furchtbaren Feinde wieder; es ist unmöglich, daselbst ein Auge zu schließen.

Vor Tage waren wir schon bereit, diesen Ort der Plage zu verlassen. Um 7 Uhr ritten wir durch das 3 Stunden entfernte Santa-Crux. Dieser Weiler besteht aus 22 Negerhütten; die Bewohner beschäftigen sich mit der Baumwollen-Pflanzung. Es ist merkwürdig, daß die Neger, welche so viele Gewohnheiten und selbst die Werkzeuge und Instrumente ihres Vaterlandes nach Amerika verpflanzt haben, überall sich viereckige Ajoupas*) gebaut haben, da doch die Afrikanischen rund sind.

In Ariando nahm uns der Alcade des Orts in seiner Hütte auf, sie bestand aus geflochtenem, mit einem Gemische von Koth und Stroh überzogenem Rohre.

Nahe bei Ariando begegneten wir einem Courier, welcher dem Intendanten von Cartagena den Befehl der Regierung brachte, 300 Spanier zu deportiren. Er erzürnte sich sehr über unsern Mulatero, der die Hauptstadt Santa Fé genannt hatte, statt Bogota**); glücklicher Weise endigte sich dieser Streit ohne Blut.

Von der Höhe herab, auf deren Abhange man Bar-

---

*) So heißen die Hütten der Neger. Uebers.

**) Die Hauptstadt hieß sonst Santa-Fé di Bogota; die neuen Republikaner haben den heiligen Glauben gestrichen. Uebers.

ranca-Nueva erbaut hat, entdeckten wir diese Stadt. Ich erhielt mein Quartier bey einem alten Peruaner, welcher der Sache der Freyheit so wichtige Dienste geleistet hatte, daß er sich schmeichelte, nächstens zum Postdirektor in Cartagena befördert zu werden; eine Stelle, die 10,000 Fr. (2560 Rthlr.) einträgt.

Ob man gleich auf dem Wege von Cartagena bis Barranca weder steile Berge zu besteigen, noch tiefe Flüsse zu passiren hat, so leidet ein Europäischer Reisender doch viel von der drückenden Hitze und von der dürren und brennenden Luft, die man in den Waldungen einathmet. Es ist wahr, daß die Gastfreundschaft, die ihm überall zu Theil wird, ihn für diese Beschwerden entschädigt. Gewiß ist es viel, daß man in den Wüsteneyen der Neuen Welt ein Unterkommen, eine Küche findet, daß man sich um wenig Geld Hühner, Eyer, Brot, und, wenn auch seltener, Rindfleisch, verschaffen kann. Fast überall hatte ich Ursache, mit den Alcaden ganz zufrieden zu seyn.

Wer die Natur in ihrer Unordnung und ihrem wilden Schmuck liebt, wird die Gegend schön finden. Hochstämmige Bäume, kräftige Pflanzen bedecken das ganze Land; es wäre köstlich, unter diesen Schatten zu wandeln, wenn nur einige leichte Winde Kühlung brächten. Der Mahagua oder Bombax verdient besonders die Bewunderung der Reisenden; sein Stamm ist sehr hoch, dichtes Laubwerk bildet seine Krone. Die Frucht dieses Baumes schließt eine wollenartige Materie ein, welche die Neger sorgfältig sammeln, um ihre Bettküssen damit zu stopfen.

Der Industrie der Einwohner dankt der Boden wenig; einige Baumwollenfelder, etwas Maïs, einige Indigostauden machen den ganzen Reichthum ihres Ackerbaus aus. Einem gütigen Herrn gehorchend, überläßt sich der

Neger (denn er und der Mulatte sind die Menschenklassen, die man am häufigsten antrifft) dem Müssiggange, zu welchem die Hitze des Aequators einladet, und die häufigen Feste den Vorwand geben. Er zahlt seinem Herrn pünktlich eine bestimmte, mäßige Abgabe; er braucht sich nicht anzustrengen, um sie zu verdienen. Daher ist der Erdstrich von Barranca bis an das Meer gerade so bebaut und bewohnt, wie der Theil von Afrika, den ich kenne *); oft hätte ich glauben mögen, ich bereise noch diesen Welttheil, wäre nicht überall die Herrschaft in den Händen der Weißen, oder solcher, die ohne sonderliche Befugniß sich diesen Ehrentitel anmaßen.

Der Weg ist zwar ziemlich bequem, aber doch nicht sehr eben; die Gegend ist hügelig, und man ist oft zu steigen genöthigt. Auf dieser Straße wird ein großer Handel getrieben, denn in der trocknen Jahreszeit bildet sie die vorzüglichste Verbindung zwischen der Hauptstadt und den Küsten; dessen ungeachtet stößt man auf keine reiche Dörfschaften. Man findet einiges Zuchtvieh, aber in dieser Jahreszeit ist es sehr armselig. Pflanzen und Thiere seufzen in den Ebenen zwischen den Wendekreisen nach dem Regen, um neu aufzuleben; hört der Regen auf, so verfallen sie wieder. Pferde sind ziemlich gemein, aber ebenfalls sehr abgemagert.

Jaguare, Affen, Papageyen füllen die Luft mit ihrem Geschrey; zahlreiche Hirsche und Schweine bewohnen die Wälder, deren große Ausdehnung keine malerische Ansichten gewährt; die Einförmigkeit ist nur zu Zeiten durch

*) Der Verf. hat im J. 1818. die Westküste von Afrika, vornämlich die Ufer des Senegal und der Gambia, bis zu dem Ursprung dieser Flüsse hinauf, besucht. Uebers.

einige Blumen unterbrochen. Wenn man sich dem Magdalenenstrome nähert, so wird die Gegend freundlicher; der dürre Sand, welcher den Weg von Cartagena nach Barranca so traurig macht, ist verschwunden; das Erdreich, ein Erzeugniß des Stromes, ladet den Bewohner zu einer sorgfältigern Benutzung ein; alle Pflanzen danken der häufigen Wässerung ein lebhafteres Grün; das Vieh findet eine kräftigere Weide; es ist fetter und vermehrt sich stärker.

Ungeachtet seiner angenehmen Lage ist Barranca, wo in der trocknen Jahreszeit die Reisenden sich einschiffen, welche den Magdalenenfluß hinauffahren wollen, schlecht bevölkert. Die Hitze ist zwar den Tag über sehr groß, jedoch erfrischen kühle Winde von Zeit zu Zeit die Luft. Dieser Wind ist noch auf eine andere Art wohlthätig, er trägt ganze Wolken von Mustiken den Fluß aufwärts, so daß Barranca von dieser Plage befreyet ist. Wenn man einmal den Plan wird ausgeführt haben, nach welchem der Dique für alle Jahreszeiten schiffbar gemacht werden soll, wird Barranca seine jetzige Wichtigkeit verlieren; es verdankt sie den Eseln und den Kähnen, welche die Einwohner an Reisende vermiethen.

Zweytes Kapitel.

Abreise von Barranca — Dorf Teneriffa — Sembrano — Insel San Pedro — Pinto — Santa Anna — Monpox — Der Gouverneur von Monpox — Handel der Einwohner — Abreise von Monpox — Margarita — Guama — Peñon — Banco — Sierra Ocaña — Nejidor — Rio-Viejo — Moralès — Badillo — Anwohner am Magdalenen-Strome — Boca Rosario — San-Pablo — Punta de Barbacova — Garapata — Angostura — Naré.

Um nach Bogota zu kommen, muß man den Magdalenenstrom aufwärts fahren; so mühselig und lange diese Fahrt auch ist (denn sie dauert einen ganzen Monath), so zieht man sie doch dem Landwege vor. Ehe ich mich zur Einschiffung entschloß, fragte ich meinen Wirth um Rath. Er gab mir ihn mit wenigen Worten, und schilderte mir mit den schwärzesten Farben die Leiden, denen ich mich unterziehen müßte.

Ich fing an, mich zu überzeugen, daß er mir die Wahrheit gesagt habe, als ich die fünf Matrosen ansichtig wurde, welche meine Pirogue führen sollten. Sie waren vollkommen betrunken. Der wilde Ausdruck ihrer Mienen verkündete mir Unglück, doch überzeugte ich mich in der Folge, daß ihr Aussehen mehr von dem Zustande herrührte in welchem sie sich befanden, als von einer natürlichen Grausamkeit. Durch die Vermittlung des alten Peruaners waren wir bald einig, und um fünf Uhr war mein Reisegeräthe auf dem gebrechlichen Fahrzeuge

eingeschifft. Meine Bogas, so nennt man die Schiffleute des Magdalenenstromes, stimmten, um Abschied von Barranca zu nehmen, unter lautem Gesang, die Litaney der Mutter Gottes an.

Bey jedem Stoß den meine Bogas mit ihren Stangen der Pirogue gaben, um sie weiter zu bringen, taumelten sie und fielen Einer nach dem Andern ins Wasser. Um sieben Uhr fuhren wir bey Barranca-Vieja vorbey. Um halb neun hielten wir in Oiugar.

Vor Sonnenaufgang waren wir wieder in Bewegung. Als es Tag wurde hatten wir den entzückenden Anblick von Buena-Vista. Dieses Dorf führt den bedeutenden Namen mit Recht, seine Lage ist köstlich.

Wir glitten zwischen den grünen Ufern eines Flusses hin, der, nächst seiner Breite, mich noch durch andere Aehnlichkeiten an den Senegal erinnerte. Seine unbebauten Gestade; die Einsamkeit der Wälder, die sie bedecken; die Hitze, die man fühlt, und die Schwarzen, die man hin und wieder erblickt, entweder in Binsenhütten sitzend, die von Maïsfeldern umringt sind, oder in ausgehöhlten Baumstämmen den Strömungen des Flusses trotzend, versetzten mich nach Afrika.

Dem Magdalenen-Neger fehlen jedoch der männliche Muth, die Unerschrockenheit und die Muskelkraft der Neger vom Senegal; auch stärkt ihn nicht das blinde Vertrauen auf seinen Gott, welches dem Andern ein Stückchen Papier verleiht, das ihm ein Betrüger von Pfaffen verkauft hat. Der Afrikaner zweifelt keinen Augenblick an der Wirksamkeit dieses Talismans; ihn schreckt daher weder der Zahn des Krokodils, noch das Gift der Schlange; ohne Furcht stürzt er sich in das Wasser, oder schleicht in

die Bäsche. Der ausgeartete Neger der Magdalena *) sieht überall Feinde, die auf ihn lauern; nie vergißt er einen Ort, wo einmal Jemand aus Unvorsichtigkeit umgekommen ist. Hier, riefen mir meine Bogas zu, ist ein Mann mit seinem Esel von einer Schlange gebissen worden, dort hat ein Caïman einen armen Boga verschlungen, hier hat ein Jaguar ein Kind zerrissen. — Dieß sind die traurigen Erinnerungen, welche überall an den Magdalenenstrom gebannt sind. Auf den Flüssen seines heimischen Bodens erzählt der Afrikaner nur von Kämpfen, die der Mensch mit wilden Thieren bestanden, und von Siegen die nur durch eine fanatische Tapferkeit errungen werden konnten.

Den 20. Jänner fuhren wir längs des Ufers auf der Seite der Provinz Santa Marta **), ungeachtet wir Gefahr liefen auf Partheygänger von Morales zu stoßen; aber die Strömungen des andern (westlichen) Ufers sind noch gefährlicher, als die Spanischen Soldaten. Nachdem wir vor Teneriffa vorbey gekommen, hielten wir drey Stunden von dieser Stadt, in einer sandigen Gegend. Wir hatten diesen Tag 13 Stunden zurückgelegt.

Meine Bogas hatten keine leichte Arbeit. Der Strom ist hier in ein enges Bett zusammengedrängt und sehr reißend; um nicht von seiner Gewalt ergriffen zu werden, mußten sie sich soviel wie möglich dem Lande nähern und sich an den Aesten der Bäume festhalten. Die aus Norden kommenden Lüfte vermindern hier die Hitze, die sonst äußerst drückend ist, besonders bey Nacht, wo der Wind

*) Es sey mir erlaubt, zuweilen diese Benennung statt des üblichern Nahmen Magdalenenstrom zu gebrauchen. Uebers.

**) Das heißt auf dem östlichen Ufer. Uebers.

sich legt. Von 2 Uhr Morgens bis zu Sonnenaufgang ward die Kälte so empfindlich, daß ich nicht schlafen konnte. Seit dem verflossenen Tage waren wir nicht mehr allein auf dem Wasser; die Jagd, welche bald die Fischer, bald die Kaïman, auf die Fische machten, gab uns eine ununterbrochene Unterhaltung.

Um 2 Uhr fuhren wir vor Sembrano vorbey; bey der Insel San-Pedro, wo die oberen Arme des Stroms sich vereinigen, liefen wir in den östlichen ein *). Die Insel stellt sich sehr angenehm dar, sie ist ganz mit Bäumen bedeckt, in denen viele tausend Papageyen wohnen. Das bunte Gefieder der Ara sticht sehr anmuthig von dem dunkeln Grün der Bäume ab, und das durchdringende Geschrey dieser Vögel unterbricht die Stille der Natur, denn in dieser Gegend fließt der Strom geräuschlos dahin. Wer sich an diesem einsamen Orte ansiedeln wollte, würde einen durch Ueberschwemmungen gedüngten Boden finden, welcher die Arbeit der Urbarmachung reichlich belohnen würde. Die Lage ist zugleich für den Handel vortheilhaft, denn die Insel ist in passender Entfernung sowohl von Monpox als von Barranca. Nach dieser friedlichen Ruhestätte, wo gewiß einst die Vögelgeschlechter die jetzt daselbst hausen, von einer Colonie fleißiger Menschen werden verdrängt werden, kamen wir zu Klippen und reißenden Strömungen. Ungeheure Felsenmassen bilden ein Vorgebirge, an welchem die Gewässer des Magdalenenflusses zerschellen; die Bewegung, in welche der Strom dadurch geräth, ist nicht ohne Gefahr. Wir entgingen ihr nur mit Mühe. Bald wurde jedoch das Wasser ruhiger, und wir fuhren

*) Den eigentlichen Magdalenenstrom; der linke Arm ist der Cauca. Uebers.

bis Abends 10 Uhr. Eine Sandbank war, wie gewöhnlich, unser Nachtlager.

Der Lebensweise, zu der man auf dem Magdalenenstrome verdammt ist, ungewohnt, wie ich es war, hinderten mich die Nähe der Schlangen und Caïman, der Stich der Musiken, die Eiskälte, welche der Thau und die natürliche Feuchtigkeit des Bodens erzeugen, die ganze Nacht am Schlafe. In der Folge gewöhnte ich mich besser an diese Unbequemlichkeiten, und das Bedürfniß der Ruhe zwang mich, mich über dieselben wegzusetzen.

So lebhaft auch meine Ungeduld war, an dem Orte meiner Bestimmung anzulangen, so ließ doch der Anblick der Mühseligkeit, welche die Schiffer der Magdalena erdulden, keinem andern Gefühle Raum, als dem Mitleid. Die Bogas machen so oft Halt, als sie einen Vorwand dazu finden; heute wollten sie Schildkröten-Eyer suchen; vergebliche Mühe! Die ganze Ausbeute der Jagd waren 24 Caïmans-Eyer, die sie zerstörten. Dieß Opfer schien ihnen das Glück günstiger gemacht zu haben; denn es führte uns gleich darauf einen Fischer zu, dessen Kahn ganz voll Fische war; meine Freygebigkeit ward in Anspruch genommen; es kostete nicht viel ihr Ehre zu machen, denn für 2 Realen (8 Gr. 6 Pf.) kaufte ich 12 große Fische, die für mehrere Mahlzeiten hinreichten.

Wir waren jetzt schon von der Furcht geheilt, welche uns die Schilderung der Gefahren eingeflößt hatte, die wir bey unsrer Reise längs den Ufern der Provinz Santa Marta zu gewärtigen haben sollten. Wir fuhren ganz ruhig an diesem Ufer hin, und hielten uns einen Augenblick in Pinto auf, um Tabak und Zuckerrohr zu kaufen, welche hier in großer Menge und von vorzüglicher Güte zu haben sind.

Meine Bogas, die es immer nach Schildkröten-Eyern gelüstete, hatten sich in den Kopf gesetzt, sie müßten welche auf einer Sandbank nahe bey Pinto finden. Noch einmal betrogen sie sich. Sie brachten einige Caïmans-Eyer, die im Angesicht eines dieser Thiere, dessen Schnauze nahe am Ufer aus dem Wasser ragte, an unserm Kahne zerschmettert wurden. Der Caïman verließ uns nicht eher als da die Zerstörung seiner Brut vollendet war. Wir ließen rechts den Arm des Magdalenenstromes, an welchen Saragossa liegt, und liefen in denjenigen ein, der nach Honda führt. Vor Nacht sahen wir Santa Anna.

Bey Anbruch des Tages erblickten wir Monpox. Nicht ohne Mühe erkletterte ich den Schutt des ehemaligen, von dem Strom zerstörten Kai oder Landungsplatzes. Von da führte man mich auf einen ziemlich regelmäßigen Platz, und von da nach der Wohnung des Gouverneurs. Meinem Empfehlungsbrief dankte ich einen höflichen Empfang und die Einladung, bey dem Gouverneur abzutreten, die ich auch annahm. Er war überaus zuvorkommend. Am Abend besahen wir zu Pferde alle Theile der Stadt. Er zeigte mir die Anstalten, die er zu seiner Vertheidigung im Fall eines Angriffs von Moralès gemacht hatte. Es wäre undankbar gewesen, die Geschicklichkeit, mit welcher er eine offene Stadt in eine Festung verwandelt hatte, nicht zu loben. „Auf dieser Seite, sagte er, standen verschiedene Häuser und ein dichter Wald; dieß alles habe ich zerstören lassen, und danke dem Feuer, daß ich eine ausgedehnte Aussicht gewonnen habe, um den Feind früher zu entdecken. Dieser Graben wird seine Cavalerie zum Stehen bringen; die meinige, von der Infanterie unterstützt, wird unter seinen Truppen ein großes Blutbad anrichten, während meine Canonier-Chaluppen ein schreckliches

Feuer gegen die seinigen machen werden.“ Vergeblich suchte ich Alles, was er mir zeigte; denn 40 Mann zu zu Pferde, ganz nackt, die er Dragoner nannte und die mitten auf dem Felde unter einem mit Stroh gedeckten Schuppen lagerten; und 200 Mann Land-Milizen, die in einem ehemaligen Jesuiten-Collegium einquartiert waren, machten seine ganze Armee aus; seine Seemacht bestand aus 5, je mit Einer Canone bewaffneten Fahrzeugen.

Der Stadt gibt ihre Lage einiges Interesse. Die Straßen sind hinlänglich breit, einige mit Seitensteigen versehen. Die Häuser sind niedrig, aber von regelmäßiger Bauart; die Fenstergitter sind von Eisen, und geben daher den Wohnungen ein minder trauriges Ansehen, als in Cartagena, wo sie von Holz sind. Die Einrichtung der Häuser gewährt so viel möglich den Genuß der kühlen Luft; aber so weit hat man es nicht gebracht, ihnen auch das nöthige Licht zu verschaffen. Im Innern laufen lange Galerien hin, die so niedrig sind, daß die Sonne nicht eindringen kann. Obgleich der Handel von Monpox sehr abgenommen hat, so hat er doch noch einige Wichtigkeit. Die Stadt erhält über Ocaña Tabak, Zucker, Cacao und Mehl aus Pamplona und Cucuta. Antioquia liefert ihr Gold, Santa-Fe die Producte des Oberlandes. Monpox ist in der That ein interessanter Punkt.

Das Clima ist brennend heiß, das Thermometer steht auf 25 bis 30 Grad; daher bringen die Einwohner die Nacht in den Straßen sitzend zu, wo sie der Kühle genießen und den Mustiken weniger ausgesetzt sind. Der Himmel ist beständig bedeckt; nur selten genießt man eines ganz heitern Tages. Die Nächte hingegen sind immer sternhell und wirklich köstlich; der Spaziergang auf den Straßen gewährt einen herrlichen Genuß, man findet, wie

in Norfolk, sehr heitere Gesellschaften vor den Hausthüren versammelt. Aus allen erschallt ein helles Lachen, und die Vorübergehenden nehmen ohne Umstände an der allgemeinen Fröhlichkeit Theil. Niemand findet diese Vertraulichkeit anstößig; sie gefällt vielmehr, weil Ungezwungenheit und Herzlichkeit in diesen Gesellschaften herrschen. So verfließt den Einwohnern von Monpox die Zeit, bey Tage in ihren Hangebetten, bey Nacht vor ihren Hausthüren. Nichts würde ihre ruhige Existenz trüben, wenn sie nicht an Kröpfen litten, die sie sehr verunstalten. Ohne diese Krankheit, von welcher sie im dreyßigsten oder vierzigsten Jahre fast alle heimgesucht werden, wäre ihre Bildung angenehm, ob ihnen gleich der lebhafte Ausdruck fehlt, welcher dem Einwohner von Cartagena eigen ist, sowie die anmuthige Carnation der Männer und Frauen von Bogota.

Die Lebensart des Volks ist dieselbe, welche den Bewohnern aller heißen Länder von Süd-Amerika eigen ist. Alle Classen haben einen unseligen Hang zu starken Getränken *); jedoch trinken die Monpoxier bey Tische nichts als Wasser. Sie essen viel Schweinefleisch; überhaupt haben sie eine große Liebhaberey für dieß ekelhafte Thier, und viele Damen finden Vergnügen daran, junge Schweine zu erziehen, die wie Hunde neben ihren Gebieterinnen herlaufen.

Bis zum 27. hielten mich die Feste auf, wodurch man die Eroberung von Santa-Marta feyerte; aber welche Widerwärtigkeiten trafen mich, vom Augenblicke mei-

*) Verschiedene Abschnitte des Tages sind recht eigentlich zum Trinken bestimmt; las siete, las onze, las dos, las quatre u. s. w. und so kömmt man dazu, bevor es Nacht wird seine Flasche Branntwein geleert zu haben.

ner Abreise an! Ich hatte sechs Matrosen gedungen; nur fünf fanden sich ein; der sechste war krank geworden, nachdem er das empfangene Handgeld durchgebracht. Meine Pirogue war mit Caïmansfett gekalfatert; es wäre mir nicht möglich gewesen, vor dem höllischen Gestank zu schlafen. Man schaffte eine andere herbey, aber sie mußte zuvor ausgebessert werden; damit war man bald fertig, aber als wir eine kleine Strecke gefahren waren, drang das Wasser von allen Seiten in den Kahn und zwang uns, wieder zu landen. Endlich setzte mich die Gefälligkeit eines Einwohners, der mir seine Pirogue lieh, in den Stand, um 12 Uhr Mittags abzureisen. Ich habe dieser Unfälle nur erwähnt, um einen Begriff von den Schwierigkeiten zu geben, die in dem Spanischen Amerika ein Reisender zu beseitigen hat.

Meine Bogas hielten alle Augenblick bey den zahlreichen Wohnungen, welche auf der Insel auf der Monpox gebaut ist, zerstreut liegen. Diese Wohnungen, die Pisang-Pflanzungen, die leichten Fahrzeuge die vom Fischfang zurückkehren oder die Produkte des Landes nach der Stadt zuführen, beleben die Scene dermaßen, daß man glaubt aus dem durch traurige Wüsteneyen schleichenden Magdalenenstrome, in einen Fluß gerathen zu seyn, der ein reich bebautes Land durchschneidet.

Wir hielten den Abend in Margarita, einem Dorfe, wo ich mir vorgenommen hatte, den kranken Boga durch einen andern zu ersetzen; man fand einen starken jungen Menschen, der aber noch nie gedient hatte; ich hatte alle Mühe ihn dazu zu bringen, daß er mir folgte, so sehr war er gegen meine Neger aus Monpox eingenommen.

Den andern Tag fuhren wir bey Guama vorbey, welches auf der Seite der Provinz Santa Marta liegt: am Abend zog man die Pirogue auf eine Sandbank; von

nun an brachte ich alle meine Nächte in einer ähnlichen Herberge zu.

Ich hatte einen unangenehmen Wortwechsel mit meinen Matrosen; sie beschwerten sich, daß ich sie bis in die Nacht hatte arbeiten lassen, und ließen sich verlauten, daß sie mich im Stiche lassen wollten. Es gelang mir, theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen, sie zu beschwichtigen; aber der Vorfall beunruhigte mich, da ich wußte, daß die Bogas häufig den Reisenden schlimme Streiche spielen, wenn man ihnen zu viele Arbeit zumuthet; sie flüchten sich in einem solchen Fall in den ersten besten bewohnten Ort, den sie erreichen können, und sind sicher Freunde und Schutz zu finden.

Frühe um 5 Uhr waren wir am Fuße von el Peñon, wo wir uns kurze Zeit verweilten; später sahen wir Bananio und am Nachmittage die Sierra Ocaña.

Um mir ihren Eifer zu zeigen, vielleicht auch, weil die Mustiken sie nicht einen Augenblick schlafen ließen, stimmten die Bogas um Mitternacht ihren gewöhnlichen Lobgesang auf die Jungfrau Maria an, und brachen auf; um 5 Uhr fuhren wir bey Rejidor vorbey, um 7 ließen wir den von Ocaña kommenden Arm des Stromes links, und fuhren in denjenigen, der uns nach Moralès bringen sollte. In Rio-Viejo fand ich die Hitze viel erträglicher, als in Monpox; der Himmel war immer in Dünste gehüllt, und hatte eine ganz andere Farbe als in der Ebene. Schon spürten wir die Einwirkung der Cordilleras; zu meinem Erstaunen sah ich Cocosbäume und Wein-Palmen, bey einer Hitze die man fast mäßig nennen konnte, am Ufer eines sanften und ruhigen Gewässers, in einem tiefen und schwarzen Boden, da man diese Bäume sonst nur auf sandigen Meeresküsten antrifft.

Den andern Morgen frühe um 8 Uhr waren wir in

Moralès. Dieses große Dorf liegt, unter Cocosbäumen versteckt, auf einer gleichnahmigen Insel: auf den benachbarten Feldern gewinnt man viel Palmwein. Die in Moralès wohnenden Weißen haben dafür gesorgt, daß der Fremde Gasthöfe findet. Eine solche Herberge besteht aus einem Schoppen von Bambushürden, welche dem Tageslicht und dem Winde Oeffnungen lassen; innerhalb findet man zwey oder drey Bänke, und Ochsenfelle über hölzerne Rahmen ausgebreitet: dieß sind Betten.

Ich hielt mich in Morales nicht länger auf als nöthig war, um Lebensmittel einzukaufen. Wir sahen noch an diesem Tage die Berge auf welchen Zimitri liegt: an ihrem Fuße fließt ein Arm der Magdalena, der sich bey Morales mit unserm Hauptarme vereinigt.

Am 1. Februar frühe um 6 Uhr erblickten wir Badillo; täglich bemerkte ich hin und wieder einzeln liegende Hütten. Begierig, Leute kennen zu lernen, die fern von aller menschlichen Gesellschaft, und nur auf ihre Familie beschränkt, längs dem Magdalenenstrom wohnen, besuchte ich einige dieser Hütten.

Alte Bogas, die der Wasserfahrten müde sind und ihren Kindern die Früchte ihrer sauern Arbeit sichern wollen; freygelassene Sklaven; Ausreißer von allen Klassen, oder besser zu sagen, von allen Farben, haben sich an diesem ungesunden Gestade angesiedelt. Ob sie gleich unter einander keine Gemeinschaft pflegen, so sind sie doch nicht alles Umgangs mit Menschen beraubt. Oft landen die vorbeykommenden Champans *) und die Piroguen bey ihren Wohnungen, und verschaffen ihnen Gelegenheit den Ueberfluß

*) Eine Art Kahn.

fluß ihrer Ernte loszuwerden. Aber sie müssen so viele Pisang für einen Piaster geben, daß sie bey einem beträchtlichen Reichthume von Vegetabilien doch zu arm sind, um sich Kleider anschaffen zu können.

Von den Zehn Plagen Aegyptens sind fünf bey diesen Armen einheimisch: stinkendes Wasser, Geschwüre, Ungeziefer, große Fliegen und das Dahinsterben der Erstgeburt. Sie können nur mit Mühe ihre Kinder groß ziehen. Aber die gütige Natur, welche die Luft verpestet hat, die sie einathmen, welche sie kein Vergnügen ungestört genießen läßt, und welche die Orte wo sie sich niedergelassen haben, zur Wohnung giftiger Thiere gemacht hat, wollte auch, daß um sie herum wohlthätige Pflanzen aufkeimen sollten, welche ihre Uebel zwar nicht zu heilen, aber doch zu lindern vermöchten.

Eine solche einzelne Familie besteht gewöhnlich aus Mann, Weib, und zwey oder drey Kindern; sehr selten sieht man alte Leute unter ihnen. Die Uebel an welchen diese Menschen leiden, lassen sie nicht lange leben; alle aus gemischten Ehen stammende Racen zwischen den Wendekreisen sind ihnen ausgesetzt, dahingegen die Araber, die Indianer und die Neger nur von übertriebener Arbeit krank werden.

Die Häuser dieser Uferbewohner sind von Binsen und Bambus erbaut. Gewöhnlich stehen sie in dichten Waldungen, wo man nur soviel Raum ausgereutet hat, als nöthig ist, um einige Pisangbäume *), etwas Zuckerrohr, Cacaobäume, Ananas, Papayo's und Piment (schwarzen

*) Die Pisangfrucht oder Banane ist das wahre Manna der Amerikaner; so lange sie grün ist, wird sie gekocht; reif, röstet man sie, und so ist sie eine wohlschmeckende sehr süße Nahrung.

Pfeffer) zu pflanzen, auch einige Blumen für den weiblichen Kopfputz zu erzielen.

Der Wald, der das Haus umgibt, ist kein undurchdringliches Labyrinth; eine Menge Fußsteige durchschneiden ihn, aber Niemand als der Eigenthümer kennt das Geheimniß ihrer Krümmungen. Sie führen ihn zu dem verborgenen Lager des Wildes, das zu Zeiten aus dem Dickicht herauskömmt um seinen Garten zu besuchen; oder auch auf sein Maïsfeld, das immer ferne von Ueberschwemmungen angelegt ist. Hier sucht er sich manchmal einen Stamm zur Pirogue aus, haut die Balken zu seiner Wohnung, und bringt sie, wenn er mit der Arbeit fertig ist, allein, ohne andere Hilfe als ein Paar Walzen, ans Ufer der Flüsse.

Sein Hühnerhof besteht aus einem Dutzend Hennen; selten ist er so glücklich eine Kuh oder auch nur ein Schwein zu besitzen. Seine einzige Nahrung sind Pisang, Fische, und zuweilen Wildpret. Was von seiner mäßigen Mahlzeit übrig bleibt, wird von zwey oder drey Jagdhunden und Katzen verzehrt. Er besitzt gewöhnlich einen Cylinder zur Verfertigung des Guarapo, eines gegohrnen Zucker-Sirops; einen Weberstuhl um Matten zu flechten; einige Netze, Wurfpfeile und Schildkrötenschalen deren Inneres zu Schüsseln und die äußere Wölbung zu Stühlen dient. Er ist auch Herr über ein Beil, einen Säbel, einige Kürbisflaschen und irdene Fleischtöpfe. Wer einige Stücke gedörrtes Fleisch und einige Körbe Maïs besitzt, kann für einen vorsichtigen und sparsamen Wirth gelten.

Das Leben des Uferbewohners der Magdalena ist aber keineswegs müßig. In seiner abgeschiedenen Lage muß er für alles sorgen und darf von Niemand Hilfe erwarten. Er muß Architect, Jäger, Fischer und ein ge-

schickter Arbeiter seyn. Bald verfolgt er im Walde den Jaguar, der ihm einen kostbaren Jagdhund geraubt hat; bald schwimmt er auf dem Strom um den Vagre mit seinem Wurfpfeil zu treffen, oder sein Netz für kleinere Fische auszuwerfen; kurz, es ist ihm kein Augenblick Ruhe vergönnt. Aber die schwere Arbeit fängt erst an, wenn der Strom austritt und seine Pflanzung überschwemmt: dann setzt er seine Familie auf die an den Bäumen seines Gartens befestigte Pirogue, und führt sie auf demselben Wege, wo er noch vor Kurzem Hirsche gejagt hat, nach dem höher gelegenen Maïsfelde: hier errichtet er in der Eile ein Ajoupa, um sie vor den Regengüssen zu schützen.

Manchmal liegt die Arbeit nicht auf den Schultern des Mannes allein, sondern die Frau theilt sie mit ihm. Sie arbeitet im Felde, bereitet die Mahlzeit und begleitet den Mann auf den Fischfang; sie führt das Steuerruder der kleinen Pirogue. Oft treffen traurige Verhängnisse diese Unglücklichen; ein Hausvater stirbt nach langen Leiden; ein Kind wird von den Krankheiten seines Alters dahingerafft; eine Mutter unterliegt dem hitzigen Fieber; und von allen diesen Uebeln ist oft die Nothwendigkeit, die Todten selbst zu begraben, nicht das kleinste. Der Mensch kann nicht allein leben; wenn der Hausvater einige Monathe um seine Gattin getrauert hat, setzt er sich in seine Pirogue, fährt den Fluß hinab, und sucht eine Gefährtin, die seine Mühseligkeit und seine Armuth theilen möge; wenigstens kann er ihr den ausschließlichen Besitz seines Herzens versprechen.

Seit einigen Tagen sahen wir die westlichen Gebirge, und die Caïmans nahmen augenscheinlich ab. Dieß bewieß eine weniger brennende Temperatur; doch war die Hitze Mittags noch sehr drückend; wir schützten uns vor derselben, indem wir um diese Zeit unter den natürlichen Lau-

ben anhielten, welche die prächtigen Ceibas (bombax ceiba, im gemeinen Leben der Käsebaum) und eine Menge anderer dickbelaubter Bäume über dem Wasser wölbten.

Obgleich unsere 16 Varas (etwa 42 Fuß Rheinl.) lange Pirogue zu den großen gehörte, so bewog uns doch die Sorge für unsre Sicherheit, sie allemal, wenn wir hielten, ans Land zu ziehen. Es wäre uns angenehmer gewesen, am linken (westlichen) Ufer hinzufahren, wo häufige Pisangpflanzungen sind; aber die Menge im Wasser stehender Baumstämme machte dieses Ufer zu gefährlich. Die Stille, welche auf dem Strom ruhete, ward plötzlich durch einen Champan unterbrochen, auf welchem ein Detachement Soldaten bey dem Trauerton einer indischen Flöte den Fluß hinabfuhr. Bald hinter Badillo waren wir an die Stelle gekommen, wo die Grenze zwischen den Provinzen Santa-Marta und Cundinamarca ist, und von diesem Augenblick an bemerkten wir eine sehr große Aenderung: überall sahen wir Pisang- und Cacaobäume. Man wird sehr angenehm überrascht, wenn man in Gegenden die nur von wilden Thieren bewohnt scheinen, auf die Spuren menschlichen Fleißes stößt.

Um 5 Uhr fuhren wir durch die Boca-Rosario, wo der Strom, nachdem er in sehr enge Ufer eingeschlossen war, mit starker Gewalt sich einen Weg geöffnet hat. Als ich um 8 Uhr Abends auf meiner Sandbank lagerte, dachte ich: Jetzt ist in Paris Mitternacht, der größte Theil meiner Landsleute hat sich jetzt auch zur Ruhe begeben; aber ermüdet von tausend verschiedenen Genüssen, gesättigt von auserlesenen Gerichten, finden sie Erholung auf weichem Flaum; Wächter sorgen für ihre Sicherheit; die Jahreszeit und ihre Industrie schützen sie vor tausend widrigen Insecten, die mich zernagen; es friert bey ihnen, aber

ihnen ist warm; ich bin nur 8 oder 9 Grade vom Aequator entfernt, und ganz erfroren.

Wir hatten gegen die Strömung zu kämpfen, die immer stärker wurde, je mehr wir uns dem obern Theil der Magdalena näherten; die Vorgebirge, welche von Zeit zu Zeit den Lauf des Stromes hemmen zu wollen schienen, vermehrten nur seine Schnelligkeit. Diese vorspringenden Theile des festen Landes sind merkwürdig, wegen der schimmernden Farbe der regelmäßigen Schichten, aus denen sie bestehen. Nach einem beschwerlichen Tage hielten wir vor San Pablo, ob es gleich erst 5 Uhr war.

Den Abend stieg ich ins Dorf hinauf und besuchte den Alcaden. Ein Feld mit Pisangbäumen, eine Pirogue für den Fischfang, einige Jagdhunde, eine schlechte Flinte, zwey Hängematten machten seinen Reichthum aus; seine Kleidung bestand in einer Unterhose, einem leinenen Hemde, und einem Strohhute; seine Füße waren unbedeckt. Dieser Aufzug hinderte nicht, daß er in seinem Dorfe aller möglichen Vorrechte genoß; außer der Befugniß, die Streitigkeiten seiner Untergebenen beyzulegen, wie die Französischen Friedensrichter, bestimmt er Maaß und Gewicht, welche sehr von der Willkühr abhängen, da man hier zu Lande statt eines regelmäßigen Gewichts, sich der Steine bedient, denen man einen conventionellen Werth gibt, so wie man Kürbisse von oft ungleicher Schwere als Wagschalen braucht. Die Alcaden beziehen auch die Auflagen und heben die Conscribirten aus.

Obgleich bey der abscheulichen Wasserfahrt, der ich mich unterzogen hatte, die Hitze, der Stich der Mustiken und die Ausdünstungen, welche durch den Zusammendrang vieler Menschen auf einem sehr kleinen Raume entstanden, häufiges Baden mir zum Bedürfnisse machte, so fand ich doch

weniger Genuß dabey, seitdem wir uns von Morales entfernt hatten. Die Luft und das Wasser waren so kalt, daß ich jedesmal eine sehr unangenehme Empfindung verspürte, wenn ich in den Fluß kam. Dieß war nicht die einzige Aenderung die ich in dieser höhern Region bemerkte; der Himmel war beständig so sehr mit Wolken bedeckt, daß der Mond sich nie zeigen konnte; wir hatten nicht mehr die prachtvollen Nächte der Tropenländer, in welchen der Mond fast so hell glänzt, als die Sonne am Tage; dichte Dunst-Wolken, die sich von dem Scheitel der Berge erhoben, verschleyerten selbst das Tageslicht. So konnten wir, ungeachtet des guten Willens meiner Bogas, nur selten des Nachts fahren, und manchmal waren die Nebel so dicht, daß man selbst am Tage in einer Entfernung von 80 Fuß keinen Gegenstand erkennen konnte. Dagegen war die Luft angenehmer, und die Natur hatte für einen Europäer mehr Reiz. Sie erschien in reicherm und mannigfaltigerm Schmucke; die schönsten Blumen bedeckten die Ufer des Stromes, und nahmentlich bildete die Ringelblume von einem Strauch zum andern Kränze, die in dem feurigsten Purpur glühten; die Bäume, weniger hoch, waren stämmiger; sie dankten ihren tiefen Wurzeln eine größere Festigkeit, und unsere Fahrt war nicht, wie in der untern Region, alle Augenblicke durch umgerissene und ins Wasser gefallene Stämme gehemmt. Ich bewunderte vorzüglich die Höhe von Barbacoa, obgleich der Genuß durch das Andenken an die Gefechte gestört war, welche die Spanier und Independenten sich hier geliefert haben: das reine und crystallhelle Wasser, das den Fuß dieser Spitze bespült, ward vom Blute gefärbt, und diese herrliche Einöde, die nur Einmal von Menschen besucht worden ist, mußte die Scene seyn, wo Brüder Brüder mordeten.

Am 7. Februar sahen wir rechts San-Bartolomeo; aus diesem Dorfe führt eine schlechte Straße nach der Provinz Antioquia. Kurz darauf fuhren wir durch das schwarze und schmuzige Wasser, welches ein benachbarter Fluß dem Magdalenenstrom zuführt; der morastige Geruch, den es verbreitete, bewieß, wie verdorben es seyn müsse. Als wir aus diesem verpesteten Striche herausgekommen waren, fuhren wir um das Vorgebirge Romolino-Grande herum; die Strömung ist hier sehr heftig und gefährlich; wir mußten uns oft an den Zacken der Felsen oder an den Zweigen und Wurzeln, womit das Ufer bedeckt ist, festhalten.

Wir entgingen aller Gefahr, ohne Schaden zu leiden, und kamen vor Nacht in Garapata an. Die Einwohner dieses Weilers haben den Ruf von eifrigen Patrioten. Meine Bogas hielten sich daher berechtigt, mit dem Eigenthum derselben nach den Grundsätzen der Gleichheit zu verfahren: aber die Bürger von Garapata trieben den Patriotismus nicht soweit, um dieß ruhig geschehen zu lassen; sie sahen sich genöthigt, die ganze Nacht wachsam zu bleiben um meine Matrosen zu beobachten, welche, nach ihrer politischen Logik, glaubten, mit Recht fordern zu können, daß man ihnen Hühner, Pisangfrüchte, und selbst Salz unentgeldlich liefere. Unter Brüdern und Freunden, meinten sie, müsse Alles gemein seyn: aber die Einwohner meinten das nicht. Die Matrosen änderten nun ihre Sprache; hinter meinem Rücken drohten sie mit meinem Zorne, und diese Drohung mußte die armen Leute sehr erschrecken, denn man hatte ihnen gesagt, ich sey ein republicanischer Officier: durch diese Lüge verschafften sich die Bogas Manches das ihnen anstand.

Wir hatten die sehr gefährliche Stelle von Ango-

stura zu passiren. Man flocht zuerst doppelte und dreyfache Stricke; die Pirogue wurde untersucht, und an mehreren Stellen, welche bey Garapata gelitten hatten, neu verpicht; frische Stangen wurden herbeygeschafft. So versehen, stießen wir ab, und hielten die Mitte des Stroms. Nach kurzer Zeit waren wir am Fuß von Angostura. Dieser steile Felsen erstreckt sich weit in den Fluß, und verengt ihn beträchtlich. Glücklicherweise war das Wasser sehr niedrig, so daß wir wenig Gefahr liefen. Doch war uns nicht ganz wohl zu Muthe, als wir uns mitten in der Brandung befanden. Hier kann man sich nur der Stange bedienen; denn das Ufer ist so steil und glatt, daß man sich nirgends festhalten kann. Wenn das Wasser niedrig ist, so befestigen die Matrosen, zwar mit vieler Mühe, das Seil an einem entfernten Baum; so kann die Gewalt des Stromes das Schiffchen nicht hinreißen. Sonst waren in Angostura Beamte, welche die Pässe der Reisenden untersuchten, und mit den nöthigen Werkzeugen versehen waren, um im Falle eines Unglücks, den Reisenden zu Hülfe zu kommen: von allem diesem ist nichts mehr vorhanden.

Bey Angostura ist das Wasser sehr klar; sobald man aber diesen gefährlichen Punct verlassen hat, wird es gelblich und schmutzig. In einer kleinen Entfernung liegt Naré, welches ich erstieg. Naré ist eines der wichtigsten Dörfer am Magdalenenstrome. Seine Entfernung von fünf Tagereisen von Medellin macht es zu dem besuchtesten Hafen der reichen Provinz Antioquia. Die Couriere, die Kaufleute, alle Reisende halten hier an, und geben dem Orte vieles Leben. Hier ist der Stapel für den nach der westlichen Cordillera bestimmten Cacao des Magdalenen-Bezirks; er wird gegen Peruanisches Gold vertauscht. Der

Fluß, der nach dem Dorfe Naré genannt wird, ist sehr bequem um die Waaren in das Innere des Landes zu schaffen.

Drittes Kapitel.

Tiger, Arm des Magdalenen-Stromes — La Miel — Rio-Negro — Guarumo — Vorgebirge Garderia — Klippen des Perico — Honda — Allgemeine Beschreibung des Magdalenen-Stromes.

Hinter Naré richteten wir uns wieder gegen das rechte Ufer des Stromes, und liefen dann in einen Arm desselben, den man den Tiger nennt.

Wir erblickten bald einige Hütten. Da der Himmel sich mit Wolken überzog und uns mit einem Gewitter drohete, so sahen wir uns nach einem Orte um, wo wir die Nacht zubringen könnten. Beyde Ufer waren dicht mit Bäumen besetzt, und es zeigte sich keine Hoffnung, vor Nacht eine sandige Stelle zu finden. Aber links ragte aus dem Gebüsche eine Spitze hervor, welche das Daseyn einer Hütte verrieth. Diesem Zufluchtsorte eilten wir zu; am Ufer war ein Canoe am Schilf befestigt; meine Bogas machten es los, und banden unsere Pirogue an. Sobald wir sie in diesem Hafen in Sicherheit gebracht hatten, stiegen wir ans Land; wir waren bis an die Zähne bewaffnet, als wenn wir Sturm laufen wollten. Wir eilten die ungleichen Staffeln hinauf, die am Ufer eingegraben waren, und erreichten bald die Anhöhe.

Hier traten wir in einen mit Pisangbäumen umgebenen Hof; vor uns stand, auf einigen Pfosten, nicht sowohl ein Haus

als ein Dach; unter demselben ein Bett aus Bambusrohr, über welches ein Tuch als Hamac ausgespannt war; hin und wieder sah man Gefäße aus Kürbissen; in einer Ecke war Feuer; einige Stücke Wildpret hingen an Stricken, um auszudörren; überall herrschte die größte Verwirrung, eine Folge des Schreckens, welchen unsere Erscheinung bey den Bewohnern des Hauses erregt hatte. Dieses war von allen vier Seiten offen; keine Mauer, nicht einmal eine Matte verschloß es gegen den Wind; hohe Bäume beschatteten es.

Bey unserer Ankunft hatten die Hunde, welche die elende Hütte bewachten, ein lautes Geheul erhoben. Der Eigenthümer konnte nicht länger an sich halten; er verließ den Schlupfwinkel im dichten Gebüsche, wo er sich anfänglich verkrochen hatte; die Angst, welche seine Miene ausdrückte, entging meinem Steuermann nicht; er benutzte sie, um eine unentgeldliche Bewirthung zu erhalten. Mit dieser Artigkeit nicht zufrieden, fragte er den Wirth in übermüthigem Tone: „Bist Du nicht ein Godo (Spanier)?“ Der verzagte Ausdruck, mit welchem er es leugnete, vermehrte die Keckheit des Matrosen; ungeachtet ich ihm mein Mißfallen bezeugte, setzte er dem armen Manne mit immer neuen Forderungen zu.

Das Gewitter zwang uns, unter dem Dache unseres Wirthes zu Abend zu essen, der sich gar nicht von seiner Furcht erholen konnte. Nicht nur schickte er seine Familie in den Wald, um daselbst die Nacht zuzubringen; er selbst konnte nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen. Er blieb auf, um jede unserer Bewegungen zu belauern, und sein Eigenthum nach Kräften vor der Habsucht meiner Bogas zu schützen. Der arme Mann war noch vor wenigen Stunden in seiner Einsamkeit so ruhig gewesen, und nun befand er sich in einer qualvollen Verlegenheit. Als er sich an

einem entfernten Arm des Magdalenen-Stromes verbarg, wie hätte er da denken können, daß seine bescheidene Wohnung außer den Winden und Stürmen auch noch Gäste zu fürchten haben würde? Vielleicht hat ihn dieß Unglück seitdem bewogen, sie in den finstern Höhlen der Jaguare aufzuschlagen, und die Ruhe dieser Thiere zu stören, um die Ruhe der Seinigen zu sichern.

Den andern Tag begannen unsere Beschwerden von neuem. Es begegnete uns nichts besonderes, bis wir um 5 Uhr Abends einen sehr starken Moschusgeruch bemerkten. Meine Bogas waren der Meinung, er rühre von der Nähe einer großen Schlange her; Niemand von uns war neugierig genug, die Richtigkeit der Vermuthung zu untersuchen; aber die Furcht vor einem unangenehmen Besuche hinderte uns, an diesem bequemen Orte anzuhalten; es war eine Insel, deren Boden den beständigen Ueberschwemmungen eine größere Fruchtbarkeit zu danken hatte. Die Ceibas waren gestreckter und majestätischer; man sah keine Guarumos mehr, deren von unzähligen Ameisen zernagte Stämme früher so oft unsere Schifffahrt hinderten. Dagegen schienen überall natürliche, durch Schmarotzerpflanzen und durch das dichte Laub der Bäume gebildete Lauben von großer Ausdehnung den Reisenden einzuladen, in ihrem Schatten von der Sonnenhitze auszuruhen. Was uns besonders auffiel, waren eine Menge Bäume, welche natürliche Fächer und Sonnenschirme vorstellten; dergleichen die Kunst ehemals in unsern Lustwäldern zuschnitt. So herrlich dieser Platz war, so wollten meine Bogas doch nicht daselbst bleiben. Der Moschusgeruch hatte sie so erschreckt, daß sie eine wüste Sandbank vorzogen.

Am 11. Februar ließen wir den Fluß La Miel zur rechten, nachdem wir unsere Krüge für den Rest der Reise

mit seinem hellen und kalten Wasser gefüllt hatten: ich schätzte seinen Werth doppelt, seitdem ich von dem gelben und morastigen Wasser des Magdalenen-Stromes getrunken hatte. Gegen Nacht erreichten wir Buena-Vista.

Am andern Morgen frühe fuhren wir vor der Mündung des Rio Negro vorbey, der aus den Bergen von Zipaquira kommt; später erblickten wir, mitten in einem Walde von Cacaobäumen, den Weiler Guarumo, der beträchtlich werden wird, wenn man das Project ausführt, die Landstraße von Bogota nach dem Magdalenen-Strome durchzuführen. Hier wird die Natur rauher; die Aeste der Cordilleras rücken näher zusammen; der Fluß wird enger; die von den Bergen rollenden Steine haben sein Bett angefüllt; seine Strömung ist sehr reißend, und zwang meine Leute zu einer angestrengten Arbeit. Zwischen Felsen eingeschlossen, ergießt der Strom mit Ungestüm sein Wasser durch die engen Mündungen, die er sich geöffnet hat. Wenn die Natur nicht die Gewalt dieses Wassers durch die häufigen Winkel gebrochen hätte, welche die vorspringenden Puncte der Cordilleras bilden, so könnten die Piroguen ihr in dem engen Flußthale nicht widerstehen. Dieses Thal ist der natürliche Abfall des Bergrückens, der sich von Chaguani bis La Purificacion erstreckt.

Am 13. hatte ich wenig Gelegenheit zu Beobachtungen; nur kurz vor Nacht setzte mich der sonderbare Anblick des Peñon de Garderia in Erstaunen. Gleich allen Vorgebirgen des Stromes, ist er senkrecht wie eine Mauer, und besteht aus drey Thonlagen von sehr verschiedenen und sehr lebhaften Farben. Die Caïmans, welchen jede Störung und alles Geräusch zuwider ist, vermeiden gewöhnlich die obere Region des Stromes; aber wir fanden mehrere am Fuße der Garderia, wo die Stille des Wassers ihren Sitten zu-

spricht. Reiher und andere Raubvögel, die an der Jagd Theil zu nehmen pflegen, welche diese Amphibien auf Fische machen, lagerten schaarenweise auf der Ebene, die der Peñon de Garderia trägt. Wir verloren bald diesen abgestumpften Berg, und mit einbrechender Nacht die Cerrania de Garapipi aus den Augen.

Am 14. waren wir vor 12 Uhr in Perico: so nennt man eine Reihe Klippen, an welchen das Wasser sich mit großem Geräusche bricht und in weißem Schaum in die Höhe spritzt, wie an den Küsten des Meeres. Hier kann man weder Stange noch Ruder mehr gebrauchen. Ein Boga stürzt sich ins Wasser, um ein Tau an einem Banme des festen Landes zu befestigen; an diesem wird das Schiff bugsirt. Das Manöuvre mißlang uns; das Tau brach, und die Pirogue schlug mitten auf den Klippen um. Die Bogas sprangen ins Wasser und schwammen ans Ufer; von da aus riefen sie mir zu, ich sollte ihnen folgen, die Pirogue sey verloren und ich müsse sie aufgeben. Da ich nicht schwimmen kann, mußte ich auf dem umgekehrten Fahrzeuge bleiben; ich klammerte mich fest an dasselbe. Die Pirogue schien wie an die Felsen genagelt; kein Stoß konnte sie in Bewegung bringen. Ich hielt mich über dem Wasser, welches glücklicherweise niedrig war: ein wenig weiter wäre ich ertrunken.

Alles, was mir am Herzen lag, Alles, was ich in sechs Monathen mit so viel Mühe und Beharrlichkeit gesammelt hatte, war in der Pirogue. Was hätte aus mir werden müssen, wenn mein Gepäck verloren gewesen wäre? an wen hätte ich mich gewendet? wer hätte mich von Allem entblößt gesehen und mir geholfen? Ein Schiffbruch auf dem festen Lande erregt kein Mitleid, nur Lachen.

Betäubt von dem Lärm der Wellen, gereizt durch das

Geschrey meiner feigen Bogas, sprang ich ins Wasser; es ging mir bis ans Kinn. Ein Ruder, das ich im Augenblick der Gefahr ergriffen hatte, diente mir zum Hebel, um die Pirogue in die Höhe zu bringen. Die Neger sahen mir zu; der Erfolg meiner Anstrengung wunderte sie; sie kamen mir endlich zu Hülfe; es gelang uns, die Pirogue wieder flott zu machen. Ich bestieg sie; meine Matrosen schwammen dem Ufer zu, und zogen das Schiff durch die Klippen hindurch nach sich.

Sobald wir auf dem Trocknen waren, leerte man die Pirogue; sie war voll Wasser; alle meine Sachen waren verdorben, manches fehlte. Dieser Verlust rührte mich nicht sehr; ich war zu froh, der Gefahr entronnen zu seyn. Doch konnte ich mich nicht enthalten, meinen Matrosen die Feigheit vorzuwerfen, mit der sie mich im Stich gelassen hatten. Sie schämten sich zu sehr, um mir ein Wort zu erwiedern. Die Sonne hatte den Kahn bald getrocknet, und wir stiegen wieder ein. Ehe wir abstießen, hatte ich alle Vorsichtsmaßregeln ergreifen lassen: der Vorfall an diesem Morgen hatte mir so viel Ansehen verschafft, daß sich die Bogas ganz meiner Leitung überließen. Wir kamen ohne neue Widerwärtigkeiten in Honda an, welches noch 22 Stunden von Bogota entfernt ist.

Honda liegt in einem Thale, das ringsum von Bergen eingeschlossen ist. Die Hitze war hier zum Ersticken. Ehe man die Stadt erreicht, kommt man über zwey Brükken; auf der letzten passirt man den Guali, einen reißenden Bach, der sich mit dem Magdalenen-Strome vereinigt. Diese hölzernen Brücken sind von kühner Bauart; sie ruhen auf Felsstücken, die ihnen statt Widerlagen dienen: Erdstöße erschüttern sie oft.

Das Erdbeben, das Honda vor funfzehn Jahren erfuhr, hat schreckliche Spuren von Verwüstung zurückgelassen:

viele Häuser und sogar die Kirche liegen noch in Ruinen. Doch stehen noch einige ziemlich regelmäßige Gebäude. Die Straßen sind schnurgerade und gepflastert. Honda ist ein wichtiger Platz, weil die Schiffe, die aus den an der See gelegenen Provinzen kommen, hier ihre für das Innere des Landes bestimmte Waaren abladen. Hier ist auch eine Zollstätte.

Ich begab mich auf das andere Ufer des Stromes, wo die Straße nach der Hauptstadt anfängt, und schätzte mich glücklich, endlich meine Bogas verabschieden zu können. Ich fand eine gastfreundliche Aufnahme in dem Hause des Zollbeamten, und rechnete sogleich mit den Matrosen ab. Aber nun zeigte sich eine neue Schwierigkeit, von der ich einen langen Aufenthalt befürchtete. Ich hatte keine Maulesel. Ich sah welche im Hofe; aber sie sollten für Rechnung der Regierung Tabak transportiren; mein Wirth gab mir einen Wink, dem ich folgte, und wonach ich mich an die Eigenthümer wandte. Wir waren bald einig: ich versicherte mich der Thiere, und beschloß, nicht später als am folgenden Tage diese Gelegenheit zu benutzen, um nach Bogota zu kommen.

Der Magdalenen-Strom kommt unter 1° 58′ N. B. und 58° 45′ W. L. aus dem See Papas; fast sein ganzer Lauf geht in gerader Richtung von Süden nach Norden. Der Cauca, dessen Quelle westlicher ist, wäre für die Schifffahrt eben so bequem, wenn sein Bett sich nicht immer mehr verengte, je mehr er sich dem Puncte nähert, wo er sich mit dem Magdalenen-Flusse vereinigt; hierdurch wird die Schifffahrt an vielen Orten gefährlich oder ganz unmöglich, da hingegen die Magdalena sich immer erweitert, je mehr sie sich von ihrem Ursprunge entfernt.

Die Natur scheint absichtlich diesem Strome sein Bett

mitten in der Columbischen Cordillera angewiesen zu haben, damit er zur Verbindung zwischen den Gebirgen und dem Meere diente. Doch wäre er nichts anders, als ein unschiffbarer Bergstrom, wenn dieselbe Natur nicht seinen Lauf an mehreren Stellen durch Felsenmassen gehemmt hätte, an denen seine Gewalt bricht. So fließt sein Wasser größtentheils ruhig durch die Ebenen der Provinzen Santa-Marta und Cartagena, befruchtet sie und erfrischt durch seine Ausdünstung die brennend heiße Luft. Man bemerkt drey Temperaturen auf diesem Strome; von seiner Mündung bis Monpox wehen kühle Meereswinde; von da bis Morales wird die brennende Atmosphäre von keinem Lüftchen erfrischt, und der Mensch würde verschmachten, wenn nicht in der Nacht ein starker Thau fiele; von Morales aufwärts vermindert der Süd-Wind die Hitze des Tages, und die dritte Temperatur, die man die Witterung der Landlüfte nennen kann, macht, daß die Fahrt auf dem Strome selten tödtlich für den Europäer wird. Aber wenn sie für das Leben des Menschen ohne Gefahr ist, so genießt er während derselben nicht einen Augenblick Ruhe; längs des Stromes hat er immer gegen Myriaden von Ungeziefer zu kämpfen; nahe am Meere verfolgen ihn die Mustiken, und weiter oben eine kleine Fliege, welche die Einwohner Gegens nennen; diese Insecten stechen bis aufs Blut; kommt der Reisende endlich in die gemäßigtere Temperatur, so saugt eine große Fliege, der Tabano, sein Blut aus. Will er baden, so muß er fürchten, von einem Caïman verschlungen zu werden; geht er ans Land, so droht ihm oft der giftige Biß einer Schlange. Mit einem Worte, man kann sich nichts Unangenehmeres denken, als eine Reise auf dem Magdalenen-Strome. Wenn man noch für alle Mühseligkeiten durch den Anblick schöner Gegenden

ent-

schädigt würde: aber der fruchtbare Boden am Ufer des Stromes, statt mit Cacaobäumen, mit Zuckerrohr, mit Caffé Baumwolle, Indigo und Tabak bepflanzt zu seyn; statt dem erschöpften Reisenden die erquickenden Früchte der Tropenländer anzubieten, und statt eine Fülle von Blumen zu zeigen, sind mit Gesträuchen, mit Dornen und mit Schmarotzerpflanzen bedeckt, zwischen welchen einzelne Cocos- und Palmbäume emporschießen.

Viertes Kapitel.

Straße von Honda nach Bogota — Rio-Seco — Venta-Grande — Berg Sarjento — Thal Guaduas — Villeta — Facatativa — Beschreibung der Ebene von Bogota — Wasserfall von Tequendama — Natürliche Brücke bei Pandi.

Am 15. Februar früh Morgens verließ ich das Haus des gefälligen Zollbeamten in Honda. Wir kamen zuerst durch dichte Waldungen; nachher stiegen wir beständig, bis auf einen Punct, von welchem wir einer prachtvollen Aussicht genossen. Sie erstreckt sich über die Provinz Mariquito, deren Gebirge von unserm Standpunete aus wie niedrige Hügel erschienen. Man erkannte in der Ferne die weißen Häuser von Mariquito *) und näher bey uns Honda, dessen Mauern von dem Magdalenen-Strome bespült werden. Die grünen Gestade desselben tragen ungemein zur Schönheit des Gemäldes bey: die Gegend erinnert an die schönen Thäler der Normandie, durch welche die Seine sich

*) Fast alle Einwohner dieser Stadt haben Kröpfe.

schlängelt. Nicht lange, so verschwand dieses entzückende Schauspiel. Wir befanden uns wieder in einem Walde, wo ich durch die Bäume einen dünnen Wasserstreifen durchschimmern sah; es war noch der Magdalenen-Strom, aber wenige Augenblicke später war er ganz verschwunden.

Das Steigen fing wieder an. Ich erschrak anfänglich über die Steilheit der Cordillera, die ich nun zum erstenmal betrat; aber der sichere Tritt und die Besonnenheit meines Maulthieres beruhigten mich. Es war wirklich zum Verwundern, wie verständig es unter allen Steinen immer gerade diejenigen aussuchte, worauf es den Fuß sicherer stellen konnte. Ich überließ mich ganz seiner Leitung. Die Mauleseltreiber haben eine sehr gute Art, ihre Thiere bey gefährlichen Stellen zu führen. Selten schlagen sie dieselben; aber sie treiben sie durch ihr Geschrey an, und wenn sie fürchten, daß die Thiere ausgleiten könnten, so stämmen sie sich hinten gegen sie.

Wir gingen über den Rio-Seco, hielten einen Augenblick bey einer Venta*) still, durchwateten dann eine Menge Flüsse und Bäche, welche die Straße überall durchschneiden, und erreichten endlich Venta-Grande. Die Wirthshäuser in den Cordilleras gleichen vollkommen denen, die ich früher beschrieben habe; man zahlt sehr wenig, aber man findet auch gar nichts in diesen elenden Hütten.

Am nächsten Tage hatten wir den Sarjento zu erklimmen. Ich werde nie vergessen, wie mühevoll diese Reise war. Urplötzlich befanden wir uns in einen feuchten Nebel eingehüllt, der so dicht war, daß ich die Leute, die gerade vor mir gingen, nicht unterscheiden konnte: mit einem Worte, es war vollkommen Nacht. Ich fühlte eine

*) Ein Wirthshaus. Uebers.

große Abspannung, und befand mich durchaus unwohl; ein Zustand, der in den Cordilleras bei dieser Naturerscheinung sehr gewöhnlich ist. Gegen Mittag zerstreute sich der Nebel. Bald darauf kamen wir an einen Stein, auf welchem man die Höhe des Standpunktes über dem Meeresspiegel verzeichnet hatte. Sie beträgt 870 Toisen, und wir waren noch 18 Stunden von Santa-Fé. Der Weg wurde besser, und wir erreichten bald den Gipfel eines Berges, von welchem wir das schöne Thal Guaduas vor uns sahen, in das wir nun hinabstiegen. Es that mir wohl, mich auf einer grünen, auf allen Seiten von Bächen durchschnittenen Wiese zu befinden; schmale aber sichere Brücken führten über das Gewässer; rechts und links standen mitten in bebauten Feldern Hütten, welche von Weidenbäumen beschattet waren: zahlreiches und wohlgenährtes Vieh weidete im Grase. Die Wärme war angenehm, gerade so, wie man sie auf der Insel Madeira empfindet. Wir waren auf einer Höhe, wo der Mensch sich behaglich fühlen kann, nämlich 647 Toisen; also um 223 Toisen tiefer hatten wir einen andern Himmel und ein anderes Land gefunden, als auf den Bergen, über die wir am Morgen gekommen waren.

Der Weg war eben und nicht beschwerlich, und ich war bald in Guaduas. Diese Stadt kam mir damals *) sehr reinlich vor; einige Straßen sind gepflastert und haben Seitensteige; der Platz, auf welchem die Kirche und andere öffentliche Gebäude stehen, ist mit einem Springbrunnen verziert; die Häuser sind auswendig weiß angestrichen, und geben dem Ganzen ein freundliches Ansehen. Es ist sehr natürlich, daß der Reisende, der über die Sandsteingebirge

*) In der Folge wird man die Ursache des Beyworts damals finden. Uebers.

gekommen ist, welche Guaduas von dem Magdalenenstrom trennen, eine Art von Entzücken fühlt, auf einmal in ein Thal versetzt zu seyn, wo eine sanfte Wärme herrscht, welches durch Krystallbäche gewässert und mit allen Reizen der Natur geschmückt ist. Schade, daß der Mensch so wenig thut, um die Gaben, welche ihm die Natur darreicht, zu vervollkommnen und mit gehöriger Sorgfalt einzusammeln.

Die weiße Farbe der Menschen, welche in diesem schönen Lande wohnen, muß ebenfalls dem vom Magdalenenstrome kommenden Europäer angenehm auffallen, so wie der gute Anstand des weiblichen Geschlechts, und die Kunst, mit welcher es sich, unter dem Scheine einer großen, bis zur Nachlässigkeit gehenden Einfachheit, zu kleiden weiß. Es ist jedoch zu bemerken, daß nicht in Guaduas allein, sondern überall im Spanischen Amerika, die Bäuerinnen viel besser, als die in den gebildetsten Theilen Europa's, sich ein gewisses vornehmes und gefallendes Ansehen zu geben verstehen. Sie haben den Vortheil, daß keine schwere Arbeit ihre zarten und schön gerundeten Glieder frühzeitig entstellt. Die Einwohner von Guaduas fühlen sich in dem schönen Clima glücklich; ihre Zufriedenheit flößt ihnen Wohlwollen gegen die Fremden ein: den Beweis davon erhielt ich sogleich bey meiner Ankunft; man schien erfreut, eine Gelegenheit zu finden, wo man Gastfreundschaft üben könnte.

Sieben Dörfer, die zusammen etwa 14,000 Seelen enthalten, machen den Bezirk von Guaduas aus. Das meiste Land gehörte dem Señor Acosta, dem politischen Richter des Orts, dessen Gastfreyheit und Wohlthätigkeit in der ganzen Gegend berühmt sind. Die Producte des Feldes sind Pisang, Caffé, Orangen und Zucker. Von

letzterm soll man jährlich 40,000 Arrobas (1 Million Pfund) gewinnen. In einer Entfernung von drey Tagereisen *) liegt Palma; dieses Dorf hat Gold-, Eisen- und Smaragd-Minen, die man sich vornimmt zu bauen.

Tages darauf sahen wir Billetta von sehr weitem; dieser Ort stellt sich sehr hübsch dar. Die Hitze ist hier sehr stark, denn man ist nur noch 583 Toisen über der Oberfläche des Meeres. Gegen Nacht erblickten wir ein Kreuz, das einer Venta zum Schilde dient, und 908 Toisen höher liegt, als der Ocean; wir waren also um 325 Toisen gestiegen.

Am folgenden Tage eilten wir, um Bogota zu erreichen; aber es war schon 12 Uhr Mittag, als wir nach Facatativa kamen, von wo wir noch mehr als 10 Stunden bis Bogota zu machen hatten.

In Facatativa betrat ich zuerst den berühmten Bergrücken von Bogota. Ein neues Schauspiel eröffnete sich mir; nichts glich mehr dem bisher Gesehenen; ich befand mich auf einmal wieder in Europa. Hinter Facatativa mußte ich viel von dem Staube leiden, den der Wind umhertreibt, und der den Einwohnern das Ansehen von schwarzen Menschen giebt. Zum Glück legte er sich, bevor es Nacht wurde, so daß ich mich ungestört dem Vergnügen überlassen konnte, das mir der Anblick der Felder gewährte. Ich sah zu meinem Erstaunen Bauern, welche mit Pflügen, an denen Ochsen gespannt, lange Furchen zogen, und Schäfer, welche Herden vor sich her trieben, die, wie die unsrigen, mit dicker Wolle bekleidet waren. Ich glaubte in meinem Vaterlande zu seyn. Ich bemerkte lange Reihen von Maulthieren und Ochsen, welche mit Getreide,

*) Aber nicht auf der Straße nach Bogota. Uebers.

Kohlen und Aepfeln beladen waren; andere, die aus Guaduas kamen, trugen Orangen und verschiedene Südfrüchte. Die wilde Miene der Treiber stach freylich gegen die Europäische Physiognomie des Landes sehr ab, so daß ich mich eher nach den Tatarischen Bergen versetzt glauben konnte; denn diese halbnackten Indianer haben mit den Völkern von Ostasien eine sehr große Aehnlichkeit.

Um Bogota zu erreichen, mußte ich die ganze Nacht durch reiten. Ich litt sehr von der Kälte. Den 20. Febr. um 4 Uhr Morgens war ich in der Hauptstadt *).

Die Ebene von Bogota, welche unter 4° 30′ nördl. Breite liegt, erhebt sich 1370 Toisen über das Meer; sie ist 16 Stunden lang von Norden nach Süden, halb so breit und von hohen Bergen eingefaßt.

Ehe ein gemeinschaftliches Oberhaupt und einerley Religion aus den Moscas, welche ursprünglich diese Gegend bewohnten, Ein Volk machten, hat, der Tradition nach, die Ebene von Bogota schreckliche Revolutionen erfahren. Als die Spanier das Land eroberten, fanden sie alte Leute, die ihnen erzählten, vor sehr langer Zeit sey einmal der Fluß Funza (Bogota) ausgetreten, und habe die ganze Ebene überschwemmt; die erschrockenen Einwohner hätten sich auf die Berge geflüchtet, wo sie vor dem Wasser sicher waren. Mitten in der schrecklichen Verwirrung erschien ein Gottgleiches Wesen; man nannte es Zhue oder Bochica. Mit seinem Stabe schlug es den härtesten Fels, der sich sogleich von einander that; das Wasser stürzte sich durch die Oeff-

*) Es ist ein kleiner Irrthum von 24 Stunden in der Zeitberechnung des Verfassers. Entweder hat er sich einen ganzen Tag in Guaduas aufgehalten, oder er ist den 19. früh in Bogota angelangt. Uebers.

nung; so entstand der berühmte Fall von Tequendama. Diese Volkssage hat das Andenken einer Zeit erhalten, wo das Meer die ganze Ebene von Bogota bedeckte: jetzt sieht man in diesem großen Thale nur eine Menge Bäche, einige Weiher und zwey Flüsse, den Commun und den Bogota oder Funza.

Schon in Honda verkündigt man dem ermüdeten Reisenden ein neues Europa; auf der Ebene von Bogota findet er wirklich das verheissene Land; hier hat er die reißenden Thiere und die Insecten nicht mehr zu fürchten, welche die Gegenden heimsuchen, durch die der Magdalenenstrom fließt; auf dieser Höhe müßten sie beinahe vor Kälte umkommen. Aber wenn den Menschen hier nicht dieselben Gefahren erwarten, gegen die er dort sich kaum schützen konnte, so kann dagegen die plötzliche Aenderung des Clima seiner Gesundheit sehr nachtheilig werden, denn in dieser hohen Region steigt die Wärme selten über 12° R., und man kann mit mehr Recht sagen, daß ein ewiger Herbst auf der Fläche von Bogota ruht, als daß sie sich eines beständigen Frühlings zu erfreuen habe.

Außer Apfel- und Weidenbäumen wachsen hier keine andere Bäume; dagegen finden sich die Gaben der Ceres in großem Ueberfluß. Alle Felder sind mit Gerste, Weizen, Hafer und vortrefflichen Futterkräutern besäet. Warlich, der Anblick von Fluren, die so reich sind, als die von Beauce *), auf einer Höhe, wo man in Europa

*) So heißt derjenige Theil der ehemaligen Provinz Orleannois, worin Chartres liegt, ein Distrikt, der wegen seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit, im mittlern und nördlichen Frankreich zum Sprichworte geworden. Wir würden jene Erklärung kaum nöthig erachtet haben, wenn nicht unsere Geographen, die ihre Bücher aus Büchern machen, sich eingebildet hätten, die neuen officiellen Benennun-

nichts als Schnee findet, und wobey ein Mensch kaum leben kann, ergreift auf eine wunderbare Weise. — Ich gestehe, daß die Gemüsegärten und Blumenbeete, die man an einigen Stellen des Bogotischen Bergrückens antrifft, mir nicht gleiche Bewunderung abgewinnen konnten, als anderen Reisenden vor mir. Es ist unstreitig erfreulich, nahe bey der Mittagslinie Europäische Gemüse, Europäische Früchte zu erblicken, wenn nur nicht Farbe und Geschmack zu bald belehrten, daß unter diesem Himmel keine Reife für diese Produkte zu erwarten ist. Der Anblick der Rosen und Nelken mag ergötzen; leider aber darf man sie der Nase nicht nähern, ohne von den Myriaden von Insecten gestochen zu werden, die, dem Auge unsichtbar, auf allen Blättern wohnen.

Schwerlich werden gescheute Agronomen diesem, in der Natur liegenden Nachtheil je abhelfen können; dessen ungeachtet aber bleibt das Thal von Bogota doch durch seine hohe Lage, seine Ausdehnung und seine ganz außerordentliche Fruchtbarkeit immer das schönste Land, das die menschliche Einbildungskraft erschaffen kann.

Die meisten Fremden, welche nach Bogota kommen, erkranken; auch ich zahlte dem Klima den ihm schuldigen Tribut; doch litt ich noch mehr vor Ungeduld, mehrere Wochen nicht ausgehen zu können. Allmählig stellte sich

---

gen der politischen Eintheilung, oder der Departementer, habe die durch Jahrhunderte, zum Theil vielleicht Jahrtausende, im Munde des Volks üblichen Namen verdrängen müssen. Fabri, Hassel, Cannabich kennen weder Beauce, noch eine Menge anderer Namen, die man in Frankreich öfter hört, als die Namen der Departementer. Wer in diesem Lande reisen, und aus ihnen Unterricht schöpfen will, wird sich oft sehr getäuscht finden, und eines von den schlechten geographischen Handwörterbüchern, die man in Frankreich hat, ihren gelehrten Compilationen vorziehen müssen. Uebers.

meine Gesundheit wieder her. Um meine Kräfte zu versuchen und mich auf größere Beschwerden vorzubereiten, machte ich eine Excursion nach dem 4 Stunden von Bogota entfernten Salto de Tequendama, von dem alle Reisende so viele Wunderdinge erzählen.

In Gesellschaft zweyer Einwohner von Bogota trat ich im April die Wanderung an. Der Weg ging südwestlich und war ganz angenehm bis Soacha, einem Dorfe, in dessen Nachbarschaft man fossile Elephantenknochen findet. Hier pflegt man zu übernachten; der Gasthof war denjenigen zu vergleichen, die man in Frankreich in den Dörfern antrifft; ist man berechtigt, in diesem Lande mehr zu erwarten?

Den andern Tag ritten wir zuerst längs des stillen Bogota, und dann über diesen Fluß auf einer Rohr-Brücke, welche zu dem Bauerhof Canoa führt; von hier fängt man an zu steigen, wobey unsere Pferde oft ausgleiteten.

Bis dahin hatten wir uns in einer Ebene befunden, wo der Regen hin und wieder Lachen gelassen hatte, die von allen Seiten mit dürren Bergen umgeben war und auf welcher in kleinen Zwischenräumen sich kahle Hügel, wie Inseln aus einem großen See, erhoben. Jetzt waren wir in einem ganz neuen Lande, und ergötzten uns an den hohen Bäumen, womit es bedeckt ist. Statt der traurigen, schwarzen Felsen, welche die Ebene von Bogota einfassen, sahen wir nichts als lachende Thäler, fruchtbare Anhöhen, und Hütten mitten unter Pisangpflanzungen, deren liebliches Grün gegen die dunklere Farbe der Wälder vortrefflich abstach.

Unser Vergnügen sollte nicht ungetrübt bleiben. Die Spitzen der Berge fingen an sich in Wolken zu hüllen, welche mit großer Geschwindigkeit gegen die Region herab-

eilten, wo sie sich in Gewitterregen aufzulösen pflegen. Dieß Phänomen bewog uns, die Pferde anzuspornen.

In dem morastigen Walde, in welchem sich der weltberühmte Wasserfall von Tequendama befindet, konnten wir unsere Thiere nicht weiter brauchen; wir banden sie an Bäume. Auf einen Stock gestützt, stiegen wir auf den kothigen Fußsteigen hinab, auf welchen die Holzschläger das nach der Stadt bestimmte Brennholz von Ochsen heraufschleifen lassen. Wir hörten das Getöse des Wasserfalls, aber wir sahen nichts. Nach langem Umherschweifen machten wir die Entdeckung, daß wir uns verirrt hatten. Niemand fand sich, um uns zurecht zu weisen. Zum Glück erblickte Einer von uns einen Fußsteig, der zwar sehr steil war, den man aber durch querliegende Aeste, die als Stufen dienten, gangbar gemacht hatte. Dieß gab ihm Hoffnung, Menschen zu finden; er stieg hinab und sah anfänglich nichts als einen Fluß und eine Höhle. Schon wollte er den Rückweg antreten, als er zu seinem Erstaunen einen Menschen erblickte, der bis zur Oeffnung der Höhle hervorgekrochen war; dieser bot sich zum Führer an, als er unsere Verlegenheit erfuhr. Der Ort seines Aufenthalts war ein unter den Felsen ohne große Kosten gebauter Stollen, wo man mit vieler Anstrengung täglich einige Pfund Steinkohlen zu Tage fördert. Man hat sich nicht die Mühe gegeben, den Felsen mit Pulver zu sprengen; das ganze Bergwerk besteht aus einem engen Gang.

Wir erfuhren, daß wir nicht so nahe bey dem Wasserfall seyen, als wir geglaubt hatten. Zwanzigmal waren wir im Begriff, in dem Koth liegen zu bleiben, doch endlich standen wir vor Tequendama. Nie hat mich etwas tiefer ergriffen, als der Anblick dieser Cascade. Ich war

anfänglich so betäubt, daß ich mir selbst nicht Rechenschaft ablegen konnte über das unerwartete Schauspiel, das vor mir stand; in stumme Verwunderung versunken, betrachtete ich das Wasser des Bogota, das, gleich einer von dem Gipfel des Chimboraço losgerissenen Lawine, durch zertrümmerte Felsen hinabstürzte. Um dieses große Schauspiel zu genießen, ohne zu schwindeln, legten wir uns an der Felsenmauer, welche diejenige Seite des Abgrunds, über welcher wir standen, eindämmt, auf den Bauch. Man erzählt, Bolivar habe sich auf einem der Steine, welche den Ausfluß des Wassers hemmen, stehend gehalten.

Unsere Blicke drangen in die Tiefe hinab, ohne etwas anderes zu sehen, als Massen von Schaum, in einen Ocean von Dünsten gehüllt. Wir staunten, und doch sahen wir das Schauspiel nur halb, weil der Nebel tiefe Finsterniß um uns her verbreitete. Wir wünschten sehnlichst, daß der Himmel sich aufheitern möchte. Während das Wasser des Flusses von den noch mit Eis bedeckten Höhen der Cordillera in den unabsehbaren Abgrund stürzt, den sein Ungestüm ausgegraben hat, verwandelt es sich in einen dichten Nebel; die Sonne, welche sich hinter diesem verbirgt, zieht ihn in die Höhe; er benetzte uns von allen Seiten.

Wir seufzten nach einem Augenblick, wo es uns vergönnt seyn würde, das Naturwunder, welches uns hieher gelockt hatte, in seiner ganzen Schönheit zu schauen. Plötzlich enthüllte es sich vor unsern Augen, aber nur auf wenige Momente. Die Wolken zerstreuten sich, um uns einen schnellen Blick auf das Phänomen zu erlauben. Wir schauten zuerst an der Höhe über uns (78 Toisen, nach Salazar) hinauf; mitten unter den Palmbäumen, welche diese neue Region bedeckten, sahen wir einen Fluß (den

Bogota) sich durch grüne und glänzende Felder schlängeln, wo gewiß Thiere der heißen Zone weiden; ein wenig höher prallt ein Theil des Flusses von einem vorspringenden Felsen, dem er in seinem Laufe begegnet, zurück; sein schäumendes Wasser, das sich himmelan erhob, glich zwey Krystallsäulen; ihre Umrisse zeichneten sich auf den Dünsten, deren ewige Quelle sie sind, rein ab. Vor uns war die Scene nicht weniger anziehend; in der ganzen Länge der außerordentlich hohen Berge, welche das jenseitige Ufer bilden, fielen mehrere Flüsse herab, die in der Entfernung, in der wir standen, herabrollenden Bändern von Silberlahn glichen. Eine kleine Weile, und die Sonne verdunkelte sich; Finsterniß war um uns her, der Regen fiel in Strömen. Wir mußten uns von der schönen Naturscene losreißen und nach Bogota eilen, um nicht in dem vom Regen überschwemmten Walde durch die Nacht überfallen zu werden.

Meine Excursion nach Tequendama gab mir Lust, die übrigen Wunder des Landes zu schauen, welche in den Werken des Hrn. v. Humboldt so trefflich beschrieben sind *). Ich hatte großes Verlangen, die Brücke von Pandi in Augenschein zu nehmen. Ende Aprils machte ich mich mit einem Führer auf den Weg; von Bogota geht der Weg nach Südost.

Ich kam erst durch Fusagasuga, welches 940 Toisen hoch, und also viel niedriger liegt, als das Thal von Bogota; diesem Umstande dankte das Dorf eine wärmere Luft und einen mannigfaltigern Reichthum des Bodens. Ein anderes Dorf, welches nach einem Baum, den man in diesen Gegenden überall findet, Choco heißt, ließ ich rechts; ich

*) In den Vues des Cordillères.

erstieg den Alto de Honda, und gelangte, nach mancherley Beschwerden und Mühseligkeiten, durch ein fast unbewohntes Land, am zweyten Tage nach Mercadillo. Ueberall hatte ich eine Hitze von 18 bis 20 Grad R. auszustehen gehabt.

Erst vor wenigen Jahren hat man Mercadillo gebaut, in der Hoffnung, die in der Nähe sich aufhaltenden Indianer von Cundaia dahin zu locken; aber diese Halbwilden setzen einen zu großen Werth auf ihre Unabhängigkeit, und lieben die Weißen nicht genug, um neben ihnen in Mercadillo wohnen zu wollen. Aus diesem Dorfe kam ich in die Gegend dieser Indianer selbst; das Land ist ganz unbebaut; nur erblickt man hin und wieder Pisangbäume, Zuckerrohr und einige in den warmen Ländern einheimische Fruchtbäume. Zwar stößt man auch auf Kühe und Ziegen, aber sie gehören nach Mercadillo, dessen Einwohner eben so sorglos sind, als die Cundaia-Indianer, und die Vanille, die hier häufig wächst, von ihrem Vieh fressen oder zertreten lassen.

Wir brauchten nur eine Stunde, um die natürliche Brücke von Pandi zu erreichen. Sie besteht aus einem einzigen, 20 Fuß breiten Stein. Von demselben blickte ich in die Oeffnung zwischen den zwey Bergen hinab, welche 140 Varas (ungefähr 363 Fuß) tief ist. Ganz unten sahe ich ein Wasser fließen, welches von der Höhe, wo ich stand, nur ein Bach schien; in einer kurzen Entfernung kann man jedoch nicht mehr durch dasselbe waten. Unter den von den Bergen herabgerollten Felsstücken, die in der breiten Oeffnung zwischen denselben liegen geblieben sind, bewunderte ich weniger dasjenige, welches zur Brücke dient, als eine ungeheure Trümmer, die, weiter oben, wie der Schlußstein eines Gewölbes in der Luft schwebt, und jeden Augenblick herabzustürzen droht.

Die Einwohner der Gegend halten diesen finstern Schlund für den Eingang zur Hölle; und wahrhaftig! die ewige Nacht, die daselbst herrscht; das Klagegeschrey der Nachtvögel, das man in den Höhlen, wo sie den Tag zubringen, wiederhallen hört; das schwarze Wasser, das in der Tiefe modert; die herabhangenden Aeste der Bäume, die den Schauplatz dieser Mysterien den Augen der Menschen entziehen; das Getose des Wassers; die Felsen, die, das Mährchen der Persischen Mythologie verwirklichend, zu Brücken werden; die Dunkelheit, welche auf dieser Greuelscene ruht; Alles erinnert an das Reich des Todes. Die Täuschung ist um so größer, als fast kein lebendes Geschöpf in diesem Orte der Wildniß anzutreffen ist; der Mensch hat seine Wohnung fern von da aufgeschlagen; alle Thiere hat der fürchterliche Lärm verscheucht. Wie wohl fühlt man sich, wenn man aus diesen Wäldern, wo vielleicht einst die Indischen Priester ihre Menschenopfer schlachteten, in eine Gegend kömmt, wo ein hellerer Tag herrscht, und die Natur ein minder trauriges Gewand trägt!

Ich war mit dem, was ich gesehen, nicht weniger zufrieden, als mit Tequendama, obgleich das Wunder von Pandi weniger großartig ist. Es ist ein sprechender Beweis der Macht der Natur; um zwey Berge zu verbinden, brauchte sie nur einen Felsen von der Höhe rollen zu lassen.

Wir näherten uns dem Gipfel der Berge, welche Mercadillo beherrschen, und von welchem aus man die Steppe *) von Limona erkennt, die sich bis an den Mag-

*) Spanisch Llanos. Hr. v. Humboldt hat dafür immer das Wort Steppe gebraucht, womit man sonst nur die Tatarischen

dalenenstrom erstreckt; wir durchwanderten Wälder, die das Beil noch nie berührt hat; sie sind die Wohnung der Bären, der Jaguar und Konguar. Vor Nacht erreichten wir Fusagasuga. Je mehr wir uns von dem Thale von Mercadillo entfernt hatten, wo die Luft brennendheiß ist, desto schöner und kräftiger ward der Schlag Menschen, dem wir begegneten.

Den andern Tag kehrte ich nach Bogota zurück. Bis 6 Uhr Morgens zogen wir durch Pflanzungen von Maïs, Zuckerrohr, Caffé und Chirimoya (Anona); um 9 Uhr wandelten wir im Schatten der Chinabäume, und ließen uns vom Nebel einhüllen; um 11 waren wir auf der unfruchtbaren Heide der Bergspitze, und der Regen durchnäßte uns; um 3 Uhr stiegen wir abwärts durch schöne mit Gerste und vortrefflichen Futterkräutern bedeckte Fluren, wo die Luft am Abend frisch und fast kalt wird. Die reichen Abhänge, welche die Ebene gegen Süden begrenzen, führten uns endlich durch die überschwemmten und doch dürren Umgebungen der Stadt, wo man nur vermittelst steinerner Brücken fortkömmt; so erreichten wir Bogota um 12 Uhr in der Nacht.

Ebenen bezeichnet hatte. Durch ihn hat das Wort auch für die Spanischen das Bürgerrecht erhalten. Uebers.

Fünftes Kapitel.

Reise in die Provinz Socorro, nördlich von Santa-Fé de Bogota.

Kaum war ich von einer Reise zurückgekehrt, so fühlte ich Lust, eine zweyte zu machen. Die reiche und bevölkerte Provinz Socorro reizte meine Neugierde. Ich verschaffte mir zwey Maulthiere und einen gescheuten Führer, und trat im Junius meine Excursion nach dem Thal Tenza an, welches nord-nordöstlich von Bogota liegt; auf diese Weise konnte ich die Ebene von Bogota in ihrer größten Ausdehnung untersuchen.

Wir folgten der sogenannten Königsstraße. Diesen vornehmen Namen gibt man einer nach Europäischer Art angelegten Chaussée, zu welcher man den ebenen Boden benutzt hat. An verschiedenen Orten sieht man Bauerhöfe, die mit Ziegeln gedeckt sind, Glasfenster haben, und überhaupt in gutem Stande sind. Jedes Gut ist sorgfältig mit einer steinernen Mauer eingefaßt. Das Getreide war noch grün, es versprach eine reiche Ernte, die aber erst in zwey Monathen Statt haben konnte. Ueber den Commun führt eine steinerne Brücke, welche den Spaniern keine Schande macht; sie ist für die Verbindung von Bogota mit den Salzwerken von Zipaquira sehr nützlich. Der Commun fällt in den Bogota. Wenn die Ebene bewohnter und besser angebaut seyn wird, kann dieser Fluß für den Handel des Landes sehr nützlich werden; jetzt

schwimmt

schwimmt auch nicht das kleinste Boot auf demselben. Die Nacht brach ein während wir unterweges waren; vor Kurzem war ein Alcade in der Gegend ermordet worden, wo wir uns befanden; ich blieb in einem Bauerhause.

Den andern Tag kam ich zwischen einer Menge an der Straße von Tunja liegender Häuser durch; die Einwohner sind in der Regel Indianer, Baumwollenweber oder Töpfer. Die Hütten dieser armen Leute sind ausnehmend klein, manche noch rund, wie sie vor der Eroberung alle waren. Mitten unter diesen jämmerlichen Hütten erblickt man mit Verwunderung das stattliche Haus des Geistlichen, das in der Ferne wie ein Schloß prangt. Niedrige Fenstergitter, Glasfenster und Dachziegel sind eine wahre Pracht neben den elenden Strohhütten, unter denen der Pfarrhof steht.

Gegen Mittag verließ ich die Ebene, und näherte mich den Sandsteinbergen, die sie beherrschen. Sesquile, auf dieser Seite das letzte Dorf des Thales von Bogota, liegt nahe beym See Guatavita. Ich fand die Luft auf dem Paramo (der Heide) von Chocotan sehr kalt. Der Wind blies so heftig, wie an der Küste des Meeres. Es fiel ein sehr kalter Staubregen, von dem uns Gesicht und Hände erstarrten. Das Erdreich ist schwarz, und die Heide, wie eine Düne, mit niedrigen Hügeln besetzt. Das Gras ist so fein, daß der Fuß des Wanderers eben so wenig Eindruck darauf macht, als auf den Sandwüsten Afrika's.

Vergeblich verbirgt sich hier das Wild in den immer aufsteigenden Dünsten; der Jäger dringt in die Wüste und holt sich seinen Raub. Man findet Bären von großer Stärke und Unerschrockenheit. Die Einwohner ziehen zuweilen gegen sie aus. Zu Pferde und mit Spießen be-

waffnet greifen sie den Bären an, aber diese Jagd ist gefährlich. Auf dieser außerordentlichen Höhe macht das Geschrey der Jäger, das Bellen der Hunde und das ganze Getümmel einer Jagd, das man bey einer plötzlichen Windstille hört, einen sonderbaren Eindruck; man staunt über den Muth und die Behendigkeit der Reiter, die im Galopp über die steilsten Spitzen der Berge dahineilen, bald durch Waldströme, bald über Abgründe setzen, Felsen erklimmen, und endlich mit ihrer Lanze das ermüdete Wild treffen.

Beym Herabsteigen vom Paramo de Chocotan traf ich auf eine einzeln liegende Hütte, nahe bey einer Asphalt-Mine, welche der Domkirche in Santa-Fé gehört. Ich brachte die Nacht daselbst zu. Obgleich die Saatzeit vorüber war, arbeitete man doch fleißig auf dem Felde. Tagelöhner, die man hier Peoni *) nennt, waren beschäftigt, mit langstieligen Hacken die Felder zu gäten. Diese Leute, die von Tagesanbruch bis zur Nachtzeit arbeiten, erhalten täglich einen Real (4 Gr. 3 Pf.) und zwey Portionen Masamora (Maïsbrey mit Zucker und Wasser). An der Meeresküste verdient ein Arbeiter täglich doppelt so viel Lohn und ein Pfund Fleisch; allein die Arbeit in den Cordilleras und bei 12 bis 15 Grad Wärme ist nicht so ermüdend, als am Gestade des Meeres, wo 25 bis 30 Grad Hitze den Menschen fast erdrücken.

Ich ritt längs den steilen Ufern des Machetan, dessen Quelle in der Heide entspringt, wo wir Tags zuvor waren. Dieser Bach bewässert ein reiches Thal; bei Somondocon nimmt er den Namen dieses Dorfs an und fließt östlich in die Steppe. Der Weg war abscheulich,

*) So heißt der Bauer im Schachspiel. Uebers.

und ich mußte die Kühnheit einiger mit uns zu Pferd reisender Weiber bewundern, die kleine Kinder auf den Armen trugen. Ungeachtet der unaufhörlichen Gefahr, lachten und sangen sie unbesorgt, als wenn sie in dem bequemsten Wagen auf den schönsten Straßendämmen Frankreichs dahinrollten. Wir zogen mit einander in Tiribita ein, wo man in den Bächen viel Schwefelkies findet, und langten vor Nacht in Guateké an; diese beyden Dörfer liegen auf sogenanntem Indischem Grund und Boden.

Die Patrioten beschuldigen die Indianer, daß sie sich nach der vorigen Ordnung der Dinge zurücksehnen; diese Vorliebe mag wirklich vorhanden seyn; ehemals war keinem Weißen erlaubt, sich bei ihnen niederzulassen; jetzt sind ihre Länder ein Gegenstand der Habsucht von mancherley Arten von Leuten *). Diese erzwungene Vermischung der Racen unterhält bey den Bewohnern aller dieser Dörfer eine heftige Antipathie, und ist die Ursache einer großen Erbitterung.

Jenseits Guateké setzte ich über den Fluß und fing an, das jenseitige Ufer zu erklimmen, wo Somondocon liegt. Die Temperatur war angenehmer, die Natur schien mir reicher und mannigfaltiger, als ich sie diesseits Machetan gefunden hatte. Ueberall sah man Pflanzungen von Zuckerrohr, Maïs und Yuca, alle mit Weiden eingefaßt, untermischt von Feldern mit Baumwollenstauden und Cactus, um welche sich eine Menge Schmarotzerpflanzen wandten, die mit den schönsten Blumen prangten. Besonders gewährt der Berg, an dessen Fuße Somondocon liegt einen sonderbaren Anblick; er glänzte wie Krystall; verschiedene Bergwasser, die senkrecht durch

*) Dieß wird später erklärt. Uebers.

die Waldungen herabfallen, welche auf dem Abhang des Berges stehen, verursachen diese Täuschung; ihr Getöse ist so groß, daß ich es in der Entfernung, in der ich war, hören konnte.

In dem armseligen Somondocon konnte ich kein Unterkommen finden; nach vielem vergeblichem Suchen setzte ich meine letzte Hoffnung auf den Geistlichen: aber ich betrog mich. Francisco Antonio Dias, so heißt der Ehrenmann, versicherte mich, sein Haus sey mit Fremden besetzt, und er habe nicht Raum für mich: die Wahrheit ist, daß er keine Fremde hatte. In meiner großen Verlegenheit bemerkte ich, daß eine Frau Mitleid mit mir fühlte; sogleich nahm ich ihre Gutmüthigkeit in Anspruch. Die Scheu vor den Andern, die mir ein Obdach verweigert hatten, besonders die Furcht vor dem Tadel des Geistlichen, machte sie unentschlossen; endlich nahm sie mich auf, und ich fand bey ihr eine Pflege, die mir schwerlich sonst wo zu Theil geworden wäre. Ich habe in dem Theile Amerika's, den ich bereiste, dieselben wohlwollenden Gesinnungen des weiblichen Geschlechts für alle Leidende gefunden, welche ich in den Gegenden Afrika's, die ich vor vier Jahren besuchte, bemerkt hatte. Die höhere Civilisation, auf welcher der Amerikaner steht, hat darin noch keinen Unterschied bewirken können. Nie hat hier, so wenig wie dort, der Reisende vergeblich die Wohlthätigkeit einer Frau angefleht.

Ich hatte viel von den Smaragdminen gehört, aus welchen die Indianer ehemals hier reichen Gewinn zogen: und hegte großes Verlangen eine Spur davon zu finden. Die Erkundigungen, die ich bey einigen Personen einzog, gaben mir Hoffnung, auf einem nahen Berge etwas zu entdecken. Ich machte mich fertig, ihn am andern

Morgen zu besteigen, als der Alcade von Somondocon an der Spitze von einem Dutzend Häscher sich bey mir einstellte, und mich aufforderte einen Brief zu lesen, den er mir hinhielt. Er verwandte kein Auge von meinem Gesichte, damit ihm der Schrecken nicht entgehen möge, den der Inhalt des Zettels bey mir hervorbringen würde. Aber der Brief hatte nichts Beunruhigendes für mich. Der politische Richter von Guatekê ermahnte seinen Untergebenen in Somondocon, auf alle meine Schritte zu wachen, weil man mich im Verdacht habe, ich wolle aus dem Oberlande in die Steppe dringen. Er empfahl ihm sehr, mir meinen Paß abzufordern; ich überreichte ihm sogleich dieses Papier. Bei seinem Anblick zogen sich die von dem Pfarrer ausgesandten Sbirren (denn ich erfuhr, daß dieß ein vom Geistlichen angelegtes Stückchen sey) betroffen zurück.

Dieser Vorfall störte mein Vorhaben nicht. In Gesellschaft eines zuverläßigen Führers nahm ich meinen Weg ostwärts nach dem Berge, wo Smaragde seyn sollten. Von seinem Gipfel erblickt man die Steppe; aber der Weg war so schlimm, daß ich drey Stunden brauchte, ihn zu erreichen. Meine Mühe ward reichlich belohnt, durch das prächtige Schauspiel, das sich mir plötzlich darstellte. An einigen Stellen war der Fleck, den ich erklettert hatte, nicht drey Fuß breit. Oestlich sah ich ein breites und tiefes Thal, durch das der Majoma fließt, nach welchem es genannt wird; weiterhin, aber viel niedriger, bemerkte man in derselben Richtung, hinter nicht gar hohen Bergen, eine dunkelschwarze Wolke am Himmel; es war die Steppe San-Martin, welche zwey bis drey Tagereisen weit entfernt ist. Ohne die Belehrung meines Führers würde ich an diesen Merkmale kein Land erkannt haben; und doch sind es sonderbarer Weise die nämlichen Anzeigen, welche

dem Seefahrer die Nähe des Landes verkündigen. Als ich meinen Blick westwärts wendete, sahe ich das reiche und schöne Thal, welches der Somondocon bewässert, und die weißen Häuser der Dörfer, deren Glanz mit dem Grün der Felder einen angenehmen Contrast machte. Somondocon selbst, auf welches die Berge ihren langen Schatten warfen, entzog sich meinem Blicke, aber ich erkannte Manta, Guateké, Suta und eine Menge einzeln liegender Häuser; viele andere blieben hinter den Pisangbäumen, die sie beschatten, versteckt. Menschen und Vieh vermochte ich nicht zu erkennen, aber den Ort, wo sie seyn mußten, konnte ich nach ihrem Geschrey berechnen, welches die, von der Ebene aufsteigenden Dünste, zu mir herauf brachten. Etwas Aehnliches hat man oft in den Gebirgen beobachtet; die Menschen unterreden sich daselbst in Entfernungen, durch die in flachen Gegenden die Stimme nicht dringt.

Mein Suchen nach Smaragd war ohne Erfolg; der Sand der Bäche, und der Schiefer der Berge zeigten mir nicht die mindeste Spur. Ich verließ also diese kalte Gegend, um wieder in ein warmes und weniger dürres Land zu kommen. Unsere Excursion wäre ganz glücklich und ohne allen Unfall geendigt worden, wenn nicht der ausgehungerte Hund meines Führers über eine Schaafheerde die uns begegnete, hergefallen wäre; alles Rufen und Drohen seines Herrn, selbst Prügel, konnten ihn nicht hindern, ein Schaaf in Stücke zu reißen. Dergleichen geschieht oft; nicht selten rotten sich die Hunde zusammen, um Pferde und Kühe anzufallen: dazu bringt sie aber doch nur der Mangel an Aas. Ein sonderbarer Instinct belehrt sie, wo todtes Vieh liegt; wenn sie sehen, daß die Geyer (vultur aura) sich auf einem Punct versammeln,

so schließen sie daraus, daß sich hier Aeser finden; sie verjagen die Raubvögel, und nehmen ihre Stelle ein.

Ich hatte gehofft, in Somondocon meinen Reisepaß, den man Abends vorher dem politischen Richter in Guateké zugeschickt hatte, wiederzufinden; er war nicht zurückgekommen, und ich harrte seiner bis Mittag, wo mich die Ungeduld antrieb, ihn selbst in Guateké abzuholen. Die Alcaden des Orts, denen ich ihn abforderte, machten mir viele Entschuldigungen; was aber besser war, als Worte, sie boten mir in ihrem Hause ein Nachtlager an. Da ich mich dafür bedankte, weil ich Eile hätte nach Suta zu kommen, schickten sie, mir unbewußt, einen Boten voraus, und ließen den Commandanten bitten, mich wohl aufzunehmen; ihre Empfehlung wirkte so gut, daß dieser Officier mich mit Artigkeiten überhäufte.

In Suta war ich erstaunt, den Besuch von dem Sohne eines vor mehreren Jahren in diesem Lande gestorbenen Französischen Arztes zu erhalten. Er heißt Courtois, hatte aber seinen Nahmen in Cortès hispanisirt. Ich konnte nicht ohne Mitleid die schreckliche Armuth des Sohnes von einem Landsmanne sehen. Er war fast ganz nackt, und nichts unterschied ihn von den armseligsten Einwohnern, als seine Gesichtszüge, welchen das Elend noch nicht die Gemeinheit eingeprägt hatte, die man bey den Andern bemerkt.

Mein Wirth in Suta wollte mich drey Tage behalten: ich mußte mich fast mit Gewalt von ihm losreißen, und richtete am 21. Junius meinen Weg nord-nordöstlich nach Tenza hin. In diesem Dorfe hielt ich mich gar nicht auf, und kam in Guachabita an, als es ganz Nacht war.

Hier endigt das Thal Tenza, zur Provinz Tunja gehörig. Es herrschen in demselben wenig Krankheiten und

die Kröpfe sind ein unbekanntes Uebel. Das Thal wird von einer Menge Bäche in jeder Richtung durchkreuzt; sie vereinigen sich in einige Flüsse, welche sich alle in den Somondocon ergießen. Dieser fließt in vielen Krümmungen dem Meta zu. An dem Ufer des Somondocon finden sich viele Salzquellen, von welchen die Einwohner statt des Salzes von Zipaquira Gebrauch machen.

Die Gegend ist ziemlich hoch gelegen. Der Boden besteht aus Lehm, welchen der Regen so auflöset, daß die Straßen ganz unbrauchbar werden. Der Reichthum der Producte entschädigt die Einwohner für ein vorübergehendes Uebel. Hier hat die Natur dem Menschen nicht umsonst vorgearbeitet; eine fleißige Wirthschaft hat ihre Geschenke zu benutzen verstanden. Pisang, Zuckerrohr, Maïs, Yuca, alles gedeiht vortrefflich; doch ist bey allem diesem Reichthum der Mensch arm; was die Natur für ihn that, zerstört der Staat durch ein übel verstandenes Auflagen-System. Vergeblich vermehren sich die Pflanzungen, umsonst füllen sich die Scheunen; der Bewohner des Thales Tenza lebt in dem schrecklichsten Elende, und man kann von ihm, wie von dem Anwohner des Magdalenenstroms, sagen: der Mensch darbt vor der Thüre des Ueberflusses. Man betritt kein Haus, man geht nicht auf den Straßen, ohne von Bettlern umringt zu seyn: in den Dörfern, auf dem Felde bettelt Alles; der Hartherzigste kann wenigsten dem Alter und den Gebrechen nicht ein Almosen verweigern.

Der Anblick des Elends verbittert das Vergnügen, welches die Schönheit des Landes und die milde Witterung gewähren: in der guten Jahreszeit, das heißt vom September bis März, wäre es sonst der herrlichste Aufenthalt. Im Sommer, wo ich das Land bereiste, fällt ein

anhaltender Regen. Ich hatte mich durch das Klima des Bergrückens von Santa-Fé, wo nach den Gewittern Trockenheit eingetreten war, täuschen lassen; dieses Plateau hat ein ganz anderes Klima, als der Rest der Cordilleras; dieß war mir ganz unbekannt, und ich glaubte in dem niedrigen Thale von Tenza müßte dieselbe Temperatur herrschen. Aber in dieser Zone hat jeder Ort seinen eigenen Himmel; Wärme und Jahreszeiten wechseln nach der Höhe über der Meeresfläche, auf welcher jeder liegt.

Das Thermometer zeigt hier gewöhnlich 15 bis 16 Gr. Das Klima ist sehr gesund, und die Zahl der alten Leute beträchtlich. Man findet Viele von Hundert Jahren und drüber. Man zeigte mir einen Baumstamm, den Kinder über einen Bach gelegt hatten, damit ihre Mutter *), welche über 115 Jahre alt war, auf einem kürzern Wege nach der sehr weit entlegenen, und auf einem steilen Hügel erbauten Kirche, welche sie mehreremale die Woche zu besuchen pflegte, gelangen könnte.

Da das Thal Tenza östlich von dem ungeheuern Gipfel der Cordillera liegt, so hat es mit der Steppe ungefähr einerley Witterung; das Frühjahr und die periodischen Regen haben also hier beynahe zu gleicher Zeit Statt, wie in der noch niedrigern Steppe, und folglich ist die Saatzeit ganz anders als auf den Bergen von Bogota. Man kann also an demselben Tage ganz verschiedene Bewirthschaftungen sehen. Auf der obersten Höhe werden die Felder im März besäet; etwas tiefer im May; ganz im Thale im Julius, aber in letzterm ist die Vegetation so kräftig, daß alles reift, ehe man noch ganz oben den Erfolg der Ernte berechnen kann.

*) Oder Großmutter? — Uebers.

Aus Quachabita *) kamen wir sehr bald auf den Volador, einen niedrigen Berg. Gleichzeitig traten wir in die kalte Region. Zu Umbita, wo ich schlief, erfror ich fast. Mich dünkte, nicht nur die Pflanzen, sondern auch die Menschen seyen ganz anders in diesen Bergen, als in der Tiefe. Statt der fröhlichen Gesichter des Thales Tenza, sah ich nichts, als traurige Mienen. Beym Eintritt in Umbita bemerkte ich einen Menschen an den Schandpfahl gebunden; der Geistliche hatte ihm diese Strafe aufgelegt. Kurz darauf war ich Zeuge, wie ein Andrer unter dem Stock des Milizen-Sergeanten sein Leben aushauchte. Welche plötzliche Umwandlung! Auf jedem Flecke des Thals sah ich die Pracht der Natur, im Contrast mit der schmählichsten Armuth: aber hier sind Mensch und Land gleich unglücklich. Bey einer Wärme, die nicht über 8 oder 10 Grade stieg, den Kopf voll von den Ideen, welche das Elend um mich her erzeugt hatte, brachte ich eine schlechte Nacht zu.

Vor Tage kam ich wieder in die Heiden (Paramos); dem nehmlichen Ostwind, welcher dem Thale Tenza Regen bringt, hatte ich hier gutes Wetter zu danken. Ich ließ Turmeque südlich liegen, und kam vor 12 Uhr Mittags nach Tiribi. Hier erwartete mich ein Anblick von ganz neuer Art: statt Pisangbäume und Zuckerrohr, sah ich Getreide- und Kartoffelfelder. Der Boden schien mir fruchtbar, doch nicht in dem Grade wie im Tenzathal; aber eine fleißigere Bewirthschaftung würde ihn unendlich verbessern. Man findet mehr Bäume, und auf den Wiesen

*) Der Verfasser nennt diesen Ort einmal Quachabita, und das andremal Pachabita. Wir wissen nicht, welches von beyden ein Druckfehler ist. Uebers.

weideten dickwollige Schaafheerden. Aber die Menschheit scheint auch hier noch leidend, und das Maestro statt Señor, womit man mich begrüßte, erinnert an die Sklaverey, in welcher dieses Volk Jahrhunderte lang geschmachtet hat.

Kaum hatte ich mich in Tiribi in einer Hütte, wo man mir ein Obdach gönnte, eingerichtet, als ein großer und starker Mann eintrat; es war der Geistliche. Nach den gewöhnlichen Eingangsformeln bat er mich, ihm meine Uhr zu zeigen, ich gab sie ihm in die Hand; er forderte sie zum Geschenk. Als ich mich weigerte, war es mein Säbel der seiner Habsucht reizte: er erhielt gleiche Antwort. Hierauf entfernte er sich, und lud mich ein, ihn zu besuchen; aber die Art, wie er dieß that, gab mir keine Lust von der Einladung Gebrauch zu machen.

Kurz hinter Tiribi kam ich auf das Schlachtfeld, wo im Jahre 1809 die Spanier ein Treffen gegen die Patrioten verloren. Bey Anbruch der Nacht erreichte ich Tunja: der Geistliche beherbergte mich; ich kann nicht ohne lebhafte Dankbarkeit an die Aufnahme denken, die ich bey ihm fand.

Schon vor der Ankunft der Spanischen Eroberer war Tunja eine beträchtliche Stadt, und für Cundinamarca eben so wichtig, als es Cusco für Peru ist. Quesada bemächtigte sich ihrer (um 1536) durch Mittel gleich denjenigen, welche den Abenteurern Pizarro und Cortes zu größeren Eroberungen halfen; er ließ den König von Tunja hinrichten. Man fand in seinem Nachlaß solche Schätze, daß die Spanier ausriefen: Wir haben auch Peru gefunden! Ein Theil davon wurde zur Erbauung einer neuen Stadt angewandt, welche lange die Nebenbuhlerin von Bogota war, weil aller Adel des Landes seine Wohnungen daselbst aufgeschlagen hatte. Jetzt ist es ein öder Ort.

Tunja hat gar nichts angenehmes, keine Menschen, kein sanftes Klima, wenig Wasser, besonders aber kein gesundes. Das Volk ist durch Kröpfe entstellt, der Himmel selten ohne Wolken, und die Luft kalt; die meisten Häuser fallen ein. Nur Eine sonderbare Naturerscheinung zieht Neugierige an, und macht das einzige Vergnügen der Einwohner aus. Nahe bey der Stadt, gegen Nord-Nord-West ist eine Quelle, deren Wasser bey Tage sehr kalt, bey Nacht aber so warm ist, daß man sich darin baden kann. Zu diesem Behuf hat man einen eigenen Wasserbehälter gegraben.

Tunja ist die Hauptstadt einer sehr ansehnlichen aber im Ganzen dürren Provinz; wäre die Hitze größer, so würde man oft glauben, in einer Wüste Afrika's zu seyn. Der Boden ist felsigt; überall sieht man die Spuren des Regens, welcher tiefe Furchen zurückgelassen, und an vielen Orten wahre Löcher ausgewühlt hat. Dabey fehlt es an Wasser, weil der Regen schnell verdunstet. Ungeachtet dessen gehört die Provinz zu den reichsten; die Einwohner sind thätig und unternehmend; sie verfertigen viele wollene und baumwollene Stoffe. Diese Fabricate sind grob, aber im ganzen Umfang der Republik gesucht: ihnen verdankt die Stadt einen gewissen Wohlstand.

Der größte Theil der Felder liegt brach, nicht gerade weil sie unfruchtbar sind, sondern weil die schläfrigen Eigenthümer sie nicht zu benutzen wissen. Vergeblich hat man durch Prämien versucht, sie aus ihrer Unthätigkeit und Gedankenlosigkeit zu wecken, namentlich in Leyva, wo man den Oelbau einführen wollte. Gerste, Weizen und Hafer gedeihen überall wohl: nur in wenigen Gegenden der Provinz würde die Kälte eine größere Mannigfaltig-

keit der Cultur verstatten: Reis, Zucker und Caffé bezieht man aus Muzo *).

Von Tunja bis Paipa brauchte ich Einen Tag: von hier wandte ich mich süd-südwestlich nach einem Gute, welchem eine besondere Wohlthat der Natur ein reiches Einkommen verschafft. Die fast eine halbe Stunde lange Wiese, in deren Mitte das Haus steht, hat mehrere schwefelhaltige, 49 Grad R. heiße Wasserquellen. In der trocknen Jahrszeit verdichten sich die Ausdünstungen derselben, und bedecken die ganze Wiese mit natürlichem Glaubersalz. Man sammelt dieses, und gebraucht es zur Stallfütterung. Das Vieh, das man auf der Wiese weiden läßt, ist in sechs Monathen fett. Der Eigenthümer kauft in der Steppe von San-Martino vieles Vieh auf, das er mit 5 Piaster (gegen 7 Rthl. Conv.-Geld) für das Stück bezahlt, und für 25 bis 30 (34 bis 40 Rthl.) verkauft. Dieses schöne Besitzthum gehörte sonst den Jesuiten. In der Nähe ist eine Schwefelmine.

Es gieng nun wieder nach Süd-Südost, und wir stiegen durch eine wüste und unbebaute Gegend in die Ebene von Sogamoso herab. Nach einer Stunde waren wir in Issa, einem östlich gelegenen Dorfe, wo unser ein sonderbares Schauspiel wartete; mit Gesang und Tanz feyerte man — den Tod eines Kindes: sonderbare Sitte, sich eines Verlustes zu freuen, der anderswo Thränen und Wehklagen verursacht **).

---

*) Dieser zwischen Tunja und Honda gelegene Ort, bezieht diese Producte wahrscheinlich aus letzterm. Uebers.

**) Diese Gewohnheit hängt mit religiösen Ideen zusammen. Der Tod eines unmündigen Kindes, das durch das Wasser der Taufe von dem Makel der Erbsünde gereinigt, sich durch keine eigne Sünde

Ich hatte mir vorgenommen den Totasee zu besuchen, der hinter Issa in gleicher Direction, aber höher, liegt. Vor Aufgang der Sonne verließ ich Issa mit einem neuen Führer, und erstieg den steilen Bergrücken, der den Nahmen Paramo Ramona führt: ich fand eine starre Kälte. Um 8 Uhr stand ich am Rande des Sees. Er ist so groß, daß man ihn kaum in einem Tag umgehen kann. Der Aberglaube hat diese Gegend mit gespenstischen Wesen bevölkert: man muß gestehen, daß sie ganz dazu geeignet ist. Alles um den See herum hat ein wildes und grausenerregendes Ansehen; er selbst, auf einer

---

hat beflecken können, führt für religiöse Eltern einen Trost mit sich. Das in diesem Zustand der Heiligung verstorbene Kind zieht sogleich als ein reiner Engel im Paradiese ein. Es ist nicht bloß von dem Ungemache des Lebens befreyt, sondern das Fegefeuer hat auch keine Ansprüche an seine Seele. Der Verfasser hätte auch in Europäischen Ländern, wo die katholische Religion durch keine Freygeister erschüttert worden ist, ähnlichen Festen beywohnen können, wie der Uebersetzer gethan hat. Dieser erinnert sich, im Jahre 1788. vor dem Palast eines Großen in Neapel vorbey gegangen zu seyn, wo ein sonderbarer Aufzug seine Neugierde reizte. Das Haus war mit kostbaren Teppichen, und mit Blumenkränzen behängt. Auf dem Balcon wurden Trompeten geblasen, und Pauken verkündigten eine fröhliche Begebenheit. Bedienten in der Staatslivree liefen auf der Straße umher, und luden die Vorübergehenden ein, an der Freude der Familie Theil zu nehmen, und sich Confect, das sie auf silbernen Schüsseln präsentirten, gefallen zu lassen. Referent fragte, welche Begebenheit so vielen Jubel verursachte: dem Hausherrn war ein Kind vor wenig Stunden gestorben! Noch mehr! Bald darauf, am 1. Februar 1789. starb der damalige jüngste Sohn des Königs, der Infant Carl Ludwig, fünf Monathe alt. Der Hof war in tiefer Trauer wegen des Todes Carl III., Vaters des Königs; aber auf 24 Stunden wurde sie abgelegt, und Alles was berechtigt war, vor dem Könige zu erscheinen, begab sich in großer Gala nach Caserta, um Theilnahme an der Freude zu nehmen, die dem königlichen Paar geworden war. Uebers.

solchen Höhe gelegen, ist ein Wunder der Natur; dabey werden seine Gewässer beständig von dem Winde, der aus dem noch weiter oben liegenden Paramo Toxilla herabsauset, durchwühlt; auf dem Sande findet man eine schleimartige Substanz von ovaler Form, mit einem fade schmeckenden Wasser darin; alle diese Erscheinungen können leicht von der Einbildungskraft zu einer Scene des Schreckens ausgemalt werden. Die Einwohner erzählen, das Wasser dulde kein Schiff; in unterirdischen Wohnungen, deren Pfosten man sehen könne, wenn man in den See bis auf einige Entfernung vom Ufer hineingehe, hausen böse Geister; zu Zeiten steige aus dem Abgrund, aber nur auf Momente, ein Ungeheuer, in Gestalt eines Fisches empor.

Der See Tota gleicht einem Bogen, dessen längere Ausdehnung von Nordwest nach Südwest läuft. Die Luft ist sehr kalt und sehr feucht; sein Wasser ist bläulicht, schwer, unschmackhaft, und fast ungenießbar; die Stürme, welche in Toxillo herrschen, halten ihn in einer ewigen Bewegung, gleich dem Meere. Mitten im See erheben sich einige Inseln; sie sind nur ein einziges mal von dem Fuße eines Menschen betreten worden. Die Ueberzeugung, daß der See bezaubert ist, ist Schuld, daß Niemand diesen ersten Versuch hat wiederholen wollen. Der Boden des Sees scheint aus Kiessand zu bestehen. Um ihn bilden Basalt- und Sandsteinberge, eine dichte Mauer, und die Steine liegen so fest auf einander, daß kein Wasser zwischen den Fugen durch seigen kann. Doch ist es wahrscheinlich, daß die warmen Quellen von Issa und Paipa aus diesem mehrere Toisen oberhalb derselben befindlichen, ungeheuern Wasserbehälter ihren Zufluß erhalten.

Auf dem außerordentlich hohen und gähen Abhang

des Berges, auf welchem der See liegt, sieht man einzelne, schlechte, und dem Winde ausgesetzte Hütten. Von da nach Issa nahm ich meinen Weg durch das Dörfchen Guitiva. Man sieht hier viele Nopale, die Wohnung unzähliger Cochenille-Insecten, und, was für den Handel der Einwohner wichtig ist, viele Feuersteine. Je tiefer ich herab kam, desto erträglicher war die Temperatur. Sobald ich mich in der schönen Ebene Sogamoso befand, erblickte ich zwischen Weidenbäumen das Dorf gleiches Nahmens. Ich hielt mich bis zum andern Tag in diesem Orte auf, der vor der Eroberung als ein Hauptsitz des Dienstes der Sonne, der Gottheit dieser Völker, berühmt war. Darf man einigen Geschichtschreibern trauen, so war der Tempel ein Wunder der Pracht. Es ist keine Spur seiner vergangenen Größe übrig. Es wird in Sogamoso ein beträchtlicher Handel mit Vieh getrieben, das man über Toxillo aus den Steppen erhält. Eben daselbst tauscht man rohe Baumwolle, Indigo und Salz ein, gegen baumwollene Zeuge und wollene Hüte, die in Sogamosa verfertigt werden. So vortheilhaft auch dieser Handel ist, so wird er doch wegen der schlechten Wege, und wegen der Gefahren, die man im Paramo läuft, nur sehr läßig getrieben. Viele Bewohner der Cordillera können die Lebensart in der Niederung nicht ertragen; das viele Fleischessen gibt ihnen das Fieber; umgekehrt, befinden sich die Thalleute sehr wohl auf den Bergen; mit ihrer leichten Kleidung bieten sie der Kälte Troz, und erkranken selten.

Von Sogamoso nahm ich meine Richtung nordöstlich, um ein benachbartes Bleybergwerk zu besuchen. Ein Mann zu Pferde reitet vor dem Reisenden durch den Fluß, um ihm die Furt zu bezeichnen. Nach kurzem Steigen

ging

ging es in das Thal Tibasosa: fast gerade gegenüber ist das Bergwerk, wo acht Menschen arbeiteten. Sie erzählten mir, sie hätten sich zusammengethan, um es auszubeuten, aber es werfe fast gar keinen Gewinn mehr ab, seitdem das Gewässer den vor mehr als 100 Jahren eröffneten Hauptstollen verschüttet habe. Sie begnügen sich, das Bleyerz auszuschlemmen, wozu ihnen noch obendrein oft Wasser fehlt. Durch dieses wenig kunstreiche Verfahren gewinnen sie wöchentlich nicht mehr als eine Arrobe (25 Pfund) Bley, welche 30 Fr. (7 Rthlr. 17 Gr.) werth ist. Die Härte des Felsen, die Ergießungen der Gewässer, hauptsächlich aber der Mangel an den nöthigen Instrumenten, hindern sie, mehr zu verdienen, obgleich die Mine reichhaltig ist.

Nicht weit davon ist ein freystehender Kupferhammer; man bezieht das Metall aus Moniquira. So jämmerlich dieses Hüttenwerk ist, so sind die Sachen, die es fabricirt (meistens Steigbügel und Glocken) doch nicht ohne Geschmack.

Ich ging wieder nach Norden, mitten durch Berge von purpurfarbiger und violetter Thonerde. Es war Nacht, als ich in Santa-Rosa ankam; dessen ungeachtet glaubte ich, ohne Schwierigkeit unterzukommen, weil man überall die Gastfreundschaft auf die uneigennützigste Art übt. Dießmal betrog ich mich; ich fand alle Thüren verschlossen Ich klopfte bey den Alcaden, beym politischen Richter an; überall weigerte man, zu öffnen, weil die Eigenthümer nicht zu Hause seyen. Der Geistliche, an den ich mich zuletzt wandte, war nicht barmherziger, als seine Pfarrkinder. Es war spät geworden; meine Kleider waren durchnäßt; ich hatte den ganzen Tag nichts gegessen, und nun sah ich, wie ich genöthigt seyn würde, die Nacht auf der Straße zuzubringen. Meine Verlegenheit war aufs Höchste

gestiegen, und alle Ohren waren taub für meine Bitten. Da erbarmte sich meiner abermals ein Weib; das gute Mütterchen erbot sich, ihre Hütte mit mir zu theilen. Wer war froher, als ich.! Zwar ließ mich der Geruch der umherstehenden Chichatöpfe *), aus welchen ganze Haufen von Zwiebeln dufteten, wenig schlafen; aber ich befand mich unendlich wohl, als ich den Regen in Strömen fallen hörte, und mir das Nachtlager vorstellte, welches mir die Einwohner von Santa-Rosa zugedacht hatten.

Santa-Rosa ist ein schöner Name! Einigermaßen entspricht die Stadt durch die Regelmäßigkeit ihrer Straßen und Häuser der guten Meinung, die er von ihr giebt. Aber die Luft ist sehr kalt; und da die Gegend nichts als Getreide, Kartoffeln und Zwiebeln hervorbringt, so wären die Einwohner übel daran, wenn sie nicht eine andere Nahrungsquelle hätten. Die wollenen Hüte und baumwollenen Zeuge, welche sie fabriciren, werden von ihren Nachbarn, den Einwohnern der Provinz Socorro, sehr gesucht. Man sieht viele Köpfe in Santa-Rosa.

Am folgenden Tage kam ich durch Serinsa, welches in einem höckerigen Thale liegt, wo, nach der Menge Moos auf den Dächern, zu schließen, eine strenge Kälte herrschen muß. Dieß Geschenk dankt das Thal dem Paramo, welcher oberhalb desselben, in der Richtung von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-West, hinläuft. Um 12 Uhr fing ich an, diese Heide zu erklimmen; durch eine Menge Apfelbäume, welche in den Cordilleras sich bis zu der Höhe erstrecken, wo die Cultur aufhört, kam ich hinauf; und um 5 Uhr hielt ich an der Venta, die auf dem

*) Chicha nennt man ein aus gegohrnem Maïs bereitetes Getränk. Uebers.

jenseitigen Abhange des Berges, gegen Socorro, liegt, und wo die Reisenden gewöhnlich abtreten.

Die Paramos sind von den Gegenden unterhalb ganz verschieden. Die Natur hat hier nur eine gewissermaßen erschöpfte Kraft, und bringt ganz andere Pflanzen hervor. Mit Ausnahme weniger Stellen, die gegen die Winde geschützt sind und Kartoffeln, Bohnen und Zwiebeln tragen, sind diese Gegenden unbewohnt. Selten sieht man Steine, ausgenommen da, wo sich die Höhe der Schneeregion nähert: hier liegt Kies, wie derjenige, den man in Flüssen findet.

Als ich über den Serinsa ritt, war die Witterung, wenn auch kalt, doch erträglich; aber die Luft so trocken, daß die Riemen und Stricke, womit meine Bagage festgeschnallt war, alle Augenblicke sprangen. Ich konnte mich glücklich schätzen, daß das Wetter ruhig war; denn die Leute erzählen, daß, wenn der Paramo böse wird (se pone bravo), der Reisende die größte Gefahr läuft; dann erhebt sich ein eiskalter Wind, die Erde hüllt sich in Nacht, und die Spur der Wege verschwindet. Die Vögel, welche, von den Anzeigen eines schönen Tages getäuscht, gewagt hatten, über den Paramo zu setzen, fallen todt nieder. Wenn der Reisende hofft, unter dem verkrüppelten Strauchwerke, das hin und wieder wächst, einigen Schutz zu finden; so verscheucht ihn bald das von den Blättern triefende Wasser. Hat er, von Müdigkeit und Durst erschöpft, vergeblich seine halb erfrornen Maulthiere angespornt, und setzt sich auf einen Augenblick nieder, um frische Kräfte zu sammeln, so ist er verloren. Er fühlt die gleiche Magenbedrückung, die das Meer giebt, sein Blut erstarrt, seine Nerven werden steif, seine Lippen öffnen sich zu einem krampfhaften Lächeln, und er stirbt mit dem Ausdruck der Freude auf

dem Gesicht. Die Maulthiere, die ihres Herrn Stimme nicht mehr hören, legen sich nieder, um nicht wieder aufzustehen.

Es giebt keinen traurigern Anblick, als die Ansicht des Serinsa. Von unten ist sein Gipfel gewöhnlich vor Wolken nicht sichtbar; besteigt man ihn, so findet man ihn selten von heller Sonne beschienen. Seinen unfruchtbaren Seiten entrieseln einige Quellen, aber ihr eiskaltes und gelbliches Wasser ist nicht trinkbar, und bewirkt keine Fruchtbarkeit, wie unten. Auf dem Boden der Thäler ist ein schlammiges Gewässer, mit Rohr und andern Wasserpflanzen angefüllt. Ruht der Wind, so regt sich nichts auf diesen Pfützen, als einige weiße Reiher, die darin herumwaten. Die Erde bringt nur feines Gras hervor, welches die Thiere begierig fressen. Nur ein hochstämmiges Gewächs, die Espeletia Frailexon, widersteht dem Sturm; ihre gelben Blumen oben auf dem schwarzen Stamme gleichen dem blassen Scheine einer Leichenfackel. Die Kreuze, welche man auf die Gräber der auf dem Paramo verunglückten Reisenden gepflanzt hat, tragen das ihrige bey, den traurigen Anblick noch melancholischer zu machen.

Aber Noth und Habsucht achten keiner Gefahr. Um eines erbärmlichen Gewinnstes willen, tragen auf diesem gefährlichen Wege die Bewohner der warmen und der kalten Regionen einander ihren Ueberfluß zu; Jene ihre Pisang- und süßen Früchte, Diese ihr Getreide; sie schleppen es auf dem Rücken über den Berg; oft sind diese Menschen auch mit großen irdenen Chichakrügen beladen. Ein Lastträger verdient nicht volle 5 Franken, wenn er eine Last von 75 Pfund von Santa-Fé bis Socorro bringt, welches drei Tagereisen weit ist. Der Landmann wird auf

diese Art den Ertrag seiner Ernte los, und lebt einen ganzen Monath von dem, was ihm eine Reise eingebracht hat. Man braucht auch manchmal Maulthiere zum Transport, doch wegen der bösen Wege zieht man Menschen vor.

Die Venta del Basto, welche ein gescheuter Mann auf dem Paramo von Serinsa erbaut hat, und in welcher ich die Nacht zubrachte, besteht aus vier Hütten, wovon nur zwey vermauert sind; die beyden andern sind bloß mit Hürden gegen den Wind geschützt, aber die Kälte dringt durch die Fugen. Die Bewohner der Cordillera haben ein sonderbares Vorurtheil gegen das Feuer; sie halten es für ungesund, und sind nicht zu bewegen, eins anzuzünden. Man begreift wahrhaftig nicht, wie Jemand, der in der heißen Provinz Socorro geboren ist, mit seiner leichten baumwollenen Kleidung es bey einer solchen Kälte aushalten kann. Ich für mein Theil war durch und durch gefroren, und konnte nicht einschlafen, ob man mir gleich die Stelle überlassen hatte, die am besten gegen die äußere Luft verwahrt war, und ob ich gleich, über meinen Kleidern, in mehrere wollene Decken eingewickelt war. Doch litt ich nicht die ganze Nacht von der Kälte; der Wirth hat die sonderbare Idee gehabt, eine große Menge Katzen zu halten, welche daran gewöhnt sind, auf den Füßen der Reisenden die Nacht zuzubringen. Ich hatte zwey solche Schlafkameraden, deren dicker Pelz mich erwärmte. Ich bedurfte sehr der Ruhe, denn das Abendessen des Wirths war nicht geeignet, mich zu stärken. Ein Gericht Yuca, Kartoffeln, Mazamora (Maïsbrey) und warme Chicha sind zu leichte Speisen für einen europäischen Magen.

Der Gastwirth besitzt am Fuße des Paramo ein Feld, welches, durch eine heißere Sonne erwärmt, Zuckerrohr trägt. Dieser, im Vergleich mit den höher gelegenen, ge-

segnete Ort heißt Las Vueltas; man gelangt dahin durch dichte Wälder, die oftmals sich bis in die Krümmungen der Paramos hinaufziehen, gleich als wollten sie es versuchen, sich in ein neues Klima hinauszuwagen. Aber die Bäume, welche sich den Grenzen der Vegetation zu sehr genähert haben, sind beständig dem kältesten Winde ausgesetzt, und daher mit Moos bedeckt, welches ihren Wachsthum hemmt, und ihr Absterben beschleunigt.

In Las Vueltas sollte ich die Ruinen eines alten indianischen Dorfes zu sehen bekommen, worauf man mich sehr neugierig gemacht hatte. Ich sah aber nichts, als eine Menge Löcher, welche die Einwohner gemacht haben, in der Hoffnung, Schätze zu finden, die in alten Zeiten vergraben worden. Sie fanden nichts, als irdene Gefäße und allerley Zierrathen von Glas; diese Ueberbleibsel beweisen, daß das Dorf vor nicht gar langer Zeit noch bewohnt war. Hat sich die Bevölkerung dieses unzugangbaren Flecks in die Ebenen von Meta geflüchtet, oder ganz zerstreut? Man weiß es nicht; aber das Verschwinden derselben mitten in einer Gegend, wo so viele Wohnungen existiren, ist eine sonderbare Erscheinung.

Auf den Ruinen der indianischen Hütten steht das Haus, wo die Familie des Wirthes wohnt. Seine Lage ist einsam, aber herrlich; am Fuße desselben fließt ein ziemlich breiter Fluß, dessen steile Ufer mit Maïs und Bohnen besäet ist. Der Eigenthümer kann diese Besitzung so weit ausdehnen, als er will. Majestätische Eichen beschatten seine Felder, und schützen sie gegen Sturm. Das Bild des Glückes und des Ueberflusses dieser Gegend, wenigstens im Vergleich mit den Wüsten des Paramo, ist erfreulich, wenn man sich gleich sagen muß: Diese Felder wurden sonst von einem Volke bebaut, das vielleicht, weit

entfernt von seinem rechtmäßigen Eigenthume, in Armuth schmachtet. Bedenkt man aber, in welchem Zustande der Barbarey dieses nehmliche Volk sich ganz gewiß befand; so freut man sich, daß man ohne Furcht in diesen schönen Wäldern lustwandeln kann. Das Gebrüll des Zuchtviehes belebt sie von Zeit zu Zeit. Man findet hier, in einer solchen Abgeschiedenheit von der gebildeten Welt, eine Civilisation, friedliche Sitten und Gebräuche, die einem Europäer wohlthun.

So gerne ich in dieser herrlichen Einsamkeit mehrere Monathe zugebracht hätte, so mußte ich mich doch davon trennen. Ich schlug die Straße von Guacha ein, welche in die Provinz Socorro hinabführt. In den Augen der Einwohner ist sie ein Werk des Teufels; sie zeigten mir mit dem Finger die Wohnung des bösen Geistes, aber ich sah nichts. Der Guacha ist ein ungeheurer Felsen, welchen Regen und Erdbeben ausgehöhlt haben. Zu Pferde kann man nicht durch dieses Loch kommen; ich stieg also ab, und legte ohne Unfall den gefährlichen Weg zurück, in welchem man gewöhnlich einige Pferde einbüßt. Die Menge Gebeine, die überall zerstreut liegen, und die zahllosen Kreuze, welche die Wanderer am Fuße des Abgrundes, wo sie sich in Sicherheit fühlten, zum Andenken ihrer Rettung errichtet haben, zeugen von der Gefährlichkeit dieser Reise. Unsere Beschwerden waren hier noch nicht zu Ende; wir mußten uns ferner unserer Füße bedienen, weil der Weg zwar nicht mehr so steil ist, aber mitten durch das Bett eines Flusses läuft. Ich erreichte wohlbehalten die sehr kleine Venta Gorda, wo wir, zwölf Mann hoch, übernachteten.

So befand ich mich am 1. Julius außerhalb der Heiden, in einem weniger schrecklichen Lande, in einem sanftern Klima und unter einem heiterern Himmmel. Die

Kälte hinderte nicht mehr, vor Tage aufzustehen; daher brachen wir sehr früh auf. In wenig Stunden erreichten wir Elisano, das erste Dorf der Provinz Socorro. Je weiter wir vorrückten, desto auffallender war uns der Abstand mit dem Lande, das wir verlassen hatten. Alle Hütten waren mit Ziegeln gedeckt; bei den Einwohnern bemerkte man einen allgemeinen Wohlstand und eine Freundlichkeit, die in den kalten Regionen sehr selten ist. Ueberall wurden wir gütig aufgenommen; unsere Augen erfreuten sich wieder an der schönen Natur der Tropenländer, denn der Anblick des Pisang- und des Orangenbaums macht immer Vergnügen. Unglücklicherweise waren die Wege so kothig, daß man keinen Schritt thun konnte, ohne einen gefährlichen Fall zu befürchten. Hinter Elisano ging die Straße längs der Pienta, welche das ganze Charalanthal bewässert. In der Stadt, von welcher dieses Thal seinen Namen hat, fand ich nicht nur gerade Straßen und regelmäßige Häuser, sondern auch die ausschweifende Lustigkeit, welche den warmen Ländern eigen ist.

Den andern Tag um 12 Uhr war ich in Culetas, wo ich mich nicht aufhielt; auf dem Wege nach Socorro begegneten wir zweyen Leuten, einem Mann und einer Frau, welche der Alcade eines benachbarten Dorfes, dem sie einen (wenigstens nach ihrer Versicherung) nicht schuldigen Frohndienst verweigert hatten, so mißhandelt hatte, daß sie auf der Straße liegen geblieben waren. Einige reiche Einwohner von Charalan, die sich an mich angeschlossen hatten, redeten christlicher Weise ihnen zu, sie sollten sich zu einem Beichtvater schleppen. Aber den armen Leuten that außer dem geistlichen Trost, körperliche Hülfe hoch noth. Wir brachten sie auf die Beine, und gaben ihnen Beweise unserer Theilnahme an ihrem Schicksal; sie

erholten sich hinlänglich, um Culetas zu erreichen, wir aber setzten unsern Weg fort, und vor Nacht war ich in Socorro.

Die Provinz Socorro endigt gegen Norden anderthalb Stunden jenseits San-Gil, und stößt auf dieser Seite an Pamplona *). Südlich erstreckt sie sich bis Puente-Real; östlich grenzt sie an die Provinz Tunja, und gegen Westen an unbekannte Länder und an den Magdalenenstrom. Sie enthält mehrere wichtige Städte, als San-Gil (wo man vor Kurzem eine steinerne Brücke und ein Collegium **) erbaut hat) Zapatoca, Charalan, Palmar, Aiba, Simatoca, Palmas, Guadalupe und die Hauptstadt Socorro, wo der Gouverneur seinen Sitz hat. Er befehligt einige Milizen und Invaliden, welche monathlich 4 bis 5 Piaster (5 bis 7 Rthlr.) Löhnung erhalten.

Socorro ist eine schlecht gebaute, aber noch schlechter gepflasterte Stadt. Sie liegt auf dem Abhange eines Berges; die Kette des Opongebirges, welches sich gegen Norden und gegen Süden bis an die Gebirge von Ocaña ausdehnt, ist Schuld, daß nie ein kühlender Wind weht. Auch ist die Hitze sehr groß, und selten fällt das Thermometer im Schatten unter 20 Grad R. In der Epoche meines Aufenthalts daselbst, im Monath Julius, fing der Regen gewöhnlich um Ein Uhr Nachmittags mit einem

*) Unser Reisender war nicht in der Provinz Pamplona; er hat aber, zur Vervollständegung seiner Beschreibung des Staats Columbia, eine aus dem Semanario del Nuevo Reyno de Grenada gezogene Notiz über dieselbe beygefügt. Da jenes Journal wohl schwerlich in Europa, und besonders in Deutschland, bekannt ist, so werden wir diese Notiz ebenfalls am Ende, als Anhang 1., geben. Uebers.

**) Was wir ein Gymnasium nennen. Uebers.

Gewitter an, das bis zu Sonnenuntergang anhielt; der Wind blies dabey aus Norden.

Das Trinkwasser ist schlecht; ich weiß nicht, ob man ihm die Kröpfe beymessen soll, wovon alle Einheimischen, und sogar nach einem langen Aufenthalt die Fremden, behaftet werden. Auch die Thiere entgehen dieser Krankheit nicht, und sie ist tödtlich für sie. Man findet auch viele Fieberkranke, und unter den alten Leuten eine Menge Wassersüchtige. Doch zählt man in Socorro gegen 12,000 Einwohner. Die Menschen sind außerordentlich thätig und sinnreich; sie betreiben den Ackerbau sehr fleißig, und ihre Fabriken sind nicht unwichtig. Man baut viel Zucker, Baumwolle und Reis; diese Producte sind ganz außerordentlich wohlfeil; z. B. 6 Pfd. Farinzucker 1 Real (4 Gr. 3 Pf.); 25 Pfd. Zucker in Hüten 5 Real (21 Gr. 6 Pf.); 25 Pfd. Baumwolle 10 Real ($1\frac{3}{4}$ Rthlr.), eben so viel Reis 4 Real (17 Gr.). Die Ursache dieser niedrigen Preise liegt in dem Mangel von guten Straßen, der den Absatz hindert. Man hatte die Absicht, über den Opon einen Weg anzulegen, auf welchem man den Magdalenenstrom in sechs Tagen hätte erreichen können, statt daß man jetzt mehr Zeit gebraucht, um nur bis Botigas zu gelangen, das doch eigentlich nur 27 Stunden weit entfernt ist. Der Krieg hat die Ausführung dieses nützlichen Unternehmens gehindert.

In allen Häusern, in allen Hütten ist Jedermann mit Spinnen, Färben oder Weben beschäftigt; überall sieht man Weberstühle. Viele Einwohner flechten Strohhüte; man erkennt sie daran, daß sie den Nagel des Zeigefingers bis zu einer außerordentlichen Größe wachsen lassen.

Die Zeuge, die hier verfertigt werden, sind grob, aber dauerhaft. Man zieht sie in den Provinzen bey gleichem

Preise den fremden vor, daher haben sie starken Abgang. Dessen ungeachtet sind die Arbeiter sehr arm; eine Spinnerin verdient keinen Real täglich, und ein Stück baumwollenes Zeug von 64 Varas (166 Franz. oder 172 Rheinl. Fuß) bringt dem Weber nicht 7 Realen (etwa 1¼ Rthlr.) Gewinn. Der Kaufmann allein bereichert sich; er verkauft die Zeuge in Giron für Tabak und Gold, in Cucuta für Cacao, in Zipaquira für Salz und Englische Stoffe, die einzigen*), welche gesucht werden. Die Vorliebe für fremde Waare schadet der inländischen Industrie. Das weibliche Geschlecht will keine andere Zeuge mehr tragen, als Englische. Wahr ist es, daß sie auch wegen ihres niedrigen Preises gesucht werden. Die Cotonnaden von Manchester sind wohlfeiler, als was im Lande gemacht wird; für 10 Franken (2 Rthlr. 13 Gr. 8 Pf. Conv. G.) hat man ein Kleid.

Die Häuser sind allgemein schmutzig und schlecht gebaut, aber bequemer eingerichtet, als in der kalten Region. Man hat ordentliche Betten und bey Tische silberne Bestecke, ein Tischtuch und Servietten; aber selten findet man ein anderes Gericht als Kartoffeln, Reis, Pisangfrucht und Schweinefleisch **).

Die Einwohner von Socorro haben jederzeit eine Kühnheit und eine Charakterfestigkeit bewiesen, welche man von ihrem schwerfälligen und dummen Aeußern nicht erwarten sollte. Ob sie gleich der Opfer aller Art müde sind, welche von ihrem Eifer für die Sache der Freyheit requirirt worden sind, so geben sie sich doch unter einan-

*) Wahrscheinlich feineren, da die im Lande verfertigten gröberen Zeuge Beifall finden. Uebers.

**) D. h. frisches, ungesalzenes und ungeräuchertes, welches immer verstanden wird, wenn von porc ohne Beysatz die Rede ist. Uebers.

der keinen andern Titel als Bürger, und zeigen viele Anhänglichkeit für die Republik. Sie waren es, die zuerst und zu einer Zeit, wo die Spanier sich noch nicht die Möglichkeit träumen ließen, daß Amerika unabhängig werden könnte, die Fahne des Aufruhrs aufsteckten, wie wir in dem zweyten Abschnitt dieses Werks sehen werden.

Sechstes Kapitel.

Rückreise nach Bogota — Puente-Neal — Kupferbergwerk von Moniquira — Chiquinquira — Salzwerk zu Zipaquira.

Nach einem Aufenthalt von fünf Tagen verließ ich die Hauptstadt der Provinz Socorro, und machte mich auf den Rückweg nach Bogota. Ich kam früh am Tage (den 6. Julius) in das nette Dorf Las Palmas. Nachdem wir längs der hohen Bergkette von Opon hingeritten waren, und von weitem einen Blick auf die vielen Wohnungen, womit sie bedeckt ist, geworfen hatten, kamen wir über eine Brücke, wo man den mäßigen Zoll von 3 Sols (1 Gr.) entrichten muß. Ein kleiner Betrug, den ein mit mir reisender Inländer, aus Höflichkeit für mich, beging, befreyte mich von dieser Auflage; er hatte mich, ohne mein Wissen, für einen republikanischen Officier ausgegeben. Ein Officier zahlt nicht; aber dieser Mißbrauch ist keine Aufmunterung zu nützlichen Unternehmungen *). Die

*) Der Verfasser spricht hier als Franzose. In seinem Vaterlande ist kein Stand privilegirt, am wenigstens war es vor, während und nach der Revolution der Soldatenstand, der in Rang und Ansehen unter dem bürgerlichen steht. Uebers.

Brücken in der Provinz Socorro sind sehr einfach; ein mit Ziegeln gedecktes Dach schützt sie vor Ungewitter.

Den Abend kam ich nach Guadalupe. Dieses Dorf liegt sehr hoch, denn das Thermometer steigt gewöhnlich nicht über 15 Grad; doch rührt diese Temperatur zum Theil auch von den Gewittern her, welche das Land beständig heimsuchen. Die Luft ist schärfer, die Kröpfe sind verschwunden.

Den andern Tag stiegen wir zum ungesunden Ufer des Suarez hinab; der Wärmemesser stand, wie in Socorro, auf 20 Grad. Die Ruderer des Nachens, welcher mich über den Fluß trug, erzählten uns, das Wasser sey sehr gefährlich, man könne sich nicht in demselben baden, ohne das Fieber davonzutragen. Ich muß gestehen, daß mir in dieser, mit faulen Dünsten geschwängerten Luft und unter den Millionen Insecten, die in derselben herumschwärmten, ganz übel wurde. Ich eilte, mich zu entfernen; je mehr ich mich in eine frischere Region erhob, desto besser wurde mir zu Muthe; in San-Bendito, wo das Thermometer auf 14 Grad stand, war ich ganz gesund. Dieses Dorf ist aus lauter versteinerten Ammoniten gebaut, deren es auf den dortigen Bergen eine ungeheure Menge giebt. In einem benachbarten Weiler, la Guadera, hat man eine Bleymine entdeckt.

Hinter diesem Dorfe kam ich auf Anhöhen, die ebenfalls viele Fossilien haben, aber da die Berge aus Schieferlagen bestehen, war der Weg durch den Regen fast unbrauchbar geworden. Dieses Fossilienlager fängt zwischen Guadalupe und San-Bendito an, und geht bis Moniquira, längs des Bogens, welchen die Kette des Opon von 56 bis 57 Grad W. Länge beschreibt. Einzelne Fossilienbänke findet man auch in der Provinz Tunja.

Ich schlief in Puente-Real, einem in Ruinen liegenden Dorfe. Ehemals machte man hier Zeuge, die wegen der Lebhaftigkeit ihrer Farben nicht weniger geschätzt waren, als die Fabricate von Cucyy; aber die Arbeiter sind verschwunden, und es gibt keine Fabriken mehr in Puente-Real; das Dorf sendet einige Producte seines Bodens über Velez, die erste Stadt, welche die Spanier in Neu-Granada gebaut haben, nach dem Magdalenenstrom. Ehemals ging der Weg nach demselben über Curare, wo man eine reiche Goldmine entdeckt hatte, die Corcobada heißt; aber wegen ihrer Ungesundheit hat man diese Straße aufgegeben.

In Puente-Real ist die von der Regierung bestimmte Grenze der Provinz Socorro; sie ist von der Natur selbst vorgezeichnet. Das Thal der Cordillera, das sich von Moniquira nach San-Gil hinab erstreckt, bildet bey Puente-Real einen Winkel. Die beiden Aeste der Cordillera, welche als zwey Mauern östlich unter dem Namen Serinsa- und westlich unter der Benennung Oponkette, die Provinz Socorro einschließen, gehen von diesem Winkel aus nach Norden. Die Wirkung der nordöstlichen Regenwinde fängt in Puente-Real an abzunehmen; ein wenig weiter hinauf dankt man demselben Winde schönes Wetter.

Das Thal von Socorro muß reich an Metallen seyn. Gold soll es nicht viel geben, aber die Schieferlager sind sehr eisen- und kupferhaltig.

Eine gerade Straße führt von Puente-Real nach Bogota; ich schlug mich aber süd-südöstlich nach Moniquira. Zuerst kam ich durch die Thäler, welche die hohe Region der Cordillera durchschneiden. Der Weg war abscheulich. Der Abhang des Berges, wo ich mich befand, ist gerade der Scheidepunkt, bis wohin die nordwestlichen

Wolken gelangen; hier zerplatzen sie mit großem Getöse, daher ist die ganze Gegend ein tiefer Morast, wo der Fuß alle Augenblicke keinen Grund findet. Aber fruchtbar ist das Land, und die Einwohner fleißig; doch was nützt ihnen der Ueberfluß? Alle Felder prangen mit den schönsten Producten, aber die Wohnungen des Volks sind ein Bild des Elends, welches besonders auffallend ist, wenn man aus dem Thale Socorro kömmt, wo reiche und glückliche Leute wohnen. Die Indianer machen hier den größten Theil der Bevölkerung aus; man sollte meinen, diese Nation habe sich die Orte vorbehalten, wo das üble Klima sie vor aller Berührung mit ihren Unterdrückern sichert.

Man sieht Moniquira von sehr weitem, wegen einer Palme, die mitten auf dem Platze dieser Stadt ganz einsam steht. Fast zugleich mit mir trat unter das Thor ein Mann, der zwey junge Knaben mit auf den Rücken gebundenen Händen führte. Sobald sie mich erblickten, fielen sie auf die Kniee vor mir nieder; ich gab ihnen etwas Münze, die sie mit Verwundern annahmen. Sie hatten mich für einen republikanischen Officier angesehen, und daher nicht einmal einen Gruß erwartet. Ungeachtet ihres blassen und abgezehrten Ansehens, welches langes Fasten und große Ermüdung verrieth, reichten sie mein Almosen ihrer Mutter, die sie, in Thränen zerfließend, begleitete.

Die Physiognomie ihres Führers hatte von Natur etwas Hartes; seine Sprache war noch barscher. Sie erinnerte mich an die Sklavenhändler, denen ich auf den Straßen Afrika's manchmal begegnete, wie sie eine Heerde Schlachtopfer ihrer Habsucht vor sich hertrieben. Jemand fragte in meiner Gegenwart den Anwerber (denn dieß war er seines Handwerks), warum er so schwache Soldaten bringe. Es ist nicht meine Schuld, antwortete er; ich

habe in Santa-Anna nichts anderes gefunden, alle Leute waren bey meiner Ankunft davongelaufen.

Andere Schauspiele dieser Art erwarteten mich in Moniquira. Eine Menge Conscribirter, die man auf ähnliche Weise ihren Familien entrissen hatte, schmachtete in den Gefängnissen, deren Thüren von einer Schaar Weiber belagert waren, den Müttern, Gattinnen oder Schwestern der Gefangenen; sie trugen diesen alles zu, was sie von dem Mitleid der Einwohner hatten erbetteln können.

Ich verließ am andern Tage dieses unangenehme Dorf, und wandte mich nach dem Kupferwerke, nicht ohne Gefahr, in dem tiefen Moraste zu versinken. Je mehr wir uns dem Orte näherten, desto mehr bemerkten wir, daß die Quarzfelsen, wovon das Land voll ist, mit Rothkupfererz bedeckt seyen. Endlich langten wir bey dem Bergwerke an; hier herrschte die größte Trockenheit; der Regen hatte aufgehört, wir waren in einer andern Region. Domingo Corredor, der Eigenthümer des Bergwerks, hatte die Gefälligkeit, selbst mich in dasselbe zu führen: auf Stufen von Holzblöcken fuhren wir hinein. Das Bergwerk befindet sich am Rande eines Flusses; der Stollen ist tief, und man kann nur bey Lichte darin arbeiten. Die drey Bergleute, welche dabey angestellt sind, können in 18 Monathen nicht mehr als 200 Arroben (50 Centner) zu Tage fördern, die Arroba zu 20 Realen ($3\frac{1}{2}$ Rthlr.). Das Capital des Eigenthümers verzinset sich nur zu drey vom Hundert. Die Mine hat 14,000 Piaster (19,294 Rthlr.) im Ankauf gekostet, und würde sehr wahrscheinlich eine ungeheure Ausbeute geben, wenn man sie kunstgerechter bebaute. In ihrem jetzigen Zustande liefert sie doch den ganzen Bedarf der umliegenden Provinzen.

Wenn

Wenn man sich von dieser Hütte entfernt, so kömmt man, über den Moniquira, wo viele Fischottern gefangen werden, nach dem fast gar nicht bewohnten Dorfe Ecce-Homo, und endlich nach Suta, das vielen Salpeter hat. Das Thal Suta ist sehr angenehm; das Grün ist lebhafter und die Temperatur sanfter, als in dem Rest der Provinz Tunja; gegen Mittag ist das Thal durch einen sehr hohen Berg geschlossen, auf dem eine Menge Kreuze errichtet sind. Sie bezeichnen den nach Chinquinquira wallfahrtenden Pilgern den Weg, den sie zu nehmen haben. Wir begegneten mehreren solchen Betfahrern; ihre Fröhlichkeit, ihre muntere Lieder und ihr lautes Lachen ließen uns vermuthen, daß eine solche Buße nicht sauer werden muß, und eher eine Lustpartie ist.

Ich konnte erst am 12. dieses Columbische Loretto erreichen. Die Kirche von Chinquinquira ist nach einem regelmäßigen Plane gebaut; ihr Inneres ist sehr einfach. Ich hatte erwartet, einen reichen Schatz, den Tribut der Könige und Völker, zu finden: aber außer etwas Goldblech, womit der Altar bedeckt ist, sah ich kein edles Metall. Der Altar war mit Blumen geziert; aus Rauchfässern erhoben sich Wohlgerüche, welche die ganze Kirche erfüllten. Das Bild der Mutter Gottes steht hinter zwey Vorhängen von Goldstoff.

Ein Küster zog sie mit frommem Zittern auf. Ich konnte das Bild ganz bequem betrachten. Es ist ein Gemälde auf Leinwand, von einem schlechten Maler, und stellt eine aufrecht stehende Frau vor, neben ihr zwey Männer, die den heiligen Anton und den heiligen Andreas bedeuten. Das Bild ist neu; das alte drohte, in Lappen zu verfallen; siehe! da fand sich wunderbarer Weise plötzlich ein neues zur Stelle.

Vom December bis April fließen Almosen, Opfer und Gaben in die Casse der Dominicaner, welchen das Heiligthum anvertraut ist. Das Gewölbe des Tempels und seine Mauern sind nicht, wie in unseren Kirchen, mit zahlreichen Ex-voto behangen; das Heiligthum ist nicht durch reiche Stoffe versteckt, wie in Mekka; die dargebrachten Opfer werden in Kisten aufbewahrt, die sich in kurzer Zeit füllen müssen, da keine Messe unter 6 Piastern (8 Rthlr.) gelesen wird, und mancher reiche Einwohner von Popayan und Giron, der die Genesung eines geliebten Sohnes den Fürbitten der Mutter Gottes dankt, oft gern 100 Piaster und mehr opfert.

In dem Kloster, das man neben der Kirche erbaut hat, führen zwölf bis vierzehn Mönche, die alle sechs Monathe durch andere abgelöset werden, ein sorgenfreyes, doch nicht ganz müßiges Leben; die Verwaltung der Schätze, welche die Frömmigkeit der Gläubigen in ihre Hände niedergelegt hat, gibt ihnen Arbeit genug. Man macht einen vernünftigen Gebrauch von diesem Gelde; ein Theil dient zur Vergrößerung des Klosters und zur Verschönerung der Kirche; ein anderer ist bestimmt, die schon beträchtlichen Einkünfte von drey schönen Besitzungen zu vermehren, die Unsrer Lieben Frauen in Chinquinquira gehören.

Man wird demnach die Vorliebe der Dominicaner für das heilige Bild sehr natürlich finden, und sich nicht wundern, daß sie es den Weltgeistlichen von Bogota nicht für 40,000 Piaster haben verpachten wollen. Cervière, ein französischer Officier im Dienste der Republik Columbia, glaubte, wenn er das Bild an einem andern Orte aufstellte, würden die Gläubigen ihm dahin nachziehen, und so hoffte er, sich künftig der Opfer zu bemächtigen. Er nahm den Mönchen das Bild weg, aber von diesem Au-

genblick wurde es als entweiht angesehen, und von Niemand besucht. Cervière wurde nicht gar weit von Bogota, wohin er sich zurückgezogen hatte, geschlagen; es lag ihm mehr daran, sein Leben als das Wunderbild zu retten, und er ließ es in Cakesa im Stiche; von hier holten es die Dominicaner ab, und brachten es mit großem Pomp nach Chinquinquira zurück, welches seitdem ein besuchter Wallfahrtsort geblieben ist.

Jenseits Chinquinquira kam ich zuerst durch mehrere schöne Besitzungen; alsdann nach Suta, welches mitten in einer Ebene liegt, die bey dem Paramo de Noa endigt, und von Chinquinquira bloß durch einen niedrigen Hügel getrennt ist; endlich nach Funequa, in dessen Nachbarschaft, nord-östlich, ein See gleiches Namens liegt. Nicht lange nachher kommt man nach Ubate, einem für diese Gegenden außerordentlich reinlichen Dorfe, wo der Schulmeister als Schild ein A B C ausgehängt hat. Man bleibt über Nacht in Suta-Pelado, das heißt dem kahlen Suta, also genannt, weil die Sonnenhitze gewöhnlich die Ernte verbrennt. Dieß geschieht in der Epoche, wo die Ostwinde wehen, welche von den beschneyeten Gipfeln des Cucuy über die Provinz Tunja hinziehen, die viel niedriger liegt, als Suta-Pelado, und, obgleich sehr bergig, aus diesem Orte gesehen, eine ungeheure Fläche scheint, deren Horizont die östlichen Paramos begrenzen.

Hinter Suta-Pelado kommt man an die Venta del Alto de la Cruz, und durch den Bokeron de Tauza, eine von der Natur gemachte Oeffnung mitten in den Gebirgen von Tauza. In der Nachbarschaft ist ein Salzwerk. In der Heide von Tauza fror uns sehr, aber ich vergaß all' mein Ungemach, als ich die schöne Ebene von Bogota in ihrer ganzen Ausdehnung vor mir liegen sah. Ich eilte

sie zu erreichen; in Zipaquira war gerade Markttag, und die Straßen waren sehr lebhaft. Auf allen Seiten standen Tische, mit weißen Tüchern bedeckt, und mit Brot beladen; sie dienten den Speisehäusern als Schild. Es herrschte ein lebhafter Verkehr, und man hätte glauben sollen, man sey in der Hauptstadt eines großen Reiches. Und doch war es nur ein Dorf, wo das nahe liegende Salzwerk mehr Wohlstand verbreitet hat, als die Provinz Choco bey allen ihren Schätzen genießt.

Ich blieb nur eine Nacht in Zipaquira; am folgenden Tage kam ich durch Gaetan, und durch die Wälder von Apfelbäumen, in welchen die Indianer von Chia ihre Häuser aufgeschlagen haben. Ich setzte auf einem Balsa oder Floße über den Commun, und erreichte den Santanal, einen Morast, der in der Regenzeit sehr tief wird. Wir hatten Mühe, auf dem Wege, der durch denselben nach Bogota führt, fortzukommen. Es war Nacht, als ich, nach einer Abwesenheit von einem Monathe, in der Hauptstadt anlangte.

Während des folgenden Monaths sammelte ich Materialien für die Beschreibung derselben. Die Resultate meiner Bemühungen lege ich in dem folgenden Kapitel dem Leser vor Augen.

Siebentes Kapitel.

Gründung von Santa-Fé de Bogota — Klima — Häuser — Maublirung — Domkirche — Klöster — Hospital — Collegien — Palast des Präsidenten der Republik — Palast der Deputirten — Palast des Senats — Gefängnisse — Münze und Theater — Straßen — Polizey — Marktplatz — Arme — Spatziergänge — Lebensweise — Buden — Ergötzlichkeiten — Fronleichnamsfest — Sitten — Fromme Schwestern — Wissenschaftliche Anstalten — Charakter der Einwohner.

Keine Kunst hat mehr Fortschritte in Columbia gemacht, als die Architektur; und dieß ist um so mehr zu bewundern, da Bücher und Kupferstiche ihre einzige Lehrer waren. Die Bildhauerey und Malerey sind noch ganz in der Kindheit; aber es ist vorauszusehen, daß sie sich bald aus derselben erheben werden.

Die einzelnen Häuser auf dem Lande, die man eher Hütten nennen kann, haben gewöhnlich Mauern von Lehm, Strohdächer und lederne Thüren. Das Hausgeräth paßt zu dieser einfachen Bauart. Das Innere besteht gewöhnlich aus zwey Theilen, einer Küche und einem Wohnzimmer; letzteres ist in zwey Säle getheilt; in dem einen empfängt man Besuche, im andern schläft die ganze Familie. Um das Haus herum stehen einige Gartengewächse und Pisangbäume, von welchen die Amerikaner sehr große Liebhaber sind.

In den Dörfern bemerkt man mehr Geschmack. Die Kirche ist gewöhnlich groß und sauber, hat Glocken, und fast immer eine Orgel. Das Haus des Geistlichen, mit

einem Altan versehen, sieht einem Palast gleich. Nach dem Muster dieser zwey Gebäude, suchen auch die Bauern an ihren Wohnungen einige architektonische Verzierungen anzubringen.

Die Städte sind je nach ihrer Lage, ihrem Handel, ihrer Wichtigkeit und ihrem Rang, mehr oder weniger zierlich, groß und angenehm.

Die wichtigste Stadt von Columbia ist Panama; die am stärksten befestigte Cartagena; die angenehmste Santa-Fé; die am besten gebaute Popayan; die reichste Guayaquil; die lebhafteste Zipaquira; die vortheilhafteste Lage hat Maracaïbo. Caracas soll sie alle übertroffen haben, aber Caracas liegt in Trümmern; Quito hat mehr Einwohner, als irgend eine dieser Städte; aber die volkreichste Provinzialstadt kömmt nie einer Hauptstadt gleich; zudem ist die Bevölkerung von Santa-Fé nicht viel geringer.

Alle Städte von Süd-Amerika sind beynahe nach demselben Plane angelegt. Sie bilden gewöhnlich ein Kreuz; der Hauptplatz und die Kirche nehmen den Mittelpunkt ein. Fast immer haben die Spanier am Fuße der Berge gebaut; selten ganz auf der Ebene. Ursprünglich geschah es um feindliche Ueberfälle zu vermeiden; aber jetzt noch gewährt diese Lage den Vortheil, immer frisches Wasser zu haben; die Spanier haben ihrer Faulheit Gewalt angethan, um dieses Wasser durch Röhren in alle Quartiere hinzuleiten. Die Häuser sind äußerlich geweißt, welches ihnen ein freundliches und sauberes Ansehen gibt. Längs den Hauptstraßen laufen Seitensteige; mit einem Wort, man findet in Amerika mehr Sorgfalt für das Nützliche und Angenehme, als die Europäer sich vielleicht gestehen wollen.

Natürlich hat die Hauptstadt mehr Vortheile und Annehmlichkeiten, als irgend eine Provinzialstadt: sie ist

zwar weniger reinlich, allein dieß rührt von ihrem Klima und von der Lebhaftigkeit her, die auf ihren Straßen herrscht.

Der Grundstein zu Santa-Fé de Bogota wurde, nach Salazars Bericht, am 6. August 1538. am Fuße zweyer ziemlich hohen Berge gelegt. Sie bestand ursprünglich aus zwölf Hütten, und vielleicht sechzig Einwohnern; aber ihre Lage bestimmte sie zu einer großen Stadt, und sie nahm so schnell zu, daß schon nach zwey Jahren die Spanische Regierung sie zum Rang einer Ciudad *) erhob. Sie hat jetzt 30,000 Einwohner **).

Quesada hatte die Lage einer Stadt, die einst über einen großen Theil der Cordilleras gebieten sollte, verständig gewählt; die beyden Berge, an die sie sich lehnt, schützen sie vor dem heftigen Ostwinde, und verschaffen ihr in allen Jahreszeiten reines und kaltes Wasser; ihre Höhe macht jeden feindlichen Angriff von der Ebene aus, über welche sie emporragt, schwer oder unmöglich.

Man sieht Santa-Fé, besonders den Thurm der Domkirche, in sehr weiter Entfernung; aber die Mauern, welche die Stadt einfassen, haben eine solche Ausdehnung, daß sie in dem Schatten verschwindet, welchen die Berge über sie hinwerfen.

Das Klima von Bogota ist im Allgemeinen regen-

*) Bekanntlich heißt eine kleinere Stadt in Spanien Villa, eine größere Ciudad. Uebers.

**) Santa-Fé ist in 195 Manzanas oder Sectionen eingetheilt. Im J. 1800 zählte man 21,464 Einwohner, ohne die Fremden und die Bettler, die keine bekannte Wohnung haben. Seit dieser Zeit hat sich die Bevölkerung sehr vermehrt, denn schon in demselben Jahr 1800 überstieg die Zahl der Geburten um 247 die Todten. Note des Originals aus Sal. Mar. Salazar gezogen. — Manzana heißt eigentlich ein kleiner Abschnitt (eine Insel), welche mit Bäumen umgeben ist. Uebers.

haft und kalt. Das Thermometer steigt selten über 12 bis 14 Grad R., und fällt oft auf die Hälfte. Der Himmel ist immer bewölkt, und selten gibt es einen schönen Tag, wie wir in Europa bey der strengsten Kälte manchmal haben. Man kann sagen, es gibt sechs Monathe, wo es anhaltend regnet: April, May, September, October, November und December; drey, wo Platzregen mit Hagel vermischt, fallen: Junius, Julius, August; drey Monathe ist das Wetter ungewiß. Die Nord-Nord-Westwinde bringen immer Gewitter, welche manchmal einige Tage dauern, und auf der Ebene große Pfützen lassen.

Ungeachtet der großen Feuchtigkeit, die selbst in den Häusern herrscht, ist das Klima nicht ungesund; nie hört man etwas von ansteckenden Krankheiten. Der Europäer hat gewöhnlich nach seiner Ankunft einige Tage das Fieber; vielleicht als Folge seiner Ermüdung, vielleicht ist es auch ein Zoll, den er dem Klima zahlen muß; denn obgleich der Einfluß der Tropen durch die hohe Lage geschwächt ist, so äußert er sich immer noch für den Europäer. Nachher befindet er sich wohl, nur muß er sich vor nassen Füßen hüthen. Wer an die warmen Länder gewöhnt ist, dem wird es in Bogota nicht so wohl. Das kalte Gebirgswasser, das er mit Wollust trinkt, erzeugt Dysenterien, die leicht gefährlich werden. Die Einwohner von Bogota sind öfter krank, als die Fremden; ein Beweis mehr, daß die Gesundheit weniger von dem Klima, als von der Lebensweise und der Nahrung abhängt.

Die Frauen der höheren Stände gehen selten aus. Die Gewohnheit zu Hause zu sitzen, und die Unverdaulichkeit des Knoblauchs, des Tabaks, des Schweinefleisches und der Chicha, die sie in starker Menge genießen, verdirbt ihnen den Magen, und macht sie fast immer krank.

Noch ein anderes Uebel, das mehr von einer Unregelmäßigkeit der Lebensweise, als vom Klima abhängt, erzeugt bey beyden Geschlechtern viele Krankheiten. — Ueberall hört man über Gicht, hysterische Uebel, Zahnschmerzen und Halsweh klagen; und doch sucht man sich durch warme Kleidung vor der Kälte zu bewahren; aber, wie gesagt, das Uebel liegt nicht in der Luft.

In dem ganzen Süd-Amerika sind Erdbeben häufig. Santa-Fé ist mehrmals von diesen Unfällen heimgesucht worden; die Furcht vor denselben ist die Ursache der Niedrigkeit der Häuser. Sie sind im Ganzen nach denselben architektonischen Grundsätzen erbaut, welche die Spanier in allen ihren Städten befolgt haben; doch hier weniger als an anderen Orten. Man baut mit ungebrannten Ziegeln, die meisten Häuser haben Ziegeldächer, und die äußeren Mauern sind weiß angestrichen. Im Innern herrscht keine bessere Eintheilung, als man in Europa zur Zeit der Entdeckung von Amerika kannte. Sehr niedrige, immer mit breiten Latten vergitterte Fenster, wechseln mit sehr großen Fenstern ab; selten sind die Deckenbalken durch Getäfel versteckt; die Mauern sind überaus höckrig; die Thüren haben nie gleiche Höhen; Schlösser sind eine fast unbekannte Sache, die im Lande gemachten sind auch ganz überflüßig, denn sie schließen nicht. Erst seit Kurzem kennt man den Gebrauch der Fensterscheiben. Ich gestehe jedoch, daß man in einigen neu erbauten Häusern einen etwas bessern Geschmack findet. Statt der schweren und ungeheueren Altane sieht man leichte Balcons; die Deckenbalken sind verschwunden; die Fenster haben keine Gitter mehr; die auf die Straße gehenden Thüren sind besser angestrichen; mit einem Wort, die Einwohner fangen an, an Eleganz Geschmack zu finden.

Man geht gewöhnlich durch zwey Thüren, ehe man in den Hof kömmt. Der Flur ist sehr oft durch die Unreinlichkeit der Vorübergehenden besudelt. Um den Hof läuft entweder eine Galerie, wenn das Haus nur aus einem Erdgeschoß besteht; oder eine bedeckte Terrasse, wenn es noch ein Stockwerk hat. Die Treppe ist gewöhnlich von Stein und altfränkisch; auf der Wand des ersten Absatzes, ist in der Regel ein Riese gemalt, der in Einer Hand ein Kind, und in der andern einen Globus trägt; es ist der Heil. Christoph, der Beschützer der Hausflure. Hinter den Galerien des Hofes ist eine Reihe Zimmer angebracht, die kein anderes Licht haben, als was durch die Thüre fällt.

In jedem Hause befindet sich wenigstens ein Besuchzimmer und ein Speisesaal; denn man hält es für unanständig seine Freunde zum Besuch oder zum Essen im Schlafzimmer zu empfangen *). Die Küche ist immer sehr

*) Man wird sagen: „in Deutschland auch!" Aber nicht so ist es in Frankreich, wo die Schlafzimmer gewöhnlich so eingerichtet sind, daß die Betten, welche sehr zierlich und mit Gardinen umgeben sind, in einer Vertiefung stehen; auf beyden Seiten sind kleine Zimmer (des dégagemens) angebracht, wo alle des Nachts oder zur Reinlichkeit erforderliche Mobilien verborgen sind. Das Schlafzimmer einer Dame ist gewöhnlich das eleganteste im Hause; daher werden vertrautere Freunde in demselben empfangen. In vielen, zwar bemittelten, aber nicht zu den vornehmsten gehörigen Häusern, ist das Schlafzimmer der Wintersalon, wo kleinere Abendgesellschaften im vertraulichen oder geistreichen Gespräche um den lodernden Kamin versammelt sind, und die Frau vom Hause, in einer der beyden in dem Zimmer nothwendig sich befindenden Bergeren (eine Art sehr bequemer, mit runden Rücken versehener, und mit elastischen Küssen belegter Stühle) dafür sorgt, daß das Gespräch weder zu lange bey derselben Sache verweile, noch stocke, weder gelehrt und langweilig, noch für einen Theil der Gesellschaft schaal werde. Uebers.

groß, nicht sowohl wegen der Anzahl von Speisen, die zugerichtet werden, als weil für die Menge Bedienten, der sie zum Aufenthalt dient, viel Raum erfordert wird. Es fehlt ihr ein Schornstein und Feuerherd, und man bedient sich bloß der Kohlenlöcher *).

In keinem Hause mangeln die Teppiche; die alten Strohdecken, die bey den Indianern gebräulich waren, sieht man bey vornehmen Leuten nicht mehr; man hat sie, so viel möglich, mit Europäischen Fußteppichen ersetzt. Strohdecken oder Teppiche kann man nicht entbehren, theils weil kein Zimmer geheitzt wird, theils um die Unebenheit des Fußbodens dem Auge zu entziehen. Unglücklicherweise nisten in diesen Decken durch die Nachlässigkeit der Bedienten Millionen ekelhafter Insecten. Einige Zimmer sind mit buntem Papier tapeziert; am häufigsten lassen die Eigenthümer auf ihre Wände Blumenkränze und Genien malen, deren Geschmacklosigkeit laut gegen den Künstler und gegen denjenigen, der Geld dafür ausgeben mag, zeugt.

Die Mobillen sind einfach; selten findet man in ei-

*) Fourneaux, nicht fours, Backöfen, sondern entweder gemauerte oder tragbare Behälter mit Kohlenlöchern. Die Kenntniß der französ. Sitten erleichtert das Verständniß dieser Stelle. In Paris gebraucht man den Raum unter dem Schornstein, und häufig einen bloßen gewöhnlichen Kamin, nur zum Sieden des Fleisches (pour le pot au feu) und zum Braten; alle übrige Speisen, Zugemüse, Fische, Ragouts, Mehlspeisen ꝛc. werden auf Kohlenlöchern zubereitet. Diese sind nicht auf dem Herde (denn man kennt keinen eigentlichen Herd), sondern auf der Seite des Kamins oder in einer Ecke der Küche eingemauert. Damit sie aber nicht einen unnützen Raum einnehmen, werden sie häufig durch tragbare hölzerne Tische ersetzt, die einen doppelten Deckel haben, deren Zwischenraum mit dünnen Backsteinen vermauert, und auf deren Oberfläche die Kohlenlöcher befindlich sind. Nach dem Gebrauch wird ein solcher fourneau weggestellt. Uebers.

nem Besuchzimmer mehr als zwey mit baumwollenem Zeuge überzogene Canapés, zwey kleine Tische, einige lederne Stühle, wie man seit dem funfzehnten Jahrhundert in Europa keine mehr sieht, einen Spiegel, und an der Decke drey Lampen. Die Betten sind ziemlich elegant; man hat nicht zu befürchten, daß man in den Federn versinke; zwey Wollmatratzen machen das Lager aus.

Alle Häuser sind sich fast vollkommen gleich; die Wohnungen der Minister sind um nichts besser, als die Häuser des gemeinen Mannes; der Palast des Präsidenten zeichnet sich nur durch die Schildwache aus, die vor der Thüre steht.

Den Baumeistern von Santa-Fé fehlt es nicht an einer Entschuldigung für die Unförmlichkeit ihrer Gebäude, die Natur des Bodens, der oft von Erdbeben erschüttert wird, zwingt sie, die Eleganz und Pracht der Festigkeit aufzuopfern; darum sind alle Gebäude so niedrig, obgleich die Mauern eine ungeheure Dicke haben. Die öffentlichen Gebäude ruhen auf hohem Unterbau, und der Schaft der Säulen, an den Kirchen, ist weniger im Verhältniß mit der Größe der Last, die sie tragen, als mit den Stößen, welche sie aushalten müssen. Einige Gebäude zeichnen sich jedoch durch gute Architektur aus. Die im Jahre 1814 erbaute Domkirche ist merkwürdig wegen des einfachen Styls, der im Innern herrscht; man vergißt in derselben den schlechten Geschmack der Außenseite, wo eine Menge zweckloser gerader Linien durch andere eben so unnütze durchschnitten wird.

Die übrigen 26 Kirchen Bogota's glänzen von Gold; der Palast der Incas kann nicht blendender gewesen seyn. Wenn der Domkirche äußere Pracht fehlt, so sind die Schätze, die sie enthält, desto kostbarer. Ein einziges der

Muttergottesbilder, die auf dem Altar stehen, ist mit 1358 Diamanten, 1295 Smaragden, 59 Amethysten, einem Topas, einem Hyacinth und 372 Perlen besetzt; auf dem Fußgestell stecken 609 Amethysten. Die bloße Arbeit des Juweliers, der die Steine einfaßte, hat 4000 Piaster (5450 Rthlr.) gekostet.

Viele dieser Kirchen gehören reichen Klöstern; es gibt in Bogota 9 Manns- und 3 Frauenklöster. Die Dominicaner und die Mönche von San Juan de Dios sind die reichsten; zwey Drittel der Häuser der Stadt gehören ihnen. Die Klöster sind regelmäßig gebaut, aber merkwürdiger durch die Festigkeit, als die Schönheit der Architektur. Sie stellen gewöhnlich ein viereckiges Gebäude vor; im Mittelpunct ist ein mit einem Springbrunnen versehener Hof, um welchen eine doppelte Galerie läuft, nähmlich eine über der andern. Die Wände der untern sind gewöhnlich mit schlechten Schildereyen bedeckt, die Geschichte des Heiligen vorstellend, dem das Kloster geweiht ist.

Von einigen dieser Klöster hängen Collegien oder Hospicien ab. Die Mönche von San Juan de Dios haben sich ganz besonders der Unterstützung der leidenden Menschheit gewidmet. Schade, daß ihr Hospital in so schlechtem Zustande ist: hölzerne, schmutzige Bettstellen; Säle, in die weder Luft noch Sonne dringen kann; Höfe, wo der Koth haufenweise aufgethürmt ist; Küchen, wo die Speisen eben so unreinlich zubereitet werden, als in den Löchern, wo die elendesten Wilden leben; Strohdecken, auf welchen der Straßenkoth und anderer Schmutz fingerdick liegt, und die nie gereinigt werden; die Leichen der Verstorbenen auf der Erde liegend, vor den Augen der Sterbenden — ist dieß alles nicht im Stande, den Gesundesten krank zu machen, und muß man sich nicht wundern, wenn

je ein Unglücklicher, der in dieß Hospital gebracht wird, lebend und genesen herauskömmt?

Die Collegien sind in einem weit bessern Zustande; es gibt ihrer drey, die alle eine gute Lage und Bauart haben; das vorzüglichste, das Jesuiten-Collegium, erkennt man gleich an seiner Festigkeit. Die meisten Professoren sind Geistliche, nur wenige gehören zum weltlichen Stande. Sie lehren lateinische Sprache, Philosophie, Mathematik und Theologie; die Schüler arbeiten vier Stunden täglich, und am Ende des Schuljahres haben sie drey Monathe Ferien.

Wenn man das Gebäude, wo ehemals die Vice-Könige wohnten, und das jetzt der Präsident der Republik inne hat, einen Palast nennen hört, so erwartet man, etwas Großes zu sehen; es besteht aber nur aus einem gewöhnlichen Hause mit flachem Dache, an welches zwey niedrigere Gebäude mit Galerien sich anschließen; in diesen wohnt die Dienerschaft des Präsidenten; hier sind auch die Gefängnisse, und die Kanzleyen der Minister. Beym Eintritt in den Palast sieht man eine schlechte Treppe und niedrige geschmacklose Galerien; keine Vorhalle vor dem Empfangsaal; man kömmt in diesen entweder durch das Schlafgemach des Präsidenten, oder durch ein kleines Vorzimmer. An einigen Canapés von rothem Damast, an einem alten Segovischen Fußteppich, an einigen Lampen, die an den Querbalken der ungetäfelten Decke hangen, welche dem Zimmer das Ansehen eines Heubodens gibt, würde man schwerlich einen Palast erkennen, wenn nicht ein roth damastner Thron, einige Spiegel, Glasfenster, und ein Paar schlechte Gemälde daran erinnerten, und besonders, wenn nicht zwanzig Husaren den Eingang bewachten. Sie tragen zwar keine Stiefeln, und haben keine Pferde, auch

ist ihre Uniform zerlumpt; doch ruft ihr Anblick dem Fremden zu, er trete in einen Königspalast.

Was man Palast der Deputirten nennt, ist ein großes Haus an der Ecke einer Straße, dessen Erdgeschoß zu Brantweinschenken dient. Wenn man die Treppe hinauf geht, sieht man an zwey Orten auf der Wand das Bild der Fama, mit der Unterschrift: Ohne Gesetze kein Vaterland. Kömmt der Fremde in die innere Galerie, so kann das Getöse, das aus einem Zimmer erschallt, so oft die Thüre aufgemacht wird, ihn belehren, daß hier die Repräsentanten der Nation sitzen. Ihr Versammlungssaal ist ein langes, schmales Zimmer, das in der Mitte durch ein hölzernes Geländer in zwey Theile getheilt ist; auf das Geländer stützen sich die hinter demselben stehenden Zuhörer, denn die Repräsentanten allein sitzen bescheiden auf hölzernen Stühlen, die mit Oelfarbe angestrichen und mit Leder bezogen sind, im innern Raum längs des Geländers. Der Rest der Verzierungen besteht in acht Leuchtern für die Abendsitzungen, Fensterscheiben und einer Strohdecke.

Man braucht von hier nur über die Straße zu gehen, so ist man im Palast des Senats, der, wo möglich, noch einfacher ist. Die Dominicaner haben dieser Behörde einen Flügel ihres Klosters eingeräumt, wo man ein Zimmer nach dem Muster des Deputirtensaals eingerichtet hat. Auf der Mauer sind emblematische Figuren; eine davon stellt die Gerechtigkeit vor, aber der gelehrte Maler hat darunter geschrieben: Politik.

In diesem Palast ist also kein Empfangsaal, keine Vorhalle, noch Vorzimmer, und wenn die Minister einer der beyden Kammern eine Mittheilung zu machen haben, so müssen sie auf der Treppe warten, bis der Thürsteher,

der neben diesem Amt auch noch Theater-Director ist, ihnen die Regenschirme abnimmt, und sie einladet, einzutreten.

In den Gefängnissen im Spanischen America vermeidet man alle, nicht schlechterdings nöthige, Strenge. Sie sind im Erdgeschoß und haben so niedrige Fenster, daß die Gefangenen sich mit den Vorübergehenden unterhalten können; die Staatsgefangenen werden jedoch strenger behandelt.

Zwey andere Staatsgebäude sind zwar nach einem sehr unzweckmäßigen Plan eingerichtet, aber es ist immer merkwürdig genug, daß man sie in einer solchen Entfernung von Europa findet; es ist eine Münze und ein Theater.

Bogota hat einige Aehnlichkeit mit den Factoreyen der Europäer auf der Afrikanischen Küste. Ist man in der Stadt, so findet man vieles, was sie mit anderen Hauptstädten gemein hat; aber außerhalb ihrer Mauern ist alles anders; man ist mitten in Afrika, unter Wilden, die meistens keine andere Kleidung haben, als ein Hemde und Unterhosen; der Reichthum der Natur, auf welchen die Amerikaner so stolz sind, daß sie den Ueberfluß, den die Europäer der Industrie danken, für wahre Armuth achten, scheint in unseren Augen weiter nichts, als der Luxus von Barbaren.

Die drey Hauptstraßen von Bogota sind freundlich, ziemlich gerade, aber schlecht gepflastert; die Seitensteige sind bequemer als in anderen Spanischen Städten; man ist auf denselben vor dem Regen geschützt, weil die Dächer der Häuser fast überall über sie hinausgehen.

Ein Vicekönig sagte, es gebe in Bogota vier Arten von Polizeyagenten, welche für die Reinlichkeit der Straßen

ßen sorgten, die Geyer, der Regen, die Esel und die Schweine; man könnte noch jetzt fast dasselbe sagen; das fließende Wasser, das man in allen Straßen hat, könnte sehr zur Erhaltung der Reinlichkeit benutzt werden, wenn sie nicht, Dank sey es der Faulheit der Einwohner, alle Abende um 8 Uhr in Cloaken verwandelt würden.

Des Nachts wird die Stadt von wenigen, an den Straßenecken befindlichen Laternen, spärlich erleuchtet; eine Wache sorgt für die Sicherheit der Magazine und Läden, die doch schon mehr als einmal erbrochen worden sind.

Die öffentlichen Plätze sind geräumig und mit Springbrunnen versehen. Auf dem Platz vor dem Palast ist alle Freytage Markt, der für den Fremden nicht ohne Interesse ist; die Polizey versteht aber nicht, unter der Menge Menschen, die an diesem Tage nach Bogota strömt, Ordnung zu erhalten. Hier werden Fleisch, Getreide, Gartengewächse und alle Arten von Früchten im Ueberflusse ausgeboten. Die Amerikanischen und Europäischen Producte finden sich nebeneinander. Hier sieht man Körbe voll Erdbeeren, dort Ananas, Avogados (Frucht des Laurus persea), Pfirschen und Aepfel; neben Kohl, gelben Rüben und Kartoffeln, liegen Yucas und Pisangs; neben Maïs-, Gersten- und Weizensäcken, Cacao und Zuckerhüte; an einem Ort verkauft man die tausend Heilpflanzen, die in den Paramos wild wachsen, hart daneben Nelken, Rosen und Jasmin.

Man kann die Bettler als eine wahre Plage für Bogota ansehen. Alle Sonnabende stürzen sie sich schaarenweise in die Stadt, als wäre sie der Plünderung Preis gegeben. Sie lagern sich vor allen Thüren, und suchen durch den Anblick des scheußlichsten Elends Mitleid einzuflößen. Ein ganzes Heer alter und gebrechlicher Menschen,

von Kindern geführt, verstopft die Straßen und den Eingang der Häuser.

Nahe bey Bogota sind sehr schöne Spaziergänge zwischen Weiden und Rosenhecken, an welchen sich die Kapuzinerkresse hinaufwindet; diese Orte sind nicht sehr besucht. Man geht lieber auf den Seitensteigen der Straßen spazieren, welche reinlich und bequem sind; hier sieht man in aller Ruhe die Herren zu Pferde, welche durch die Straßen jagen, um sich in ihren mit goldenen Stickereyen und Tressen besetzten Kleidern oder ihrer bunten Uniform zu zeigen; oder auch ihre Federbüsche auf runden Hüten, ihre dreyeckigen Hüte, ihre Schakos und Casketten sehen zu lassen. Viele wären gute Reiter, wenn man auf Pferden, die Normännischen Postkleppern gleichen, Anstand und Grazie zeigen könnte.

Ob man gleich dem Fremden, wie an andern Orten, wenn ers bedarf, la Posada, d. h. eine Anweisung für Feuer und Wohnung gibt, so findet sich doch Derjenige, der ohne Empfehlungsbriefe kömmt, seines Unterkommens wegen in großer Verlegenheit; erst seit Kurzem existirt ein Gasthof, wo man für einen Piaster des Tages das Allernothwendigste findet.

Man lebt nicht theuer *), wenn man sich mit dem

*) Preise einiger Gegenstände in Bogota:

		Fr.	Ct.		Rthlr.	Gr.	Pf.	Conv. G.
Fleisch,	25 Pfd.	9	10	=	2	7	5	
Brot,	1 —	—	32	=	—	1	11	
Wein,	12 Flaschen	80	—	=	20	12	11	
Zucker,	1 —	—	65	=	—	4	—	
Eingemachtes Obst,	25 —	26	—	=	6	16	6	
Spanisches Oel,	1 Flasche	7	80	=	1	19	2	
Safran,	2 Loth	11	70	=	3	—	4	
Tägliche Fütterung f.	1 Pferd	2	50	=	—	13	—	

gewöhnlichen Tische seiner Wirthe begnügen will, der in der Regel aus folgenden Gerichten besteht. Ein Stück gesottenes Rindfleisch mit Kartoffeln; eine Schüssel Yucas, und Pisang; in den Häusern der Wohlhabenden trägt man außerdem Linsen, Erbsen oder Bohnen, in Schmalz gekocht, auf; an Festtagen sind diese Gemüse mit einem Stück Schweinefleisch belegt. Das Brot ist gut, aber man ißt nur wenig; dagegen trinkt man drey Mal täglich Chocolade, wozu man Käse und Confect ißt. Sonst ist Wasser das gewöhnliche Getränk; manchmal Chicha. Der Wein ist selten, und wird für eben so ungesund gehalten, als Brantwein; auch ist er es wirklich in diesem Klima. Man hält mehrere Mahlzeiten des Tages. Morgens um 7 Uhr wird mit Fleisch und Chocolade gefrühstückt; um 10 Uhr ißt man Suppe; um 2 Uhr wird zu Mittag gespeist, um 5 Uhr wieder Chocolade getrunken, um 10 zu Abend gegessen. Man trinkt allgemein aus silbernen Bechern. Der Gebrauch der Servietten ist unbekannt, aber das Tischtuch fehlt nie. Das Wasser wird in irdenen Töpfen aufgestellt; gewöhnlich kömmt nur einer auf den Tisch. Man hat die Gewohnheit, nach dem Essen sich die Hände zu waschen, zu rauchen und zu schlafen. Diese Gewohnheit ist so allgemein, daß um 3 Uhr auf den Straßen die tiefste Stille herrscht; dasselbe ist in allen Spanischen Städten der Fall.

Es gibt ohne Zweifel in Bogota Personen, welche die Europäischen Sitten und Gewohnheiten angenommen ha-

---

	Fr.	Ct.		Rthlr.	Gr.	Pf.	Conv. G.
Ein Hut	80	"	=	20	12	11	
Halbstiefeln	50	"	=	12	20	"	
Schuhe	15	"	=	3	20	5	
Europäisches Wachs, 1 Pfd.	10	"	=	2	13	7	
Schießpulver 1 —	9	10	=	2	7	5	

ben, besonders unter Denjenigen, die oft in Jamaica gewesen sind; aber bey Cosmopoliten studirt man die Sitten eines Landes nicht.

Man findet in Bogota keine zehn Kaufleute, die 100,000 Piaster besitzen, und nicht fünf, von ihren Renten lebende Personen, die viel reicher wären. Das gewöhnlichste Vermögen ist 5 bis 10,000 Piaster; da aber fast Jedermann einen Laden hat, so kann der kleine Handel die Einkünfte verdoppeln und verdreyfachen.

Die Läden sind eng, schmutzig und finster; es fällt kein anderes Licht hinein, als durch die Thüre. Dessen ungeachtet dienen sie den Müssiggängern zu Versammlungsorten. Der Kaufmann sitzt ruhig auf seinem Ladentisch, raucht beständig, gibt auf alle Fragen des Käufers lakonischen Bescheid, gerade wie der apathische Krämer in Smyrna und Haleb.

Bälle, Hahnenkämpfe, Stiergefechte, zu Zeiten ein Schauspiel, machen die öffentlichen Ergötzungen aus; die Hazardspiele sind sehr allgemein, und man hat Spieler gesehen, die 10,000 Piaster wagten.

Das Volk findet seine größte Erholung in dem Pomp der Processionen und den vielfachen Kirchenfesten. Die feyerlichste Procession ist die vom Fronleichnamstage. Schon am Abend vorher wird das Fest durch ein Feuerwerk angekündigt. In den Ecken des großen Platzes, wo die Procession vorbeykommen soll, werden vier reich geschmückte Altäre gebaut; zugleich aber, um das Heilige und Profane recht zu mischen, überall Cocagnemäste und Marionettentheater errichtet, auch seltene und merkwürdige Thiere in großen Käfigen zur Schau ausgestellt. Alle weltliche Belustigungen unterbricht der erste Ton der Glocke, welcher die Annäherung der Procession verkündigt. Augen-

blicklich verschwinden die Hüte, und alle Welt stürzt auf die Knie.

Den Anfang der Procession machen kleine Wagen, von Menschen gezogen; in dem einen sitzt König David, das Haupt des Riesen Goliath in der Hand tragend; im andern die Königin Esther; im dritten der Ehrenmann Mardochäus. Dann kommt der Groß-Vezier Joseph auf einem reich geschmückten Zelter, von einer zahlreichen Leibwache begleitet, welche statt lebendiger Thiere, Pferde von Pappe zwischen den Beinen hat. Alle diese Personen werden von Kindern aus den vornehmsten Familien vorgestellt. Die Ehre, bey einer so heiligen Ceremonie eine Rolle zu spielen, wird sehr gesucht, und die Eltern, denen das Glück zu Theil wird, ihre Kinder dabey erscheinen zu sehen, scheuen keinen Aufwand, um es einander an Pracht zuvorzuthun; die kleinen Acteurs werden mit Perlen, Diamanten, Smaragden und Rubinen geschmückt, und man sucht Alles hervor, um ihre Kleidung recht prächtig zu machen.

Nun kömmt in feyerlich langsamem Schritt die Geistlichkeit, welcher die auf dem Platze versammelte Volksmenge ehrerbietig Raum macht. Zwischen zwey Reihen von Priestern gehen die schönsten Mädchen der Stadt; einige tragen die Bundeslade, andere die Schaubrote, noch andere den Weyhrauch und Blumenkörbe; dann kommen junge Indianer, die beym Schall einer Flöte und einer Trommel sehr barocke Tänze aufführen. Ein Detaschement Soldaten, mit umgekehrtem Gewehr und gebeugter Fahne, schließt den Zug.

Kein schöneres Fest kann man in Amerika sehen; selbst die in den warmen Regionen übliche Weihnachtsfeyer kömmt ihm nicht bey, ob sie gleich viel lustiger ist;

denn ein großer Theil des Vergnügens bey letzterer besteht aus Bällen und Maskeraden in den Häusern und auf den Straßen, welchen die angenehme Kühle der Nächte sehr zu Statten kömmt.

In Bogota sind die Sitten noch weniger streng, als in den übrigen Orten; dieß ist der Fall in allen Hauptstädten der ganzen Welt. Aber doch sind Verbrechen selten; die Trunkenheit, die so oft dazu Gelegenheit gibt, ist in Bogota wenig allgemein, obgleich der Läden, wo man Brantwein und Chicha verkauft, unzählige sind; wo man hinsieht, erblickt man das Kohlblatt, ihr Schild.

Die Einwohner sind sanft, höflich und munter; doch geht ihre Lustigkeit nie bis zur Ausgelassenheit. Die Frauen sind fast alle hübsch, und besonders schön gewachsen; ihre Kleidung ist sehr sonderbar, und kann mit der keines andern Landes verglichen werden.

In Bogota, wie im ganzen Umfang der Republik, unterscheiden sich die zwey Klassen der Gesellschaft, die Armen und die Reichen, nur durch ihre Fußbekleidung. Alle Mädchen von gemeinem Stande tragen gar keine, und manche Señora beneidet ihnen das Vorrecht, einen schönen Fuß nackt zeigen zu dürfen.

Ausgezeichnete Reize, die Launen des männlichen Geschlechts, oder der Eigensinn des Glücks, erheben oft solche Mädchen in die Klasse der beschuheten Frauen; aber ein sonderbares Vorurtheil, das in diesem Lande herrscht, und eine gewisse Schamhaftigkeit, die unter den Verhältnissen, welche wir meinen, ganz unerklärlich ist, verstattet nicht, daß eine solche Metamorphose plötzlich vor sich gehe. Die öffentliche Meinung muß allmählig darauf vorbereitet werden; darum tritt die künftige Dame auf einige Zeit in die Klasse der Beaten. Es ist nähmlich üblich, daß Frauen-

zimmer, welche vom Himmel die Rettung eines geliebten Mannes, einer theuern Mutter oder irgend eines werthen Verwandten erbitten, oder durch Verzichtleistung auf alle äußere Pracht gleichsam erzwingen wollen, eine eigene, in Stoff und Zuschnitt der Nonnentracht ähnliche, aber sehr auffallende Kleidung annehmen *). Solche Damen nennt man Beaten, andächtige Schwestern. So muß also, was Frömmigkeit und Anhänglichkeit ersinnen, hier ein Deckmantel der Eitelkeit und ein Vorwand des Luxus werden, und der Stimme des Publikums Schweigen gebieten, wenn ein hübsches Mädchen sich über ihren Stand erheben will. Von dem Augenblick an, wo es das Gewand einer Beaten umgeworfen hat, ist alles Andenken an die Vergangenheit verlöscht, nicht weil die Büßende ihren Lebenswandel verändert hat, sondern bloß weil sie gelobt, eine Zeitlang für ihre Kleidung nur die weiße oder braune Farbe zu wählen, und ihr eine Form zu geben, die zwar von der

*) Eine ähnliche Sitte hat in Frankreich Statt, doch nicht zu einem so unheiligen Zwecke. Eine Mutter, die mehrere Kinder verloren hat, oder eine schwere Niederkunft fürchtet, weiht die Frucht, die sie unter dem Herzen trägt, der Mutter Gottes und der weißen Farbe (elle le voue au blanc). Zufolge dieses Gelübdes wird das Kind bis in sein 7tes oder 10tes oder 12tes Jahr durchaus weiß gekleidet, ohne daß irgend ein Theil seiner Kleidung, selbst Schuhe und Hut, eine andere Farbe haben dürfte. Ganz Paris sah im J. 1815 und den folgenden Jahren das der weißen Farbe geweihte Kind eines sehr vornehmen Hauses herumfahren. Nicht nur an dem Kinde selbst, sondern auch an seiner Erzieherin, seinem Wagen, den Pferden, dem Kutscher, der auf dem Bocke saß, und zwey Bedienten, die hinten auf dem Wagen standen, war irgend etwas anderes, als weiß zu sehen. Das Eisen- und Lederwerk an Kutsche und Pferdegeschirr, selbst die Hufeisen der Pferde waren weiß lakkirt. Bloß allein der äußere Beschlag der Räder, der unmittelbar das Straßenpflaster berührt, hatte seine natürliche Farbe. Ueberf.

gewöhnlichen verschieden, im Grunde aber nicht viel sonderbarer ist. Der Uebergang von der Beatentracht zu der Kleidung der beschuheten Frauen, ist weniger auffallend, als die Standesänderung sonst gewesen wäre.

Da sich mehrere Einwohner von Bogota mit Wissenschaften und Litteratur abgeben, so hat die Regierung sich bewogen gefunden, eine Bibliothek von ungefähr 6000 Bänden, einen botanischen Garten und ein Observatorium zu errichten; die beyden letzten werden jedoch in diesem Augenblick gar nicht benutzt. Die zwey Zeitungen, die wöchentlich erscheinen, und die allenfalls vorkommenden Prozeßschriften, können die drey in Bogota vorhandenen Buchdruckereyen nicht hinlänglich beschäftigen.

Man sieht in der Hauptstadt sehr wenig Neger; alle Bediente sind Mestizen. Die Mulatten sind häufiger; die weißen Damen haben gar keinen Widerwillen gegen sie; böse Zungen sagen im Gegentheil, diese, aus der Mischung von Europäischem und Afrikanischem Blute entsprossene Klasse, werde von dem weiblichen Geschlecht besonders begünstigt.

Es wird einem Fremden schwer, sich ordentlich bedienen zu lassen, besonders auf der Reise; denn da er sich nicht leicht gegen die Landleute verständlich machen kann, so müssen seine Bedienten ihm zu Dollmetschern dienen; die Vertraulichkeit, die zwischen ihnen und seinen Wirthen, welche sie gewöhnlich mit sich speisen lassen, entsteht, macht sie so übermüthig, daß sie sich fast als seines Gleichen ansehen.

Es ist schwer zu bestimmen, welche politische Meinung in Bogota die herrschende ist. Wie in allen Hauptstädten der Welt, sind die Einwohner ewige Tadler der Regierung, gerade weil sie ihr zu nahe stehen; aber wenn

sie nur schwatzen dürfen, ist ihnen alles übrige gleichgültig; sie drehen keine Hand dafür um, daß der oder jener Meister sey. Nichts bezahlen und frech räsonniren, dieß ist, was sie unter Freyheit verstehen. Von der Hauptstadt ist die Revolution ausgegangen; aber künftig wird Bogota sich leidend verhalten, und die Entscheidung den Provinzen überlassen; wer Herr der Ebene seyn wird, dem gehört Bogota.

Es ist davon die Rede gewesen, den Sitz der Regierung nach Cucuta zu verlegen; ein eben so ungerechtes als unvernünftiges Project! Man kann eine öde Stadt gründen, wie Washington, aber alles Leben wird in Bogota bleiben. Man kann den Namen Bolivar verewigen, aber man kann aus Bolivar keine schöne Stadt machen *). Man erschafft eben so wenig Städte aus dem Stegreife, als Staaten. Solche riesenhafte Ideen klingen gar herrlich in einer Prunkrede, aber in der Ausführung ist so etwas nur einmal gelungen; und dazu bedurfte es eines Despoten wie Peter I., und einer Lage wie die von Petersburg. Man könnte Constantinopel anführen; aber als der Sitz des Römischen Reichs nach Byzanz verlegt wurde, war Rom nicht mehr in Rom; die Kraft des Staats war im Lager der Legionen.

*) Es war nähmlich, wie weiter unten gesagt wird, davon die Rede, Cucuta künftig Bolivar zu nennen. Ueberf.

Achtes Kapitel.

Abreise von Bogota nach Popayan — Guaduas — Chaguani — San-Juan — Rückkehr nach Guaduas — Kurzer Aufenthalt in dieser Stadt — Beltran — Ambalema — San-Luis — Chaparral — Natagaima — Parande — Samboja — Villa-Vieja — Neyva.

Nach einem Aufenthalte von drey Monathen schickte ich mich an, Bogota Anfangs August zu verlassen.

Um nach Europa zurückzukehren, stand mir die Wahl zwischen mehreren sehr interessanten Wegen offen. Schlug ich den ersten und gewöhnlichen über Caracas ein, so öffnete sich meinem Forschungstriebe ein weites Land: aber berühmte Reisende haben es vor mir besucht; konnte ich hoffen, nach ihnen noch etwas Neues zu sagen? Der Orinoco hatte mehr Reiz für mich, wegen der Wichtigkeit, die er in der Folge erhalten muß; aber das Land, welches ich auf meiner Reise auf dem Magdalenenstrome gesehen hatte, gleicht demjenigen, welches jener durchströmt. Maracaïbo, das man seit dem Siege der Patrioten wieder besuchen durfte, konnte in meinen Augen vor allen andern Richtungen den Vorzug verdienen; allein, nachdem ich die östliche Cordillera gesehen, schien es mir interessant und nützlich, auch den an Mineralien viel reichern westlichen Ast dieses Gebirges zu untersuchen. Mein Entschluß war gefaßt; ich nahm einen Paß nach Buenaventura, wo ich die Absicht hatte, mich einzuschiffen, und verließ die Hauptstadt von Columbia den 9. August 1823, um sechs Uhr Morgens.

Mein Gepäck hatte ich eingeschränkt; zwey Maulthiere konnten es tragen. Der Führer, der mich nach Socorro begleitet hatte, diente mir dießmal zugleich als Mulatero. Nach Popayan, wohin meine Absicht ging, führen zwey Wege, über Mesa grande, oder über Guaduas. Ich zog letztern vor.

In dieser Jahreszeit sind die Straßen auf dem Bogotischen Bergrücken so gut, daß wir frühe nach Fontibon, und von da nach Resuela und Facatativa kamen. Den andern Tag stieg ich auf engen und steilen Fußpfaden in das Thal hinab. Das Gebirge, welches die Ebene von Bogota umgibt, gleicht einer Mauer, die man aufgeführt hätte, um einen Wasserbehälter einzuschließen.

Ueberall fand ich zu meinem Glücke vollkommene Trockenheit. Das westliche Thal, in welchem ich mich befand, hat gleiche Witterung mit dem Bergrücken, den ich verlassen hatte, nur mit dem Unterschiede, daß, während oben bey schönem Wetter eine empfindliche Kälte herrscht, unten die Hitze drückend ist. Bey dieser Gelegenheit bemerke ich, daß, während das Land westlich des Bogotischen Bergrückens Sommer hat, das in gleicher Höhe östlich gelegene dem Regen ausgesetzt ist, welchen die aus der Steppe des Metaflusses kommenden Wolken täglich stromweise ausgießen. Noch ein Umstand fiel mir auf, und dieser ist merkwürdiger: die westlichen Thäler sind von Kröpfen und epidemischen Krankheiten heimgesucht, welche man in den östlichen nicht kennt *). Die Verschieddenheit beyder Gegenden zeigt sich noch schroffer in der Zeit der Ernte; östlich schneidet man das Getreide im October, westlich schon im August.

Der Weg war gut; meine Reisegefährten waren sehr

*) Nur findet man hin und wieder den schwarzen Aussatz.

wohl damit zufrieden, ob er ihnen gleich alle Augenblicke Gelegenheit gab, gegen die Spanier zu fluchen, welche ein barbarisches Mittel angewandt hätten, um die Straßen auszubessern: alle wegen politischer Meinungen Verurtheilte mußten bey dieser Arbeit Hand anlegen, wobey ihnen täglich ein Pfund Brot und ein Pfund Fleisch gereicht wurde.

Endlich verloren wir die ungeheuern Berge aus den Augen, und kamen den 11. August bey Zeiten nach dem Dorfe Billeta, 13 Stunden von Bogota.

Beym Herabsteigen von der gewaltigen Pyramide, welche das Gebirge der Anden vorstellt, hatte ich überall dieselben Muschelarten gefunden, wie in der Provinz Socorro. In Billeta erwartete mich ein Schauspiel, gleich demjenigen, welches in Moniquira meinen Unwillen erregt hatte; auf ein Maulthier gebunden, wie man bey uns die Kälber zu Markte bringt, wurde ein Knabe, seines Geschreys ungeachtet, nach Bogota geschleppt, um als Ausreißer sein Urtheil zu empfangen. Wie hat ein durch ein friedliche Existenz von drey Jahrhunderten verweichlichtes Volk plötzlich zu einem solchen Grade von Unmenschlichkeit übergehen können? Diese Frage habe ich oft mir selbst aufgeworfen; manchmal habe ich mir sie durch eine andere beantwortet: Sollte nicht, dachte ich, der Anblick blutiger Scenen, an welche die von den Europäern eingeführten Thiergefechte diese sanfte Nation gewöhnt haben, in ihr die Lust zu noch barbarischeren Vergnügungen geweckt haben? Die unmenschlichen Spiele, die man vor ihnen aufführte, endigten zwar nicht mit dem Tode; aber diese Art von Krieg, und die Gefahren, mit welchen man sie vertraut machte, bereiteten sie vor, einst in ähnlichen Scenen eine Rolle zu spielen.

Ich gestehe, daß mir Guaduas minder freundlich vorkam, als bey meiner Reise nach Bogota: mich dünkte, die angenehmen Gesichtsbildungen der Einwohner hätten ihre frische Farbe verloren. Von den Kröpfen, mit welchen sie häufig heimgesucht sind, hatte ich das erstemal nichts bemerkt; ich kam damals aus den erbärmlichen Ortschaften des Magdalenenstromes, und meine Augen müssen geblendet gewesen seyn. Was mich am meisten verdroß, war die Entdeckung, daß die Menschen, deren Lustigkeit mich das erstemal so entzückt hatte, nichts anders waren, als sehr lärmende und sehr überlästige Trunkenbolde.

Den ganzen Tag trinken die Einwohner Anisbrantwein, unter dem Vorwande, dieß sey in heißen Ländern für die Gesundheit nothwendig; etwas mag an diesem Axiom wahr seyn; denn man kann nicht leugnen, daß die herrschende aber schwächliche Race der Weißen in den Tropenländern nicht leben, viel weniger arbeiten kann, ohne viel zu trinken. Steigt die Hitze nur ein wenig, so wissen sie sich nicht mehr zu helfen. In Guaduas ist sie zwar groß, aber doch erträglich; dessen ungeachtet klagen die Einwohner beständig; bald ist es ihnen zu heiß, bald schmerzt sie der Magen, bald der Kopf. Besonders ist die Gesundheit der Vornehmeren immer schwankend; auch sieht man bei ihnen die meisten Kröpfe.

Ich mußte bis zum 20. August in Guaduas verweilen, und als ich es endlich verließ, nahm ich unglücklicherweise, im vollen Vertrauen auf die Berichte einiger Einwohner, den Weg, den sie mir vorgeschlagen hatten.

Um halb eilf verließ ich Guaduas; um zwölf stand ich auf dem Gipfel des Rückens, der das Thal westlich schließt, und betrachtete mit Entzücken das ungeheure Thal

des Magdalenenstromes *). Seine Ufer waren mit dichten Wäldern bedeckt; dort muß, dachte ich, eine kühle Temperatur herrschen, und mich vor den Feuerströmen schützen, die ich in Gestalt von Dünsten auf diesen verbrannten Feldern herumziehen sah. Kaum war ich indeß einige Klafter tiefer gestiegen, so wurde die Atmosphäre sehr heiß; aber sie wurde ganz erdrückend, als ich den Fuß der Berge erreicht hatte. Ich war im Schatten der Bäume; aber kein Lüftchen bewegte ihre Blätter; das dichte Laub entzog mir vielmehr das Bischen Luft, das ich im Freyen hätte einathmen können.

Man hatte mir gesagt, ich würde in dieser Wüste keine bewohnte Stellen finden, aber ich hoffte, daß es wenigstens nicht an Wasser mangeln würde. Ueberall waren die Bergströme bis auf den letzten Tropfen ausgetrocknet; mich dünkte, ich sey in wenigen Stunden aus den mittäglichen Provinzen Frankreichs in die brennenden Sandebenen Afrika's versetzt worden. Von Müdigkeit erschöpft, ließ ich mich von dem Führer, den ich aus Guaduas mitgenommen hatte, bereden, mich von der Straße zu entfernen, um zu Menschen zu gelangen; ein enger Fußpfad führte mich an diesen Ort; es ist Puerto del Corral, ganz nahe an der Magdalena.

Die Nähe dieses Stromes hat aus den Ackerleuten, die sich hier angesiedelt haben, Fischer gemacht. Auf der Hecke, durch welchen ihre Hütten vor wilden Thieren bewahrt sind, lag ein großes Fischergarn zum Trocknen; hier, dachte ich, gibt es gewiß Fische. Aber man gab mir den Bescheid, in der jetzigen Jahreszeit, wo der periodische

*) Nähmlich des obern Theils des Stromes, den der Verfasser noch nicht kannte. Uebers.

Südwind herrscht, können die Fische den Fluß nicht heraufkommen, weil die Strömung zu stark sey.

Diese Epoche ist für die armen Leute eine wahre Zeit des Darbens. Auf den ausgetrockneten Feldern wächst kein Halm mehr; nirgends ist ein Gras zu sehen, selbst am Ufer der Flüsse, deren steiniges Bett jetzt als Weg dient, ist kein grünes Fleckchen mehr. Alles schmachtet in dieser Zeit, welche die Europäer Frühling nennen. Menschen und Vieh leiden Mangel; die ganze Nahrung der Einwohner besteht in Pisangfrüchten; ihre einzige Erquickung ist, Zuckerrohr zu saugen.

Die Weißen, welche in den warmen Gegenden wohnen, und die, wie alle Leute von dieser Farbe innerhalb der Wendezirkel, gleichviel in welcher Epoche sich ihre Ahnherren daselbst niedergelassen haben, wenig körperliche Kräfte besitzen, benutzen doch diese Zeit, um das Gesträuch zu verbrennen, welches auf den Feldern wächst, die bestimmt sind, in der Regenzeit grünende Wiesen zu werden; auch verbrennen sie das Holz der Waldungen, auf den Flecken, wo sie Mais oder Zuckerrohr pflanzen wollen. Dieß von ihnen angelegte Feuer zerstört manchmal große Wälder; es gewährt des Nachts (denn nur in dieser Zeit wird es angezündet) einen prachtvollen Anblick. Die Industrie der Bewohner der Gegend, wo ich mich befand, steht noch eine Stufe tiefer, als die Afrikanische; sie lassen ihr Vieh lieber zu Grunde gehen, als daß sie, wie die Neger, in den Baumblättern eine Nahrung für dasselbe suchen sollten, um dadurch den schrecklichen Uebergang von der trocknen Zeit zum periodischen Regen etwas erträglicher zu machen.

Wir verwünschten die Rathgeber, die uns diesen, nur von Contrebandirern besuchten Weg angegeben hatten, und schleppten uns nach Puerto-Chaguani, wo wir um 9 Uhr

anlangten. Hier befand ich mich am Ufer des Magdalenenstromes; aber eine gewaltige Hitze, die ich in mir fühlte, beunruhigte mich sehr über den Zustand meiner Gesundheit. Meine Besorgnisse waren nicht ungegründet. Ehe wir noch Palmar erreichten, hatten die Sonne und der Durst mir das Fieber gegeben. Ich mußte mich unter den Schoppen einer Zuckermühle hinlegen, wo ich bis zum folgenden Abend blieb, und mich sehr durch die Furcht vor der Krankheit, die mir drohte, abängstigte. Am 22. ging ich nach Palmar; aber ein fast ununterbrochenes Erbrechen, das mich befiel, sagte mir, daß ich hier die Wiederherstellung meiner Gesundheit noch nicht finden würde: ich beschloß daher, mich wieder ins Gebirge zu wenden, und fing den andern Morgen an, zu steigen. Allmählig stellte sich ein heilsamer Schweiß bey mir ein; das Athemholen wurde mir weniger beschwerlich, und in San-Juan fühlte ich mich viel besser. Dieses reinliche Dorf liegt auf einem der Berge, die den Strom beherrschen, und hat ein Ansehen von Wohlstand, welches nicht trügen muß, weil hier die Tabakshändler ausruhen, die, von Ambalema kommend, über den Strom gesetzt haben, um sich nach Santa-Fe zu begeben.

Weder die Schönheit der Lage, noch der häufige Wechsel der Fremden, waren vermögend, den Mitgliedern der Familie Rubio, welche allein die ganze Bevölkerung des Dorfes ausmacht, den Hang zur Gastfreundschaft einzuflößen. Ich fand in ihrer Mitte keine Aufnahme, und ich hätte San-Juan müde und krank, wie ich war, verlassen müssen, hätte nicht der Geistliche, ein junger und artiger Mann, mich in das Pfarrhaus eingeladen. In den zwey Tagen, da ich mich bey ihm aufhielt, stellte sich meine Gesundheit zusehens her; doch hielt ich sie nicht für be-

befestigt genug, um sogleich nach Popayan zu reisen. Ich fand für gerathen, stärkendere Mittel zu suchen, als die ich in San-Juan finden konnte, und entschloß mich, nach Guaduas zurückzukehren.

Ich verließ meinen gütigen Pfarrer. Er war erst seit Kurzem in San-Juan angestellt worden, wo allen seinen Tugenden gehuldigt, und wo er im eigentlichen Sinne des Worts angebetet wurde, denn Niemand wagte es, sich ihm zu nähern, ohne ein Knie zu beugen. Er hatte mich diese zwey Tage mit der Zärtlichkeit eines Freundes behandelt. Um Mittag war ich in Chaguan, einem erbärmlichen Neste; bey der Armuth der Einwohner konnte ich hier keine Heilmittel suchen.

Am 26. begab ich mich auf den Weg nach Guaduas wo ich um Mittag einzog. Hier pflegte ich zwey Wochen lang meiner Gesundheit; die dreytägige Krankheit, die ich mir durch die zu rasche Abwechslung einer erträglichen Temperatur mit der Hitze des Aequators zugezogen, hatte sie aufs heftigste erschüttert.

Am 15. September hielt ich mich für hinlänglich hergestellt, um die Reise nach Popayan fortzusetzen. Ich nahm einen Mestizen mit, welchen mir der politische Chef von Guaduas empfohlen hatte. Ich schlug denselben Weg ein, wie das erstemal, und kam am Abend nach La Mora, einem am Ufer des Magdalenenstromes liegenden Dörfchen. Ich bedauerte zwar lebhaft den Zeitverlust, den meine Krankheit verursacht hatte; dagegen konnte ich mir nicht verbergen, daß die vorgerückte Jahreszeit meinem Unternehmen günstiger sey. Mehrere Wolken bedeckten den Himmel; sie schützten mich vor den brennenden Sonnenstrahlen; und die Kühle des Südwindes machte die erhitzte Atmosphäre erträglicher.

Am andern Tage kam ich um 2 Uhr Nachmittags nach Beltran, wo man auf der Magdalena nach Ambalema übersetzt. Man hatte mir gerathen, immer am rechten Ufer des Stromes hinaufzugehen; ich zog aber das linke (westliche) vor, welches mir mehr interessante Gegenstände darbot. Dazu gehörte zunächst der Tabaksbau bey Ambalema, über welchen ich lehrreiche Bemerkungen erstatten zu können hoffte.

Ich bestieg daher eine Pirogue; meine drey Maulthiere wurden an dieselbe festgebunden. Die Ueberfahrt ist manchmal gefährlich; die meinige ging glücklich von Statten, und kostete mich einen Piaster (1 Rthlr. 9 Gr.). Ich brauchte eine Stunde, um vom Landungsplatze nach Ambalema zu gelangen.

In den Umgebungen dieses Dorfes sind beträchtliche Pflanzungen, wo Tabak von vorzüglicher Güte gebaut wird. Die Einwohner genießen eines gewissen Wohlstandes, und es herrscht Thätigkeit und Bewegung unter ihnen; auch leiden sie nicht von so mancherley Uebeln, als viele ihrer Landsleute an andern Orten, weil sie sich besser nähren. Uebrigens ist Ambalema schlecht gebaut; als Ausnahme von der Regel in den Cordilleras, ist die Kirche nicht viel besser, aber sie besitzt eine aus Violinen und Blase-Instrumenten bestehende Capelle, die ihres gleichen in dem ganzen Umfange der Republik nicht hat.

Man schätzt den Tabak, den Ambalema liefert, auf 2 bis 3000 Lasten (5000 bis 7500 Centner) jährlich. Die Regierung hat das Monopol desselben verpachtet, und würde eine ansehnliche Summe dafür beziehen, wenn die Contrebande nicht, trotz der zwanzig Wächter (deren Jeder 20 Piaster, ungefähr 27 Rthlr., monathlich erhält) ihren Gang ungestört ginge. Ungeachtet ihrer Nachsicht, oder

vielmehr Pflichtvergessenheit, sind diese Officianten doch so, wie in der ganzen Welt, der Gegenstand des Volkshasses.

Von dem besten Tabak kostet die Arroba (25 Pfund) der Regierung 3 Piaster (4 Rthlr. 3 Gr. 4 Pf.); die zweyte Sorte 10 Realen (1 Rthlr. 18 Gr.). Der Verkaufspreis ist das Doppelte. Im April, Mai und Junius hat der Verkauf Statt. In einer kleinen Entfernung von Ambalema liegt Peladero, wo mehrere Goldminen seyn sollen.

Ich nahm für die Magdalenen-Steppen, wo sich eine Menge Fußsteige durchkreuzt, einen neuen Führer, mit welchem ich am 18. Sept. von Ambalema aufbrach. An dem jenseitigen Ufer des Stromes sieht man nichts, als hohe mit Wäldern bedeckte Berge; dasjenige, auf welchem ich mich befand (das westliche), bot nicht den mindesten Schirm gegen die Sonne dar. Die Hitze prallt von dem steinigen Boden mit vermehrter Intensität zurück; man leidet viel, und findet keine andere Erfrischung, als Wasser: zum Glück ist es hell und kalt, denn es kömmt aus den Paramos der westlichen Cordillera. Wir durchwateten den Benadillo; dieser Fluß war fast gänzlich ausgetrocknet, welches in dieser Jahreszeit nicht immer der Fall ist; denn oft schwellen die Gebirgswasser durch das Schmelzen des Schnees plötzlich an, so daß die Reisenden mehrere Tage warten müssen, ehe sie hinüber können. Auf der östlichen Seite hingegen, wo die Flüsse nur durch den Regen angeschwellt werden, kann man in dieser Jahreszeit leicht und bequem durch ihr Bett kommen.

Auf beyden Ufern findet man kein anderes Unterkommen, als einige einzelne Hütten aus Schilf, worin eine schwächliche, krankhafte, aus verschiedenen Racen bestehende Bevölkerung ein kümmerliches Leben führt. In Afrika

halten sich die Neger zur gemeinschaftlichen Vertheidigung gegen Nachbarn zusammen; aber die Einwohner dieser Gegend bringen ihr Leben in Einsamkeit zu. Ihr ganzer Reichthum besteht in einigen Kühen; im Palmwein finden sie Trost und Entschädigung. Manchmal besitzt jedoch Einer von ihnen ein Pferd; hölzerne Steigbügel, ein Strick statt Zaum, ein Packsattel zum Reiten, machen das ganze Geschirr aus. Die Magerkeit des Pferdes zeugt von dem häufigen Fasten, wozu es durch die Dürre des Landes verdammt ist. Ein solches Thier kostet nicht mehr, als 10 bis 20 Piaster. Die Nahrung der Menschen ist nicht viel kräftiger; sie besteht einzig aus Maïsmehl.

Um 6 Uhr Abends betrat ich die Hütte eines dieser Wilden, an einem Orte, den man Puertillo nennt. Sie war so klein, daß nichts, als mein Gepäck, Platz darin fand; doch war die Nacht so angenehm, daß ich gern im Freyen schlief. Meine Wirthe waren im höchsten Grade armselig; man hätte glauben sollen, es sey eine Maurische Familie; die Kleidung der Weiber erinnerte mich an die Weiber der Wüste Sahara; sie trugen einen Rock von blauem Guinea, ohne Aermel; auf der Schulter war er mit einem baumwollenen Nestel befestigt. Die Männer waren nackt, bis auf eine Unterhose. Die Sonne hatte sie ganz verbrannt. Sie tranken die Nacht über Palmwein. Diese rohen Menschen kennen den Gebrauch des Afrikanischen Reifs nicht, vermittelst welches man den Saft des Baumes abzapft; um diesen zu erhalten, wissen sie kein anderes Mittel, als den Baum an der Wurzel abzuhauen. Diese Methode würde bald die Quelle ihres einzigen Vergnügens zerstören, wenn nicht glücklicherweise die Menge der Palmen so groß, und die Bevölkerung so schwach wäre, daß sie noch lange keinen Mangel zu fürchten haben.

Wir verließen die christlichen Wilden des Magdalenastromes am frühen Morgen. Nicht weit von da begegneten wir Einwohnern von Ibagua, die nach Mendes, einem Dorfe bey Honda, pilgerten. Ein wunderthätiges Marienbild hat diese Wallfahrt berühmt gemacht. Als man es auf den Altar stellte, war es ganz klein, aber seit dieser Zeit hat es jährlich an Wachsthum zugenommen. Indem die Religion gewissen Orten eine besondere Heiligkeit beilegte, hat sie neue Wege für den Handel eröffnet, und ein Band zwischen Menschen geknüpft, trotz der schlimmen Wege und der Gefahren, und trotz der Spanischen Politik, welche sich bemühete, ihre Unterthanen einander zu entfremden.

Die Hitze kam mir erträglicher vor, je mehr wir gegen Süden rückten und uns dem obern Theile des Stromes näherten. Diese Aenderung der Temperatur wurde vorzüglich durch die Nähe des Quindiu bewirkt. Das Land war viel weniger dürr und steinig; das Gras war nicht mehr so selten, noch von der Sonne verbrannt. Der Anblick des Grünen munterte unsere Thiere auf, und that unseren Augen wohl. Wäre die Sonne weniger heiß gewesen, und hätten nicht auf allen Seiten um uns herum majestätische Palmen ihr Haupt gewiegt: wir hätten geglaubt, nicht auf den Wiesen der Amerikanischen Andes zu wandeln, sondern aus den versengten Tropenländern in die Thäler einer Europäischen Cordillera gekommen zu seyn.

Wir langten an dem Totare an, dann an der China, zwey in der Regenzeit sehr breiten, jetzt ganz niedrigen Flüssen: ich passirte sie ohne Gefahr, ob wir gleich Mühe gehabt hatten, eine Furt zu finden. Eine nahe Hütte nahm uns auf.

Ich pries mich glücklich, daß ich, um nach Popayan zu reisen, den Weg längs dem Magdalenenstrome dem ge-

wöhnlichen über Mesa vorgezogen hatte; es machte mir ein ungemeines Vergnügen, das ungeheure Thal dieses Stromes, welches nicht minder reizend ist, als der Bergrücken von Bogota, in seiner ganzen Länge zu durchziehen. Ein frischer Südwind, der sich täglich um 2 Uhr erhob, und bis zur Nacht blies, machte die Hitze sehr erträglich. Die Menschen, denen ich begegnete, gaben mir einen Begriff von den Bewohnern des Orinoco, mit welchen sie sehr große Aehnlichkeit haben sollen.

Ich kam frühzeitig über den Chipalo und andere Flüsse, deren Lager tief ausgehöhlt ist, da wir bis dahin nur auf Waldströme gestoßen waren, deren Wasser mit der Ebene einerley Höhe hatte. Ibagua blieb uns zur Linken*); ob wir gleich ziemlich weit von dieser Stadt entfernt waren, sahen wir doch ihren Kirchthurm, als einen beynahe unbemerkbaren Punct mitten zwischen den ungeheueren Gipfeln des Quindiu, welche über Ibagua emporragen. Wäre mein Vorsatz, bis Neyva an der Magdalena hinauf zu ziehen, nicht fest gestanden, so hätte diese prächtige Aussicht mich verführen können, über den Quindiu in das Cauca-Thal zu reisen. Alles hätte sich vereinigt, diese Reise angenehm zu machen; die Jahreszeit war günstig; in die-

*) Man sollte aus dem bisher Gesagten glauben, der Verfasser ziehe immer längs des Magdalenenstromes hin; da er aber hier sagt, daß er Ibagua, welches auf der westlichen Seite, in beträchtlicher Entfernung von demselben liegt, links, folglich östlich, ließ, so sieht man, daß er sich sehr rechts gezogen hatte; daher sind die folgenden Worte, worin er sagt, er sey bey dem Vorsatze geblieben, an der Magdalena hinauf zu gehen, dahin zu erklären, daß er, statt sich nach der westlichen Cordillera zu wenden, in dem Magdalenenthale, zwischen der Ost- und West-Cordillera blieb, und im Allgemeinen dem Laufe dieses Stromes folgte, oder vielmehr ihm entgegenging; denn der Verfasser reist nach Süden, und der Strom fließt nach Norden. Ueberf.

ser Epoche wird der Quindiu sehr bereiset, und ist ohne Gefahr; ich brauchte keine Träger; für 16 Piaster hätten mich kleine Maulesel, die man ganz zu diesen Reisen abgerichtet hat, in fünf Tagen über diesen äußerst beschwerlichen Uebergang gebracht.

Ich widerstand der Verführung, und blieb meinem ersten Vorsatze treu; auch habe ich nicht Ursache gehabt, es zu bereuen. Vermöge des Einflußes der mit Schnee bedeckten Berge, welche den Quindiu bilden, war das Grün der Bäume überall frischer, das Gesträuch weniger verwelkt. Wir hatten an diesem Tage noch eine bessere Gelegenheit, die wohlthätige Wirkung dieser Aenderung der Temperatur zu bemerken, als wir an den tiefen Abgrund kamen, wo der Cuello fließt. Das Bett dieses Flusses, dessen klares und eiskaltes Wasser aus dem Paramo von Cartago kömmt, ist weit tiefer, als der Boden der benachbarten Ebene, welche, von unten gesehen, wie ein Berg erscheint, so daß man sich nicht vorstellen kann, daß sie einen ebenen Boden habe. In diesem tiefen Schlund genießt man einer herrlichen Kühle; die Vegetation ist hier prächtig; etwas Schöneres, als die Schlucht, in welcher der Cuello fließt, kann nicht gesehen werden. Man kann sagen, sie besteht aus mehreren übereinander liegenden Stockwerken; je weiter man hinunter kommt, desto mehr nimmt die Fruchtbarkeit zu. Darum pflanzt man auch Tabak hier, und zwar den besten im ganzen Magdalena-Gebiet. Das Thal des Cuello ist breit; man muß lange gehen, ehe man es durchschnitten hat; aber der Weg scheint kurz, wegen des entzückenden Anblicks, dessen man genießt. Wenn man in den Tropenländern eine sanfte Wärme fühlt, wenn man unter dem Schatten der Palmen und Bombax und auf frischem Rasen wandelt, fühlt man sich so wohl;

man vergißt die Ermüdung. Unser Glück war vollkommen, als wir bey einem der Wächter dieses fruchtbaren Landes eine gastfreundliche Aufnahme fanden. Man setzt nähmlich einen so hohen Werth auf diese für die Viehzucht vortrefflichen Ländereyen, daß man überall sehr starke, und mit Thüren verschlossene Hecken angelegt, und eigene Wächter zur Bewachung derselben angestellt hat.

Es konnte nicht fehlen; der unaussprechliche Reiz dieser Gegend mußte auch einen wohlthätigen Einfluß auf den Charakter der Menschen ausüben, welche dieselbe bewohnen; sie haben nicht das wilde Ansehen ihrer Nachbarn aus der Ebene von Puertillo; sie sind gefällig, artig, gastfrey; ihre Gliedmaßen sind stark, weil sie eine gute Nahrung genießen. Ich erneuerte hier meinen Vorrath von an der Sonne gedörrtem Fleisch, welches die Fleischer in schmale Streifen schneiden und ellenweise verkaufen.

Bey Puerta-San-Francisco, wo wir die Nacht geruht hatten, fängt die Ebene an, die man Llano-Grande, große Steppe, nennt. Sie unterscheidet sich von allen denjenigen, durch die wir gekommen waren, durch ein viel üppigeres Grün, durch die Seltenheit der Steine, und durch die größere Anzahl Pferde und Zuchtvieh, die auf allen Puncten weideten. Um Puerta-San-Francisco führt ein Weg nach dem Dorfe Espinal am Ufer des Magdalenenstroms; ein zweyter nach Goamon, welches etwas weiter von dem Flusse abliegt, und ein dritter nach San-Luis am Fuße der westlichen Cordillera. Diesen wählte ich. Es war Sonntag, und man sah viele Leute auf den Straßen, die ihren Pfarrer besuchten; diejenigen, welche die Straße nach San-Luis einschlugen, kamen mir bald zuvor. Männer und Weiber saßen zu Pferde. Die Weiber waren vom Kopf bis auf die Füße in baumwollene

Zeuge gehüllt, um sich vor der Sonne zu schützen, denn die Weißen und die Mestizen können, wie gesagt, die Sonnenhitze nicht so ertragen, wie die Neger.

Nachdem ich durch Las Guaduas gekommen, näherte ich mich der Cordillera, bald darauf mußte ich in die Schlucht hinabsteigen, durch welche die Luisa sich einen Weg gebahnt hat. Das Thal war ganz verdorrt; man sah nur am Ufer des Flusses etwas Grün. Die Oeffnung, durch welche die Luisa aus der Cordillera hervorbricht, scheint durch ein Erdbeben entstanden zu seyn.

Hier befanden wir uns in einem wahren Labyrinth. Wir mußten mehrere Male, nicht ohne Gefahr, durch die Luisa waten, und ihrem sandigen Ufer folgen. Wir brauchten eine Stunde, um aus der Schlucht herauszukommen. Es war vier Uhr; wir erblickten San-Luis, und erreichten es bald, um Zeuge eines vorgefallenen Unglücks zu seyn. Vor wenig Tagen war die Hälfte des Dorfes ein Raub der Flammen geworden, und ungeachtet der Menschenfreundlichkeit eines der reichsten Gutsbesitzers, Nahmens Caicedo, hatten viele Einwohner noch kein Obdach erhalten können.

Ihm dankte ich, daß mich nicht ein gleiches Loos traf: ich erhielt eine bequeme Wohnung im Hause des Küsters. Ich verweilte hier zwey Tage, weil ich eines meiner Maulthiere, das verwundet war, ersetzen und einen neuen Führer annehmen mußte. Beydes geschah zu meiner Zufriedenheit.

San-Luis hat eine hübsche Lage; die Berge schützen es gegen die Nordost-Winde, und seine Temperatur wird immer durch kühle Lüfte gemäßigt. Da das Dorf an keiner Straße liegt, so sollte man nicht glauben, daß es einen thätigen Handel treibt, allein der Zucker, den die Gegend hervorbringt, zieht viele Kaufleute an.

In den benachbarten Bergen sind Goldminen. Fast Jedermann hat einen Kropf; viele Menschen haben den schwarzen Aussatz, welcher besonders die Weißen trifft, wie der weiße die Neger; beyde Klassen sind von dieser häßlichen Krankheit auf eine widrige Weise entstellt.

Schon fing es in diesen Ebenen zu regnen an. Ich machte mich am 23. September auf den Weg, um vor der Regenzeit die obere Gegend des Stroms zu erreichen. Ich kehrte vor Nacht in einer einsam liegenden Hütte ein. Seit langer Zeit pflegte ich Mundvorrath für mehrere Tage mit mir zu führen, besonders Brot, weil man in dieser Gegend kein Getreide baut; man erhält es aus der östlichen Cordillera.

Ich war mit meinem neuen Führer sehr zufrieden. Er war nicht so schweigsam, wie die Indianer gewöhnlich sind; er sprach im Gegentheil viel und vernünftig. In der Provinz Socorro geboren, hatte er die Lebhaftigkeit der dortigen Menschen; er war viel gereist, hatte gut beobachtet, und besonders das Gesehene wohl behalten. Er erzählte mir, in der Bergkette von Quindiu, an deren Fuße wir reis'ten, gäbe es noch viele unabhängige Indianer, denen man ohne alle Furcht begegnen könne; viele Personen, die in dem letzten Bürgerkriege waren geächtet worden, hätten unter ihnen, in den hohen Waldungen, welche die Berge bedecken, Schutz gefunden.

Gegen Südwest sahen wir den Chaparral, welcher am Ende einer großen Ebene ganz einzeln dasteht, und durch eine Gebirgskette von derjenigen getrennt ist, in welcher wir hinzogen. Dieser eine Tagereise von San-Luis entfernte Berg ist im Lande durch die Gewitter berüchtigt, von denen er beständig umlagert ist, und durch die mineralischen Schätze, die er enthält. Die Vertiefung, in welcher der Chaparral

liegt, und in welcher die in der Regenzeit fürchterlichen Nordostwinde sich verfangen, ist gewiß an den Blitzen Schuld, welche den immer dünsteschwangern Himmel so oft durchzucken.

Wir erreichten frühe den Saldana, welcher von dem Chaparral herkommt. Dieser Fluß spühlt goldhaltigen Sand an seinem Ufer aus; aber dem durstigen Wanderer, der sich ihm nähert, sind die Palmbäume, welche sein Ufer beschatten, ein größerer Schatz. Es ist nicht so rein, aber auch nicht so kalt und so gefährlich, als das Wasser der Quelle. Eine Pirogue setzte uns für die mäßige Summe von 2 Realen (8 gr. 6 pf.) über.

Wir kamen hier in das Land der Coaima-Indianer, deren Dorf auf dem Abhange des westlichen Gebirges liegt. Ich benutze diese Gelegenheit, um mich über dasjenige, was ich oben von der Vorliebe der Indianer für die Spanische Regierung gesagt habe, näher zu erklären. Diese Vorliebe, und der Widerwille der Nation gegen die Republik, rührt daher, weil die Indianer unter der vorigen Regierung alle Vorrechte wirklicher Landeigenthümer genossen; die Republik hat sie ihnen genommen, und ihnen nur die Nutznießung gelassen, so daß der Staat allein über diese Güter käuflich verfügen kann. Man hat den Indianern Alcaden aus ihrem Stamme gelassen; doch so, daß sie alle Befehle der Regierung durch einen ihnen vorgesetzten weißen Alcaden erhalten.

Nachdem wir das Ufer der Saldana verlassen, hatten wir nichts mehr vor uns, als unermeßliche Ebenen, auf welchen das Gras ganz verdorrt war; doch ist das Erdreich gut; aber die wohlthätigen Lüfte der Schneeberge von Quindiu erfrischen es nie.

Vielleicht thut man den Indianern nicht Unrecht, wenn

man sagt, sie haben keine der Tugenden, um derentwillen man den Mestizen so große Fehler verzeiht. Sie sind weder gefällig noch gastfrey; von letzterm konnten wir uns in einer Hütte überzeugen, auf die wir stießen, und wo ich anhielt, um die Nacht zuzubringen, weil ich in der Einöde keiner andern Wohnung ansichtig wurde. Ich konnte den kalten Empfang, der mir von meinem Wirth zu Theil ward, nicht der allgemein unter dem Volke verbreiteten Idee beymessen, daß jeder Fremder ein Ketzer ist; er war vielmehr Folge seines Egoismus und des heimlichen Hasses, den die Indianer gegen alle Menschen empfinden, die nicht zu ihrer Kaste gehört.

Wie alle Indianer von der Ebene, trug die Familie meines Wirthes keine andere Kleidung, als ein, nach Afrikanischer Art, um die Lenden gewickeltes Tuch; der ganze übrige Theil des Körpers war nackt. Eine Herde Schaafe machte den Reichthum dieser Familie aus, und sie pflegte derselben mit all' der Sorgfalt, durch welche die Indianer in der ganzen Cordillera bekannt sind. Sie sammeln fleißig die Wolle ihrer Schafe, und verkaufen sie in den benachbarten Dörfern für 12 Realen (2 Rthl. 4 Gr.) die Arrobe (25 Pfund); ein hoher Preis, wenn man bedenkt, daß ehemals die Eigenthümer von Herden, die Schur für Geld besorgen lassen mußten, und die Wolle, die übrigens von schlechter Qualität ist, zu nichts brauchen konnten. Allmählig schreiten Civilisation und Künste vorwärts; aber wie langsam bey dieser Nation! Für sie ist jeder Fremder ein Triptolem, ein Bacchus, ein Vulkan; jeder aus der Ferne Kommende kann der Wohlthäter eines Landes werden, wo noch die tiefste Unwissenheit herrscht. Süd-Amerika verhält sich in Ansehung der Cultur gegen uns, so, wie es sich zur Zeit der Entdeckung gegen Spanien ver-

hielt. Damals kannte man gar nichts; jetzt hat man von einigen Dingen reden gehört, oder man weiß etwas davon aus Büchern, welche die unterrichtete Klasse zu lesen anfängt. Aber man hat Erfahrung in nichts; alles bleibt noch zu thun.

Den folgenden Tag um 12 Uhr kam ich durch Natagaïma, ein anderes Indianisches Dorf. Ehemals lag es an einem Orte, der weniger gesund und bequem war; darum hat man es hieher transportirt. Der Heilige der alten Lage hat schon zweymal, sagt man, die neue Kirche angezündet; darum hat Natagaïma kein Gotteshaus. Es ist ein erbärmlicher Weiler, und ich weiß nicht, warum man es ein Indianisches Dorf nennt, da man fast keinen Einwohner von dieser Klasse findet. Die Bevölkerung besteht beynahe ganz aus Mestizen, und da nur 6 Stunden von da bis Purificacion ist, so haben sich mehrere Einwohner dieses Orts, der einen Hafen an der Magdalena hat, in Natagaïma niedergelassen. Gegenüber, in der Ost-Cordillera sieht man die Dörfer Paramo und Alpujada.

Auf dem Punkt, wo ich über den Anchicque setzte, nähern sich die beyden Cordilleras einander etwas; die Steppen fangen an sich mit dichten Wäldern zu bedecken.

Seit zwey Tagen bemerkten wir einen Berg, der gleich einem Vorgebirge in die Ebene heraustritt; um sechs Uhr des Abends erreichten wir ihn. Es ist der Pakandé, der eine Kupfermine hat. Die vulcanischen Steine, die man überall findet, der Kegel, der sich auf dem Gipfel des Pakandé erhebt, der durchaus zerrissene Boden, lassen keinen Zweifel, daß dieser Berg der Krater eines Vulkans war. Wir kamen in einiger Entfernung an einzelne Hütten, wo wir Aufnahme suchten. Ein Kind gewährte sie uns. Aber während wir abpackten, verschwand unser jun-

ger Wirth, um seinen Eltern, die auf dem Felde arbeiteten, die Unglücksbotschaft unserer Ankunft zu bringen. Bis 10 Uhr Abends waren wir allein Herren des Hauses; gegen diese Zeit faßten die Eigenthümer den Muth, zurückzukehren. Sie schienen nicht unzufrieden darüber, daß wir uns ohne Erlaubniß bey ihnen eingerichtet, aber im Grunde ihres Herzens verwünschten uns vielleicht diese Indianer. Der beständige Durchzug von schlecht disciplinirten Truppen hat überall die Einwohner im höchsten Grade mißtrauisch gemacht. Wenn man einen Reisenden in Verdacht hat, daß er zum Militärstande gehöre, so flieht Alles vor ihm, wie vor einem unversöhnlichen Feinde, und der Reisende bleibt Herr von Allem, was der erschrockene Eigenthümer besaß. Das ist nun freylich sehr wenig, denn alles Vermögen dieser Leute besteht gewöhnlich aus Pisangfrüchten und Maïs. Vermöge meines fremden Aussehens hatte ich manche böse Stunde; oft, wenn ich mich von den Mühseligkeiten des Tages in einem guten Nachtlager zu erholen hoffte, konnte ich mir weder Feuer noch Wasser verschaffen. Dann blieb mir nichts als der kleine Vorrath von Pisang, Brot und gedörrtem Fleisch, den ich bey mir hatte. Wenn aber der Hausherr Stich hielt, und ich auf die Frage: Herr Oberst, kommen ihre Soldaten bald nach? erwiederte, es kämen keine, so sah ich die Zufriedenheit auf allen Mienen, und wurde höflich und mit Gefälligkeit behandelt.

Den 26. Sept. verließen wir das Land der Indianer von Natagaïma. Ueberall fand ich nichts als eine schreckliche Wüste. Um 11 Uhr kam ich an dem Ort vorbey, wo die westliche Cordillera so schmal ist, daß man, wenn man den Gipfel erreicht hat, immer westwärts absteigt. Hier sieht man das Dorf Lateko, bey welchem die Gold-

bergwerke von Apore liegen, welche sehr ergiebig seyn sollen. Später kam ich in eine waldigere Gegend; die dortigen Palmbäume haben einen stärkern Stamm, als die Afrikanischen; das Oel, das man aus ihnen zieht, wird statt Butter gebraucht: es ist ein Gegenstand des Handels. Von Zeit zu Zeit stößt man auf Meilenzeiger und auf Tambos, das heißt leere Hütten, wo der Reisende ein Obdach findet, denn bewohnte Häuser sind selten; diejenigen, die man sieht, hängen wie Vogelnester auf den steilsten Felsen; sie sind so weit von einander entfernt, daß man wohl merkt, daß die Einwohner einander selten besuchen. Da sie auch sehr weit von Kirchen abgelegen sind, so müssen die Bewohner ihre Todten auf den Feldern beerdigen. Wie die Griechen und Römer, errichten sie die Gräber längs den Straßen. Diese Denkmäler erinnern den Vorübergehenden, daß Menschen in dieser Wüste gewesen sind; aber ihr Anblick ist für den Reisenden nicht unerfreulich; sie belehren ihn, daß nicht weit davon die Familie des Verstorbenen sich aufhält; es thut wohl, zu erfahren, daß man nicht in einer ganz verlassenen Gegend ist. Ich nahm mir jedoch nicht die Zeit, diese verborgenen Wohnungen aufzusuchen, sondern eilte dem Ufer der Magdalena zu. Ich setzte bey einem Ort, den man Samborja nennt, über den Strom; sein grünliches Wasser bewieß mir, daß die Quellen des Paromos ihm zufließen.

Die Ueberfahrt war schnell. Auf dem östlichen Ufer, wo wir jetzt waren, fanden wir Aufnahme bey Fischern. Die Herberge theilten mit uns einige Bogas, welche Balsas oder Flöße, mit Cacao beladen, nach Honda führten. Auf jedem Floß lagen 15 Ladungen (etwa 37½ Centner), und für die ganze Reise zahlen die Eigenthümer 6 Piaster (etwa 8 Rthlr.). Dieß ist die gewöhnliche Art von

Transport in dieser Gegend des Flusses, wegen der Felsklippen, die man überall antrifft, und weil die Champans selten höher als bis Ambalema hinaufgehen.

Die Hitze und der Lärm, welchen die Gesellschaft um mich her machte, bewogen mich, dem Stich der Musiken zu trotzen, und mein Lager unter freyem Himmel aufzuschlagen. Aber nicht diese Insecten allein erinnerten mich an die schlechten Nächte, die ich am untern Strom verlebt hatte; das Geschrey der Kinder, die Furcht vor Schlangen, Scorpionen und Tausendfüßen, die hier sehr gemein sind, ließen mir nicht einen Augenblick Ruhe. Eine Weile hörte ich dem Gesang meiner Wirthin zu, die, sich in ihrem Hangebett schaukelnd, zu ihrer Cither Indianische Lieder sang. Aber um Mitternacht schlief Alles; mir allein war es nicht möglich, bey dem höllischen Gelärm, welches Hunde und Schweine die ganze Nacht hindurch machten, ein Auge zu schließen; diese Thiere ängstigten einander durch ihr Geschrey.

Bey Tagesanbruch ließ ich satteln, und verließ so schnell als möglich die trostlose Hütte von Samborja. Vor 10 Uhr ritt ich in das 6 große Spanische Meilen (über 5 Deutsche M.) entfernte Dorf Villa-Vieja, wo ich den Rest des Tages blieb. Ein Schuppen von Rohr, den mir ein Einwohner abtrat, diente mir als Herberge. Die Reise bis Villa-Vieja war sehr ermüdend gewesen; seit einigen Tagen hatten wir die kühlen, von Südwest her wehenden Lüfte nicht mehr, welche die Hitze der Ebene von Ambalema und San-Luis mäßigen. Den ganzen Tag waren wir in einem brennend heißen Lande gereis't, dessen Boden aus spitzigen Steinen und aus Felsen besteht, und einer ruinirten Festung gleicht. Die natürlichen Pyramiden, die Ulloa in Peru sah, sind um nichts wun-

wunderbarer, als dieses Spiel der Natur, das man für ein Menschenwerk halten sollte.

Villa-Vieja liegt nahe am Strom; es hat ein erstickend heißes Klima, weil die beyden Cordilleras hier sehr enge zusammenrücken, und weil die östliche so niedrig und schmal ist, daß sie den aus der Steppe von Guaviara kommenden Wind nicht aufhalten kann; sein glühender Hauch zieht über dieselbe, bis an die Magdalena, aber, wie man versichert, nicht auf das westliche Ufer. Letztern Umstand konnte ich nicht weiter untersuchen.

Die Kirche von Villa-Vieja verdient erwähnt zu werden. Man baute daran, als ich dort war; ein Neger war der Baumeister. Sein Plan war regelmäßig und verrieth Geschmack und Wissenschaft. Der Mann hat in Bogota studirt. Die Kosten sind auf 14,000 Piaster berechnet, welche die wohlhabenden Einwohner zusammenschießen; jeder muß vor seinem Tode so viel Geld anschaffen, daß eine Quadrat-Vara (etwas mehr als $1\frac{1}{4}$ Berl. Ell.) davon gebaut werden kann.

Villa-Vieja gegenüber liegt Aipe; in diesem Dorfe wohnen Indianer, die bey dem gemeinen Mann für geschickte Astrologen gelten.

Bey der Hitze, die ich den verflossenen Tag hatte ausstehen müssen, bereute ich, dem Rath meines Führers nicht gefolgt und des Nachts gereis't zu seyn; dießmal war ich folgsamer, und um 2 Uhr Morgens verließen wir Villa-Vieja; um 10 frühstückten wir in Fortalissa mit Kaufleuten, die nach Bogota reis'ten, um Salz für Popayan zu holen. Nachdem wir uns wieder auf den Weg gemacht hatten, kamen wir am Ende der dürren Ebene, auf welcher wir uns seit dem Morgen befanden, in einen Wald, in welchem viele Fußsteige ausgehauen waren. Er hinderte uns Neyva zu sehen, aber er schützte uns vor

der drückenden Hitze. Mehrere Bäche gaben Kühle im Walde; das Wasser verbreitete sich überall durch eine Menge kleiner Kanäle, vermittelst welcher die Einwohner von Neyva es bis zu den Wurzeln ihrer Cacaobäume geleitet haben. Die Temperatur, die man hier genießt, ist sehr angenehm; der Geruch der am Rande des Wassers wachsenden Blumen erfüllt die Luft. In diesem herrlichen Garten vergaß ich aller ausgestandenen Mühseligkeiten. Wäre ich in der Regenzeit hier gewesen, wie viele Seufzer hätten mich die durch den Regen entstandenen Moräste gekostet, welche alsdann den Reisenden nicht weiter kommen lassen.

Um 2 Uhr zogen wir in Neyva ein, und fanden sogleich bey einem der reichsten Einwohner gastfreye Aufnahme. Ich bat mir Herberge auf zwey Tage aus, aber mein Wirth wollte nichts von einer Beschränkung der Zeit hören. Indessen waren zwey Tage hinreichend, um mir ein anderes Maulthier anzuschaffen, denn eines der meinigen hatte sich in Fortalissa verletzt. Man beschlägt diese Thiere nicht, welches viele Unbequemlichkeiten verursacht. Ich mußte mich auch nach einem andern Führer umsehen, weil derjenige, den ich in San-Luis angenommen, nur bis hieher bedungen war.

Neyva ist 17 Tagereisen von Bogota entfernt, am Magdalenenstrom gelegen, und der Hauptort einer Provinz, die nach ihr benannt wird. Ehemals lag sie in den Gebirgen; die Andaquis, ein wilder Indianischer Stamm in der Nachbarschaft, ermordeten alle Einwohner. Diese Begebenheit erregte so viel Schrecken, daß man die neue Stadt nahe an dem Fluß baute, damit die Einwohner bey dem ersten Ueberfall sich auf Schiffen flüchten könnten.

Das Klima ist brennend, aber das Wasser des Stromes sehr kalt, weil er aus den benachbarten Paramos

kömmt. Es ist grünlich, aber nicht von übelm Geschmack, doch zieht man zum Trinken die Bäche vor, welche die Stadt durchschneiden. Die Caïmans kommen nie in die Nähe von Neyva.

Der Stadt gegenüber liegt das Dorf Sant-Andrea, bey welchem Gold gesammelt wird. Bey dem Dorfe Sant-Antonio, in den kalten Ländern der östlichen Cordillera, pflanzt man viele Gartengewächse. Nichts würde hindern, auch Getreide zu säen, aber die Gewohnheit macht, daß man das Mehl aus Bogota zu 16 Piaster die Ladung (etwa 2 Gr. das Pfund) kommen läßt, statt es sich mit leichter Arbeit aus der Nähe zu verschaffen.

Der Cacao ist der Hauptreichthum von Neyva. Man schätzt, daß die Provinz jährlich 2000 Lasten (zu $2\frac{1}{2}$ Centner) liefern kann; ein großer Theil davon kömmt aus Timana, obgleich diese Stadt nur 2000 Einwohner hat. Die Last Cacao kostet 30 Piaster; der Transport bis Honda 20 Realen. Dieses Product, so wie Caffé und Zucker, ist zehntfrey. Neyva hat keinen Zucker; es erhält seinen Bedarf aus Mesa oder La Plata; das Pfund kostet einen Real (4 Gr. 3 Pf.). Eben daher kommt das Salz, welches mit dem Zucker einerley Preis hat.

Die Einwohner von Neyva stehen in Verkehr mit den nicht weit von der Quelle des Magdalenenstroms wohnenden Andaquis; der Weg geht über Timana, und es sind acht Tagereisen bis zu dieser Nation. Man bringt ihnen Messer, Spiegel, Glaswaaren, und bezieht von ihnen glänzend weißes Wachs und einen Firniß, womit man auf eine sehr einfache Weise mehrere Arten hölzerner Gefäße überzieht. Der Arbeiter nimmt den Firniß in den Mund und kaut ihn, darauf wird er mit der flachen Hand in dünne Scheiben getrieben, und auf die Farbe gelegt.

Neyva ist nicht reich. Durch den Krieg und die häufigen Verheerungen, welche die Ameisen angerichtet haben, ist die Stadt zu Grunde gerichtet worden. Man zählt in derselben nicht sechs Häuser, die mit Ziegeln gedeckt wären; die Straßen sind ungepflastert. Die Bevölkerung besteht größtentheils aus Farbigen. Die gewöhnlichste Krankheit ist der Aussatz in allen seinen Formen.

Nach Neyva ist Timana die ansehnlichste Stadt der Provinz. Sie liegt in einer kleinen Entfernung vom Ursprung des Magdalenenstroms, und ist in dem Gebiet desselben die letzte; nachher findet man nur kleine Weiler, einzelne Hütten und Wilde. Man kann an die Quellen des Stromes nicht zu Pferde gelangen, weil der auf den höchsten Gipfel der Berge angelegte Fußpfad nur für einen Menschen Raum hat.

Die leichten Schiffe oder Piroguen, deren man sich überall auf dem Strome bedient, sind nichts weiter, als ausgehöhlte und mit Rohr bedeckte Baumstämme. Einem so gebrechlichen Fahrzeuge, das von einem einzigen Ruder geleitet wird, vertraut oft eine ganze Familie ihr Leben an, und überläßt sich dem reißenden Laufe des Stroms: man rechnet darauf, daß die biegsamen Materialien, woraus es besteht, an den Felsen nicht zerschellen. Wenn also ein armer Landmann sich entschließt, nach Honda zu fahren, so zimmert er sich in Eile einen solchen Nachen zusammen, beladet ihn mit einigen Säcken Cacao, setzt seine Frau darauf, und neben sie seinen Hund, ergreift ein Ruder, und steuert so mit seiner Hoffnung und seiner Freundin mitten durch die Fluthen. Will er die Fahrt manchmal beschleunigen, so dient die baumwollene Mantille der Frau, an eine Stange gebunden, zum Segel.

Neuntes Kapitel.

Tambo del Ovo — Passo Domingarios — Brücke von Stricken — La Plata — Pedregal — San Francisco — Insa — Berg Guanacas — Totoro — Panikita — Popayan — Feuerspeiender Berg Purace.

Ich verließ Neyva am 30. Sept. des Morgens um 7 Uhr. Den Abend ward ich nahe bey der Straße einer hübschen Hütte gewahr, wo wir abtraten. Zu unserm Erstaunen fanden wir die Wohnung ganz leer, und alles Geräth in Stücke zerschlagen. Wahrscheinlich hatten Soldaten hier gehaus't, und die Eigenthümer hatten sich in die Berge geflüchtet. Ungeachtet meine Führer sich vor Gespenstern fürchteten *), richteten wir uns ein, an diesem öden Orte die Nacht zuzubringen. Da es an einem Gefäß mangelte, um unser Abendessen zu bereiten, so machten wir Kieselsteine im Feuer glühend, und warfen sie in eine Kürbisflasche, die ein wenig Chocolade enthielt. Dieß war unser Abendessen.

*) Dieß ist der wörtliche Sinn der Worte des Verfassers; da aber nicht gesagt ist, warum die Matrosen sich nur hier vor Gespenstern fürchteten, so sollte man fast glauben, daß der Verfasser mit dem Wort revenans gespielt hat, und daß er sagen wollte: die Bogas fürchteten, von den rückkehrenden Eigenthümern im Schlafe überfallen zu werden. Da der Uebersetzer jedoch nicht gern annehmen wollte, daß der Verfasser sich dieses etwas trivialen Scherzes bedient habe, so hat er die Stelle wörtlich gegeben. Uebers.

Den andern Morgen frühe ließen wir die Dörfer el Ovo und Cevilla links liegen, und frühstückten im Tambo del Ovo.

Man nennt Tambo mit Stroh gedeckte Schoppen, welche die benachbarten Municipalitäten auf den Königlichen Straßen haben erbauen lassen, um den Reisenden zu einem Zufluchtsorte vor dem Wetter zu dienen. Gewöhnlich findet man nichts in diesen Hütten, aber in der Nähe des Tambo del Ovo stehen Hütten, wo Weiber einige einfache Speisen bereiten, welche der Reisende froh ist, zu finden. Man muß sich wundern, daß das Beispiel nicht bey den andern Tambos Nachahmer gefunden hat. Zwar führen die Reisenden gewöhnlich ihren Proviant mit sich, nähmlich einige Ellen gedörrtes Fleisch und Chocolade, auch sind sie fast immer mit Farinzucker versehen, denn in diesen Gegenden trinkt man selten Wasser, ohne vorher etwas Zucker zu essen; daher die Consumtion dieses Artikels sehr groß ist.

Hinter dem Tambo del Ovo kömmt man durch mehrere tiefe Thäler, wo die Einwohner den Sand auswaschen, um einige Goldkörner zu finden; alsdann tritt man aus den Llanos oder Ebenen in die Berge, wo, jedoch nur auf einen Augenblick, die Straßen zusammenstoßen, welche von Neyva nach Timana und Gigante, und auf der andern Seite an die Magdalena führen; wir schlugen letztere ein.

Vor Nacht kam ich an das Ufer des Stroms, über welchen ich bey Passo Domingarios setzte; die Ueberfahrt dauerte nicht lange, weil der Strom hier nur 30 Toisen (177 Rheinl. Fuß) breit ist; das (westliche) Ufer, wo ich landete, ist flach und besteht aus Kiesel und Glimmerschiefer. Mein Führer brachte mich in eine ihm bekannte Hütte, die aber weit vom Strome entlegen ist, weil der

Eigenthümer, wie er mir selbst gestand, sie der Raubsucht der Soldaten hat entziehen wollen.

Er empfing uns freundlich und wies uns sein eigenes Zimmer an. Dieß war nichts anders, als ein stinkendes Taubenhaus. Die Vögel saßen über unsern Häuptern auf Stangen, und ließen uns durch ihr Girren nicht schlafen. Unser Wirth suchte uns die Langeweile durch seine Gespräche zu vertreiben. Er unterhielt uns von der Geschichte der Zerstörung eines Gotteshauses neben seiner Wohnung, worüber er äußerst bekümmert war. Der Pfarrer von Neyva hatte ihm die Obhut der Kapelle anvertraut, unter der Bedingung, daß er sie mit einem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes versehe; um sich ein solches zu verschaffen, machte er die mühselige Reise nach Santa-Fé. Hier kaufte er um den billigen Preis von 12 Piaster von einer sehr frommen Matrone ein Bild, das Wunder verrichtete; wer war froher als er? Der Pfarrer, zufrieden mit der Pünktlichkeit des Mannes, prüfte das Bild, und erkannte bald die ihm beywohnende Kraft; sogleich stellte er es unter vielem Gepränge und heiligen Ceremonien an der Stelle auf, die am meisten in die Augen fiel, und stiftete zu Ehren Unsrer Lieben Frauen ein jährliches Fest, dem alle seine Pfarrkinder beywohnen sollten. Die Reise von Neyva nach Passo Domingarios ist so angenehm, daß sich eine Menge Pilger einfand. Unser Wirth sah sich für seinen frommen Eifer reichlich belohnt; alle Pilger erfrischten sich in seiner Hütte, worin er es nie an Lebensmitteln fehlen ließ. Einen Theil derselben brachten die Gäste selbst mit; denn die Eyer und das Geflügel, welche sie zu den Füßen der wunderthätigen Heiligen opferten, diente hernach ihre Nahrung zu bereiten. Aber das Glück des guten Mannes dauerte nicht lange;

der Krieg brach aus; zuerst kamen die Soldaten der Republik und verzehrten die Opfer, aber sie rührten das Heiligthum nicht an; dann kamen Spanier, diese zerschlugen das Bild. „Aber," setzte mein Wirth mit dem seligen Gefühl der Rache hinzu: „dafür werden auch diese gottlosen Godos an allen Orten geschlagen; Gott straft sie für den Frevel, den sie begangen." Die Columbier nennen alle Spanier verächtlicher Weise Godos oder Gothen; es ist bekannt, daß die Spanier selbst in der Poesie sich so nennen; es ist in ihren Augen ein Ehrenname, der sie von Mauren oder Neuchristen unterscheidet.

Den folgenden Tag fuhr ich fort zu steigen; denn das Land fing an, sich in die Höhe zu ziehen, und der Weg wurde dadurch schlimmer. Die Menschen sind hier so selten, daß wir keinen andern Ruhepunkt fanden, als mitten auf dem Felde. Wir hielten gewöhnlich unter einem Baum und am Rand eines Baches. Zwischen den Wendekreisen ist es etwas köstliches, im Schatten zu frühstücken, und klares und kaltes Wasser zu haben.

Wenn die Zerstreuung der Einwohner, eine Folge der Furcht, welche der häufige Durchmarsch der Soldaten ihnen einjagt, einerseits Gelegenheit gibt, daß neue Länder urbar gemacht werden, und zur Vermehrung der Bevölkerung beyträgt, welche in den Städten immer abnimmt: so entstehen auch mancherley Uebel daraus. Da viele Dörfer zerstört sind, so sind auch die Märkte nicht häufig; daher säet und pflanzt Jeder nur was er für sich und die Seinigen braucht, und das ist wenig. Sonst war die Kirche ein beliebter Versammlungsort, aber jetzt, da die Geistlichen von nichts anderm predigen, als von der Pflicht der Christen, die Lasten des Staats zu tragen, und sich der Conscription zu unterwerfen, hat der Zulauf sehr abgenom-

men. So gewöhnen sich die Leute an ein einsames Leben, und besuchen sich immer weniger; wenn aber einmal bey einem Volk das Bedürfniß der Geselligkeit aufhört, so stockt Ackerbau, Industrie und Handel; die Unwissenheit nimmt überhand, und am Ende entstehen Räuberbanden.

Die westliche Cordillera, in welcher ich mich befand, ist nicht bequemer zu bereisen, als die östliche; ich fand die Wege gleich schlecht und gefährlich. Der Flecken, durch welchen wir um 9 Uhr Morgens kamen, heißt Volador del Neme; er ist nicht gefahrlos. Man nennt Volador (eigentlich in der Luft schwebend) einen Berg, auf dessen Seite man einen Fußpfad hat anbringen können, der aber so eng ist, daß an vielen Orten zwey Maulesel einander nicht ausweichen können, so daß, wenn sie sich begegnen, einer von ihnen bis zu einer Stelle zurück muß, wo man den Weg hat breiter machen können. Neben diesen schlüpfrigen Pfaden sind tiefe Abgründe.

Als ich diese gefährliche Gegend verlassen hatte, befand ich mich in einer sehr großen Ebene, welche sich auf dem Rücken eines hohen Berges hinzieht. Sie ist sehr fruchtbar und hat eine angenehme Temperatur, ist aber nicht breit, so daß wir rechts und links unter uns tiefe, mit reichen Wiesen bedeckte Thäler sahen. In dem Thale zur Rechten fließt der Paï, der sich beym Passo-Domingarios in die Magdalena ergießt. Nord-westlich liegt Carniseria, ein menschenarmes Dorf; in der Ferne, auf einem sehr hohen Hügel, sieht man Nataya, wo eine Race Indianer wohnt, die eine eigene Sprache redet.

Die Hitze war durch west-südwestliche Winde vermindert, welche bliesen bis wir in Païcal waren. Wir fanden dieses Dorf leer; ein Jahr zuvor hatte eine ansteckende Krankheit fast alle Einwohner dahingerafft. Kopf-

und Nieren-Schmerzen, waren die Vorläufer des Uebels; bald darauf brach man schwarzes Blut aus, und am eilften Tage machte der Tod der Krankheit ein Ende. Man brauchte kein anderes Mittel dagegen als Punsch; er rettete nur Wenige. Merkwürdig ist, daß kein Indianer erkrankte; dieß Beyspiel bestätigt den Ausspruch der Mestizen: „Die Indianer sind nie krank.“

Den andern Tag zog ich längs des Platafluſſes hin, welcher in den Paï fällt; um 2 Uhr Nachmittag sahen wir die Stadt La Plata, die wir aber nicht sobald erreichen konnten, weil auf der Brücke, die über den Fluß führt, nur ein Reisender auf einmal übersetzen kann. Auf beyden Ufern des Flusses hat man Pfähle eingerammt, und Taue daran befestigt, welche von einem Ufer ans andere reichen. An diese Tarabita (so nennt man eine solche Brücke) hängt man, vermittelst lederner Riemen, ein Brett, auf welchem der Reisende festgebunden, und dann von einem Ufer ans andere gezogen wird. Diese Ueberfahrt hat auf den ersten Anblick etwas schreckhaftes, um so mehr, als das eine Ufer hoch ist, daher man auf dem gegenüberstehenden flachen sehr hohe Pfähle hat errichten müssen, zu welchen eine Treppe führt. Man schwebt also in einer beträchtlichen Höhe über dem Fluß, an einigen Stricken, welche der Regen ausdehnen oder zerreissen kann. Jedoch geschieht nur sehr selten ein Unglück. Die Thiere schwimmen über das Wasser.

Sobald ich diese halsbrechende Reise vollbracht hatte, bot mir Jemand von freyen Stücken eine Wohnung an. Diese Gastfreyheit, die nicht im Character der Spanier liegt, machte mich mißtrauisch; doch nahm ich das Anerbieten des gefälligen Wirths mit Vergnügen an, da mir ein anderer Einwohner der Stadt ins Ohr raunte, der

Mann habe einen Ochsen geschlachtet. Eine solche Begebenheit gibt in einer kleinen Stadt auf 24 Stunden ein großes Ansehen. Ich mußte einen großen Theil der Stadt durchstreichen. So etwas Elendes war mir noch nicht vorgekommen. Alles was mir begegnete (La Plata enthält nichts als Farbige) hatte ungeheure Köpfe, und war mit Schmutz überzogen; zwischen den Lumpen, womit dies armselige Volk seine Blöße deckte, schimmerte der Aussatz durch.

Ich war mit meinem Wirth sehr zufrieden; er verschaffte mir Führer und Maulesel, und besorgte mir den Einkauf von Lebensmitteln, womit ich in den Wüsteneyen des Guanacas versehen seyn mußte; überhaupt sorgte er auf alle Art für mich. In La Plata machte ich Bekanntschaft mit einem Preußischen General, der aus Popayan kam, und sich nach Europa einschiffen wollte *). Die Zusammenkunft war sonderbar genug. Mitten in den Einöden von Neu-Granada, in der Nähe der Tarabita, am Fuße der hohen Gebirge, aus welchen die Plata entspringt, und wo ehemals eine andere Stadt dieses Namens stand, erinnerten sich zwey Einwohner der alten Welt, wie die Amerikaner sagen, ein Franzose und ein Deutscher, ihres gemeinschaftlichen Vaterlands Europa, und dieses Gefühl war für Beyde wohlthätig.

Ich wollte eben dem Alcaden, der mir einige Gefälligkeiten erzeigt hatte, einen Abschiedsbesuch machen, als man mir sagte, sein Amtsbruder, der zugleich sein Schuldner war, habe ihn wegen politischer Meinungen verhaften

*) Vielleicht war dieß der Sohn eines bekannten Preuß. Generals, der auch selbst ehemals in Preuß., nachher in Portugiesischen und zuletzt in Columbischen Diensten gewesen war, und jetzt nach Hause kehrte. Uebers.

und in engen Gewahrsam bringen lassen. Dieser Vorfall schmerzte mich; ich war der Rechtlichkeit des Mannes so gewiß, daß ich den Ort in der Ueberzeugung verließ, daß er sich zu seinem Vortheil aus der Sache ziehen werde.

Auf dem halben Wege zwischen La Plata und dem Orte, wo ich die Nacht zubrachte, kam ich vor einer sehr reichhaltigen Eisenmine vorbey, welche nicht benutzt wird; denn es ist auffallend, daß seit Jahrhunderten die Africaner die Eisenminen ihres Landes bebauen, nicht aber die Indianer die ihrigen. Ich blieb hierauf immer am Rande des Paï. Nach diesem Fluß wird eine aus 18 Indianischen, in den Gebirgen west-südwestlich von La Plata liegenden Dörfern bestehende Jurisdiction benannt. In jedem Dorfe ist ein von den Einwohnern gewähltes Haupt; alle achtzehn stehen unter einem weißen Chef, der in Quila wohnt. Diese Indianer sind Christen und der Regierung des Landes unterworfen, werden aber nach einem besondern Municipalsystem regiert, wie Alles, was man ehemals Terras de Indias nannte.

Ein Gewitter überfiel uns; in einer Hütte bey Cuevas nahm man uns auf. Als der Wirth, der abwesend war, nach Hause kam, fiel seine Tochter auf die Kniee, um den väterlichen Seegen zu empfangen; bevor sie am Abend ein Licht anzündete, sprach sie ein langes Gebet. Diese Sitte ist allgemein auf dem Lande.

Den andern Tag überstiegen wir mit vieler Beschwerde einen sehr hohen Berg, wo der Weg von dem Regen, der seit einigen Tagen fiel, sehr glatt war. Ich kam sehr spät nach Pedregal, einem Indianischen Dorfe, aus welchem Jedermann sich geflüchtet hatte, bis auf den Geistlichen. Ich habe schon bemerkt, daß seit dem Kriege die Verpflichtung, Soldaten zu beherbergen, für das Land eine

Plage geworden ist, der man sich zu entziehen sucht, indem man seine Wohnung an Orten verbirgt, wohin Niemand leicht gelangen kann. So haben wenige Jahre politischer Zwietracht das Werk von Jahrhunderten zerstört. Die Indianer, die sich an das Joch der Civilisation gewöhnt hatten, schütteln es ab, und kehren in die Wälder und zu ihrem wilden Zustande zurück.

Wir folgten dem Laufe des Flusses Ullucos. Auf den Bergen, die sein westliches Ufer begrenzen, sahen wir Santa Rosa, das wegen der weißen Farbe seiner Häuser von weitem sichtbar ist. Dieses mitten auf den furchtbaren Höhen gelegene Dorf macht einen malerischen Effect. Am Rande des Ullucos hat man ein Hüttenwerk gebaut, wo das Salz, das man aus der nahe gelegenen Segovischen Mine zieht, gekocht wird; es reicht nicht für den Bedarf des Landes hin.

Ich zog durch San-Francesco und schlief in Insa. Nirgends findet man Menschen; dazu wird man in den leeren Wohnungen vom Ungeziefer gepeinigt. In dieser Rücksicht befindet man sich besser in der Ost-Cordillera, wo es doch nicht kälter ist als in der westlichen.

Man hatte mir in Santa-Fé eine abschreckende Beschreibung von dem Guanacas-Gebirge gemacht; ich fand sie nicht übertrieben. Bey meiner Reise in der Provinz Socorro glaubte ich, mit den schlechtesten Wegen bekannt geworden zu seyn; aber das war nichts! Jetzt hatte ich zwar nicht die schrecklichen Felsen von Guacha vor mir, aber die Schwierigkeiten, die sich mir zeigten, waren um nichts geringer. Um diese Berge in etwas wegsam zu machen, hat man sie von Distanz zu Distanz mit Holzstücken belegt, auf welchen der Fuß der Maulthiere alle Augenblicke ausgleitet. Durch die Feuchtigkeit ist der Boden aufgeweicht,

und es sind Moräste entstanden, wo die Pferde in Gefahr sind zu ersaufen. Aus einer Menge Quellen sprudelt das Wasser mit Gewalt, zerstört die Arbeit der Indianer und ergießt sich in Strömen, denen man kaum ausweichen kann. Selbst in der trockensten Zeit wird man durchnäßt, weil die Wolken, welche diese Berge umhüllen, sich in feinen eiskalten Regen auflösen. Wir kamen ganz erfroren in dem Tambo von la Ceja an, wo wir uns nur so lange aufhielten, als für die Erholung unsrer Maulesel nöthig war, denn von hier an sollten wir zwey Tage lang an keine menschliche Wohnung gelangen.

Eines meiner Thiere blieb vor Ermattung mitten auf diesem abscheulichen Wege stehen; da wir uns unmöglich aufhalten konnten, so mußte ich das arme Thier im Stiche lassen; es ist wahrscheinlich ein Raub der wilden Thiere geworden, oder erfroren, wenn die Insecten es nicht früher zu Tode gepeinigt haben.

Der Regen hörte nicht auf, und die Nacht war nahe; so müde wir waren, mußten wir unsern Schritt beschleunigen. Es war noch nicht ganz Nacht, als wir im Tambo von Las Corrales anlangten. Zwey Indianische Salzhändler hatten schon Besitz davon genommen, und kochten ihr Abendessen an einem Feuer, das sie mit vieler Mühe angezündet hatten. Die Regierung thut gar nichts für die Verbesserung dieser erbärmlichen Gebäude, die einzigen, wo der Reisende in den regenhaften Nächten der Paramos ein Obdach findet. Das Wasser dringt von allen Seiten herein, und man kann das nasse Holz kaum zum Brennen bringen. Wenn man die Nacht, ganz durchnäßt, halb erfroren und von Mustiken zernagt, hier zugebracht hat, steht man den andern Morgen auf, um über den schrecklichen Guanacas zu wandern, ohne eine andere Nahrung zu sich ge-

nommen zu haben, als allenfalls einige Pisangfrüchte. Alle diese Unannehmlichkeiten haben wir erfahren. Der Regen hörte nicht einen Augenblick auf, und wir wären erfroren, hätten nicht unsre Maulthiere, die unser Lager theilten, und sogar sich manchmal auf uns herumwälzten, uns etwas erwärmt.

Sobald es Tag wurde, richteten wir unsere Augen auf den Gipfel des Guanacas, und meine Führer, kraft ihrer Erfahrung, prophezeyten mir einen schönen Tag und eine glückliche Reise. Die Thiere wurden sogleich gesattelt, und in der Zuversicht, daß der Paramo ruhig sey, brachen wir auf. Anfänglich kamen wir, wie am Tage zuvor, durch dichte Wälder; von den niedrigen Bäumen strömte das Regenwasser auf uns, so oft unsere Maulesel an einen Ast stießen. Der Fußweg konnte für besser gelten, weil er aus Felsen bestand, auf welchen das Wasser nicht wie an andern Orten, stehen geblieben war, und große Lachen zurückgelassen hatte.

Jemehr wir stiegen, desto unkräftiger wurde die Vegetation; bald konnten wir an den Haufen, von der Zeit gebleichter Menschenknochen, denen wir begegneten, merken, daß wir uns dem Paramo näherten. Es waren vielleicht die Ueberbleibsel der unglücklichen Proscribirten, die während des letzten Bürgerkrieges in dieser gräßlichen Gegend Zuflucht gesucht und den Tod gefunden hatten. Man hätte glauben sollen, auf einem Schlachtfelde zu seyn. An einem Orte sah man Schuhe, an einem andern Weiberkleider; etwas weiter erkannte man an der Lage eines Kindes, daß es verschmachtet war, nachdem es seine Mutter verloren hatte. Unsere Gesellschaft ward ernsthaft und still; den Morgen hatten wir gelacht; aber jetzt sprach niemand mehr ein Wort. Einer sah den Andern verstohlen an, um

zu sehen, ob ihn nicht die Müdigkeit schläfrig mache, und in diesem Fall ihn zu hindern, sich diesem Bedürfniß zu überlassen. Nicht lange so sahen wir nichts mehr, als krumme, verkrüppelte und mit Moos bewachsene Bäume, die, wie es schien, vor Alter umfallen wollten. Etwas später zeigte sich nichts mehr als Espeletia frailexa, deren gelbe Blumen durch ihren Schimmer sehr gegen diese traurige Natur abstachen. Wir gingen neben einem nicht gar großen sumpfigen Gewässer vorüber, das ganz ruhig war: aber wenn der Sturm es in Bewegung setzt, so ist die kalte Luft, die sich von da erhebt, für den Wanderer, der, von Müdigkeit überwältigt, hier ausruhen will, wirklich tödtlich.

Nahe bei diesem berüchtigten Ort erkannten wir die Kleidung eines Geistlichen und seiner beiden schwarzen Bedienten; alle drey waren hier umgekommen. In einiger Entfernung fanden wir viele im Stich gelassene Mauleseln, welche sich von den Blättern der Espeletia nährten; wahrscheinlich hat der nächste Sturm ihrer Existenz ein Ende gemacht. Jetzt gingen wir auf einem weniger steinigen und weniger dürren Boden; wir waren auf dem westlichen Abhang des Guanacas. Wolken trübten den Himmel, ohne gerade mit Regen zu drohen. Die Sonne blickte manchmal durch, ihre matte Scheibe war strahlenlos, wie bei uns im Winter, und hatte kaum die Kraft uns zu erwärmen. Wir waren nur um eine Tagereise von den Ufern des Cauca entfernt, wo ihr Feuer sich Stromweise ergießt.

Der heutige Marsch war sehr lang, und wir kamen erst um 8 Uhr Abends in Totoro an, dessen Einwohner eine eigene Sprache reden. Auf die Wand der Hütte, wo ich die Nacht zubrachte, hatte jemand zwey Französische Verse geschrieben, welche von einem tödlichen Kummer zeug-

zeugte; sie harmonirten recht wohl mit dem Anblick des Landes, wo wir herkamen.

Ungeachtet der verflossene Tag sehr ermüdend für mich gewesen war, wollte ich nicht länger als Eine Nacht in Totoro bleiben, weil die Einwohner, Indianer, für Diebsgesindel gelten. Bey Aufgang der Sonne reisten wir ab. Auf der Höhe, welche Totoro beherrscht, sahen wir das prächtige Thal Popayan. Je tiefer wir in dieß fruchtbare Land hinabstiegen, desto milder ward die Temperatur. In Panikita fanden wir Indianer, die wieder eine andere Sprache sprechen, als die Einwohner von Totoro. In ihren Wohnungen herrscht eine große Unreinlichkeit. Aber die Straßen ihres Dorfes sind schnurgerade und mit Hecken eingefaßt; rechts und links fließt das Wasser in bedeckten Kanälen, kurz diese schmutzigen Indianer haben gezeigt, daß es ihnen nicht ganz an Geschmack und Industrie fehle. Ihre Kirche ist von einer ausgezeichneten Reinlichkeit.

Seitdem ich Popayan ansichtig geworden war, brannte ich vor Verlangen, es zu erreichen. Wie lang und ermüdend kam mir der Weg vor, ob er gleich zwischen Landhäusern und wohl angebauten Feldern durchgeht! Das Thal von Popayan, welches mir von den Bergen herab ganz flach geschienen hatte, ist im Gegentheil sehr höckerig, wie das Thal Socorro, und die vielen kleinen Hügel verlängern den Weg. Auf einer gebrechlichen Brücke von Rohr gingen wir über den Palace, dessen Wasser in einem tiefen Bette zwischen zwey Felsenmauern hinfließt, die wahrscheinlich ehemals nur Eine Mauer bildeten. Für meine Führer war dieser Ort von besonderm Interesse; hier lieferte Narina den Spaniern ein Treffen, wo er Sieger bleib, ungeachtet seiner unvortheilhaften Stellung, der kleinen Zahl seiner Truppen und ihres Mangels an Disciplin.

Auf beyden Seiten der Straße zeigten sich schöne Landhäuser, von deren innerm Reichthum man sich, nach dem Ansehn der schwarzen Mayordomo (Verwalter) zu urtheilen, welche auf guten und wohlaufgezäumten Pferden ritten, einen vortheilhaften Begriff machen mußte. So wie einer dieser Reiter bey mir vorbeykam, und mich für einen Fremden erkannte, ließ er sein Thier tanzen und alle seine Künste zeigen, wobey er mich mit stolzer Miene ansah. Um vier Uhr betrat ich ein Dorf, Cauca nach dem Flusse genannt, an welchem es liegt. Ich kam über diesen auf einer schönen, obgleich schmalen Brücke von Ziegelsteinen: die Spanier haben sie erbaut. Eine Stunde später erreichte ich auf einem angenehmen Wege die Stadt Popayan. Nach Landessitte ward ich in einem Laden einquartirt.

Man hat von Popayan gesagt, die Lage dieser Stadt sey von der Fantasie eines Dichters geschaffen worden. In der That kann man nichts Schöneres sehen, und diese Wahl macht Benalcazar'n, einem Spanischen Kriegsmann, der weniger bekannt ist als Pizarro, Cortez und Quesada, alle Ehre. Benalcazar verdient öfter genannt zu werden, weil er eine große Anzahl Städte gegründet, und für jede mit Verstand eine vortheilhafte Lage gewählt hat.

Das Thal von Popayan hat nicht die Riesenpracht wie der Bergrücken von Bogota; aber man athmet eine so reine Luft, die Felder danken der Nachbarschaft der Schneeberge von Purace einen solchen Reichthum, die Witterung ist so angenehm, daß man geneigt ist, ihm vor dem andern den Vorzug zu geben; nur machen ekelhafte Insecten, vorzüglich Flöhe, das Land fast unbewohnbar.

Die beyden Städte Popayan und Bogota kann man nicht wohl vergleichen, weil jede ihr eigenes Verdienst hat.

Santa-Fé ist schlechter gebaut, aber als Hauptstadt hat es mehr Interesse für den Fremden. Die Häuser in Popayan haben eine gefälligere Bauart; einige würden die schönsten Quartiere unserer Städte nicht verunzieren; die Straße Belen besonders ist sehenswerth; sie besteht aus lauter Häusern, die, außer dem Erdgeschoß noch ein Stockwerk haben, ist schnurgerade, mit Bäumen besetzt, hat wohlgepflasterte Nebensteige, die Fenster haben Balcons *) statt der traurigen Gitter.

Die Bauart der Kirchen zeugt von Geschmack; jedoch haben sie mit allen Gebäuden von Popayan den Fehler gemein, daß sie, im Verhältniß der Breite, zu tief sind; ein Uebelstand, welcher dem an richtigeres Ebenmaß gewöhnten Europäer sehr unangenehm auffällt.

In Popayan giebt es keinen Markt; Alles wird in Läden verkauft, deren Zahl vielleicht im Verhältniß der

*) Ich habe das Wort Balcons beybehalten, weil es hier nicht Altane heißt, sondern in seiner zweyten Bedeutung genommen ist. In den größeren Häusern Frankreichs und der süd-Europäischen Länder nähmlich reichen die Fenster fast bis auf den Boden der Zimmer, öffnen sich ganz in zwey von unten bis oben gehende Flügel, ohne Mittelstock noch Kreuzstock, und werden vermittelst einer von unten bis oben reichenden, an dem einen Flügel befestigten, oben und unten mit eingreifenden Kloben und in der Mitte mit einem beweglichem Griff versehenen Stange, durch eine einzige leichte Bewegung der Hand verschlossen. Um Gefahr zu verhüten, sind die Fenster auswendig, 2 bis 3 Fuß hoch, mit eisernem Gitterwerk verwahrt, welches 6 Zoll auf die Straße hinausrückt, und einen kleinen freyen Platz bildet, auf welchen man bequem hinaustreten kann. Diese Gitter, Balcons genannt, sind es, wovon der Verfasser spricht; sie geben allerdings den Häusern ein sehr geschmackvolles Ansehen, können aber nur bey hohen Fenstern ohne Kreuzstöcke angebracht werden, weil man sich sonst beym Hinaustreten den Kopf zerstoßen würde. Ueberf.

Bevölkerung größer ist, als in Santa-Fé; aber sie sind nicht freundlich eingerichtet.

Die Stadt hat mehrere öffentliche Plätze, aber keinen, der die Aufmerksamkeit der Fremden verdiente: seitdem die Stadt der Schauplatz des Bürgerkriegs war, liegen die meisten Häuser an den öffentlichen Plätzen in Schutt. Mehrere andere Thatsachen zeugen von dem Verfall von Popayan, das ehemals mehrere eine Million Piaster reiche Einwohner hatte. Die bis zur Armseligkeit gehende Mäßigkeit des Volks, seine Kleidung, sein ganzes Aeußere beweisen, daß der Krieg die Stadt völlig zu Grunde gerichtet hat, welche ehemals als Zwischenmarkt zwischen Santa-Fé und Quito einen so einträglichen Handel trieb, und deren Einwohner aus ihren Goldbergwerken in Choco und an den Ufern des Cauca viele Reichthümer zogen. Noch giebt es vier Familien, welche an 400,000 Piaster besitzen; es sind die Trümmer eines Vermögens, das sie noch täglich durch die Opfer vermindern, die sie der Republik als eifrige Anhänger der Revolution darbringen.

Popayan enthält nur noch ein einziges Mannskloster, welches den Franciscanern gehört. Die anderen Klöster dienen, zum großen Aerger der Einwohner, als Kasernen; aus ihren Einkünften hat man ein Collegium gestiftet. Alle diese Neuerungen haben dem Volke, welches sehr an den Mönchen hängt, äußerst mißfallen, und eine Gährung erregt, die leicht, wie in Maracaibo, einen Aufstand zur Folge haben konnte. Der einzige Gegenstand des Handels von Popayan sind wollene Tücher; vorzüglich gesucht sind Bayette, nahmentlich die rothen, gelben und grünen, wovon die Vara (2 F. 5 Zoll 11 L. rheinl.) zu 22 Real (etwa 4 Rtlr.) verkauft wird. Des Krieges wegen ist man genöthigt, sie aus Europa an die Küste von Barbacoas

oder Buenaventura zu schicken, von wo sie über Popayan nach Quito und Guayaquil gehen. Popayan erhält Salz aus Santa-Fé, Mehl aus Pasto, Cacao aus Timaná, Zucker aus Cali.

Die Einwohner von Santa-Fé haben die Popayaner als ungesellig verschrieen. Wahr ist es, sie haben stolze Manieren; besonders drücken sie sich mit vieler Affectation aus; sie haben in ihrem Ganzen etwas Vornehmeres, als die Bogotaner. Dabey sind sie höflich und sogar einschmeichelnd, aber außerordentlich geizig. Man wirft ihnen Trägheit vor, aber diese Untugend ist überall einheimisch, wo man Sklaven hält.

Männer und Weiber haben eine schöne Bildung; die Spanische Gravität und etwas von den Gesichtszügen der Spanier haben sich bey ihnen erhalten; viele Familien scheinen jüdischen Ursprunges. Die Neger und Mulatten sind doppelt so zahlreich als die Weißen; Landgüter, Bergwerke, alles ist ihnen verpachtet oder ihr Eigenthum. Diese Leibeigenen danken den Mißbräuchen, zu welchen der Krieg Veranlassung gegeben hat, einen an Freyheit gränzenden Zustand. Ihr unruhiger Geist gibt ihren Herren viele Sorge, besonders wenn sie überlegen, daß von Pasto bis Carthagena der westliche Arm der Cordillera nur von Schwarzen bewohnt ist. Die neuerliche Empörung der Neger von Barbacoas und Patia hat in Popayan großen Schrecken verursacht. Schwerlich würde die weiße Bevölkerung dieser Stadt der Gewalt des Stroms Schranken setzen können, wenn er sich bis zu ihnen hinwälzte. Die Weißen rechnen auf den Haß der Indianer gegen die Neger: eine schwache Hülfe gegen starke und kühne Menschen, die wohlberitten und in Waffen geübt sind.

Die Indianer von Popayan zeichnen sich wenig von

denen in Santa-Fé aus; vielleicht sind sie brauner und kleiner. Sie haben einerley Kleidung, mit Ausnahme der Kopfbedeckung; die Popayanischen tragen einen Montera, welcher Aehnlichkeit mit dem Hute der Sinesischen Mandarinen hat. Er besteht aus mehreren zusammengenähten Stückchen Tuch von verschiedenen Farben. Die weißen Einwohner von Popayan richten sich nach den Moden von Santa-Fé, aber, wie in allen Provinzialstädten, ahmen sie dieselben ohne Geschmack nach.

Die Goldbergwerke sind fast ganz aufgegeben; kaum reicht der Ertrag zur Unterhaltung der Arbeiter hin. Das Carmeliterkloster *) und das Kloster dell' Incarnazione besaßen sonst reiche Bergwerke; deren Ertrag aber sich durch die Flucht oder den Tod der Sklaven, die darin arbeiteten, in der letzten Zeit sehr vermindert hatte.

Die Weltgeistlichen so wenig als die Klöster sind sehr reich; aber der Bischof von Popayan hat 40,000 Piaster jährlicher Einkünfte.

Es gehörte in meinen Plan, den Purace zu besteigen, dessen mit Schnee bedecktem Gipfel das Thal Popayan, über welches er emporragt, seine Fruchtbarkeit dankt. Ich trat diese Reise am 14. October an; sie ging ostwärts.

---

*) Auf jeden arbeitenden Sklaven tragen die ergiebigsten Bergwerke täglich 1 Piaster (1 Rthlr. 9 Gr.); die mittelmäßigeren, dergleichen die meisten sind, 2 Reale (8 Gr. 6 Pf.). In Antioquia werden die Minen von freyen Leuten bearbeitet, die man Massamorrero nennt. In dieser Provinz liegen die Minen nicht so tief, wie in den Gegenden am großen Weltmeere. In Antioquia findet man Gold 1450 Toisen unter dem Meeresspiegel; das Erz liegt zerstreut und weit auseinander; in Choco findet man das Gold nur auf einer mit dem Horizont parallellaufenden Linie. — Aus Restrepo's Versuch über die Erdbeschreibung von Neu-Granada.

Obgleich der Weg trocken und nicht gar steil war, langte ich doch spät an dem Flusse Vinagre an, welcher aus dem Purace kömmt, und dessen Wasser fast so sauer ist als Essig: von da erstieg ich die beträchtliche Höhe, auf welcher das Dorf Purace liegt. Hier übernachteten wir. Gerade als wir ankamen, verließen eine Menge Indianer, welche Eis nach Popayan trugen, das Dorf.

Die Lage des Dorfes über dem Thale von Popayan ist sehr anmuthig; aber man wird beständig von dem schwarzen Staub belästigt, welchen der Nord-Ostwind erhebt. Ungeachtet der Kälte, welche dieser Wind verursacht, steht mitten im Dorfe ein sehr hoher Palmbaum.

Die Straßen und Hütten von Purace sind wirklich geschmackvoll. Jede Wohnung ist ringsum mit einem beträchtlichen Raum umgeben; vorne gegen die Straße ist der Hof, und hinter dem Hause ein wohlunterhaltener Garten, wo Mais, Weizen, Kartoffeln und Apfelbäume wachsen. In den Hauptstraßen laufen Bäche, deren kaltes Wasser die Einwohner wegen der bergigen Lage ohne große Mühe in ihre Wohnungen geleitet haben, wo es ihnen zu Brunnen dient.

Die Indianer dieses Dorfes sind sanfter Gemüthsart; sie sprechen einerley Sprache mit ihren Landsleuten in Totoro; sie ist hart und voll Mitlauter. Diese Indianer sind fleißige Ackerleute. Aus dem Betrag des Zehnten, den sie ihrem Pfarrer entrichten, kann man auf ihren Reichthum schließen: er wirft 700 Piaster ab.

In der Hütte, wo ich schlief, bezeigte man mir alle Arten von Aufmerksamkeit. Frühe am Morgen bestieg ich den Berg. Ich kam zuerst durch die am Fuße der Schneeregion liegenden Paramos; sie sind nicht so gefährlich, als der Guanacas, weil sie durch ihre Lage vor den Winden

geschützt sind; wenigstens waren diejenigen, durch die ich ging, über dem Wind. Hier haben die verhältnißmäßig kleinen Kryptogamen das Ansehen von großen Pflanzen; sie drängen sich geschlechterweise aneinander, gleichsam um sich gegenseitig zu erwärmen. Meine Wegweiser leiteten mich jetzt an den mit Steinen und Kies bedeckten Ort, wo alle Vegetation aufhört, wo die schwache Sonne dem Eis erlaubt, sich aufzuthürmen. Im Augenblick, wo wir diese Region betraten, stürzte von der Spitze des Berges der Sturmwind gleich einem Waldstrom auf uns herab. Er führte Hagel und Schnee mit sich; wir erstarrten und verloren fast den Athem. Es war so finster, daß wir einander von Zeit zu Zeit zurufen mußten, um uns nicht zu verirren.

Der Wind blies stoßweise; während seiner Pausen hörte man das Pfeifen des Vulkans, gleich dem Geschrey der Nachtvögel. Wir hatten Mühe, in der Asche des Berges und dem Schnee der Thäler zu waten; doch kamen wir endlich dem Feuerberge näher. Es erhebt sich aus demselben beständig ein dicker Rauch, dessen Gestank sich weit verbreitet. Nach den vulcanischen Producten, auf die man überall stößt, zu urtheilen, muß der Berg viele Ausbrüche gehabt haben. Oft vermehrt sich der Schwefel, womit die inneren Wände des Kraters getäfelt sind, so stark, daß die Oeffnung sich schließt, und die Dämpfe nur mit Mühe durchdringen können; dieß verursacht allemal Erderschütterungen, die für Popayan sehr bedenklich sind. Um die Gefahren, die der Stadt drohen, zu vermindern, läßt man den Krater manchmal durch Indianer reinigen; diese Leute halten sich beständig auf dem Berge, um Schwefel und Eis zu holen, welche sie in der Stadt, zu 2 Piaster die Last ($2\frac{1}{2}$ Centner), verkaufen. Man behaup-

tet, auf der östlichen Seite des Berges sey ein weit größerer Krater, aber nur wenige Indianer kennen den schauerlichen Weg, der dahin führt. Aus diesem Schlunde kommt der Vinagrefluß, dessen essigschwangeres Wasser so schädlich zu trinken, so nützlich in der Färberey ist.

Ich konnte mich nicht so lange, als ich gewünscht hätte, auf dem Purace aufhalten; meine Führer drohten, mich im Stich zu lassen, weil der Sturm immer fürchterlicher wurde. Mir selbst war es nicht unlieb, herabzukommen, weil ich so schwer athmete, daß ich unmöglich weiter steigen konnte. Wir brauchten wenig Zeit, um das Dorf zu erreichen. Durch fruchtbare, aber schlecht bebaute Felder, wo Europäisches Getreide wächst, kamen wir um acht Uhr des Abends nach Popayan zurück.

Zehntes Kapitel.

Abreise von Popayan — Mine Allegrias — Quilichao — Caucafluß — Jamondi — Cali — Abreise von Cali — Las Juntas.

Alle Vorboten der Regenperiode hatten sich eingestellt; ich mußte fürchten, von ihr in den überschwemmten Ebenen des Cauca überfallen zu werden; ich beschloß also, nicht länger in Popayan zu verweilen, und nahm einen Führer bis Cali. Ich wäre lieber nach Quito gegangen, aber der Aufstand von Pasto und Patia setzte mich der Gefahr aus, den Insurgenten in die Hände zu fallen; die Leute sind unerbittliche Feinde Aller, die es nicht mit ihnen halten. Ich mußte demnach auf das Vergnügen ver-

zichten, eine Stadt zu sehen, die besonders für einen Franzosen so interessant ist, der dabey an die von seinen gelehrten Landsleuten unternommene Messung der drey ersten Grade des Meridian erinnert wird *).

Ich schlug also den Weg nach Cali ein. Wie im Magdalenenthale sah ich, im Caucathale, rechts und links die Cordillera **) sich majestätisch erheben, als wollte sie in dem Gebiete des Flusses die Luft erfrischen, und es gegen Feinde verschließen.

Das Thal des Cauca besteht aus zwey durch ihre Höhe und Temperatur einander sehr ungleichen Rücken; es ist viel reicher als das Magdalenenthal. Der gute Boden geht tief, die Triften sind fett und fruchtbar; auch ist das Zuchtvieh sehr stark, da es im Magdalenenthal, ausgenommen am Fuße des Quindiu, sehr mager ist. Auch sind die Wälder grüner und weniger von der Sonne verbrannt.

Längs des Magdalenenstroms sieht man nichts als jämmerliche Hütten und mit Lumpen bedeckte Halbwilde; am Ufer des Cauca zeigt sich überall Wohlstand. Die Bauerhöfe sind geräumig und wohlgebaut; sie gleichen den reichen Wohnungen in den Französischen Colonien. Die Neger, die man zur Arbeit braucht, sind alle gut gekleidet; es scheint, daß sie gesunde und hinlängliche Nahrung erhalten. Zwar sieht man noch hin und wieder mit Stroh bedeckte Hütten, und Weiber in zerrissenen Kleidern; aber auch überall silberne Gefäße, und an Festtagen sind diesel-

*) Man findet mehrere Nachrichten über Quito in dem zweyten Anhang, am Ende dieses Werkes.

** Nähmlich rechts den westlichen Arm, welcher dem Verfasser von nun an östlich liegt, und links den dritten oder noch östlichern Arm. Uebers.

den Weiber, die man so schlecht gekleidet sah, mit goldenen Halsbändern geschmückt. Allgemein herrscht eine gewisse Anständigkeit in den Sitten: die Mauleseltreiber, welche sich etwas darauf zu gute thun, daß sie zu den Weißen gehören, würden sich schämen, zu Fuße zu gehen Daher kann man die reiche Classe kaum von der armen unterscheiden.

Diesen Wohlstand danken die Einwohner dem fruchtbaren Boden, der vielfältig besser angebaut ist, als in dem Lande, welches die Magdalena durchströmt, und reichen, wiewohl schlecht benutzten Goldbergwerken. Ueberall verräth die rothe und gelbe Farbe des Erdreichs, daß es Gold enthält; wo man den Fuß hinsetzt, tritt er auf dieses Metall, und der Spanische Ingenieur, der gesagt hat: Nach jedem Gewitter führen die Straßenbäche der Stadt Gold mit sich, hatte ganz Recht.

Los Corrales gab uns die erste Nachtherberge; die Eigenthümer dieser Hütte sind eben so fromm als gastfrey. Abends vor dem Schafengehen, des Morgens ehe man aufstand, betete jeder den Rosenkranz, und zuweilen mit wahrer Andacht. Ihr Gesang weckte uns vor Tage, gerade wie in Afrika das Gebet der Moslem.

Wir fuhren nunmehr fort, uns nach Norden zu wenden, und erreichten so die Quebrada (Schlucht) von Tuina, einem in den benachbarten Bergen liegenden Indianischen Dorfe. Wir setzten über den Pescador und die Oveja, zwey tiefe Flüsse, über welche man Brücken gebaut hat, und ließen rechts den Berg Madomon liegen, auf dessen westlicher Seite ein hier zu Lande berühmtes Goldbergwerk ist.

Bey Allegrias erstaunte ich über die Menge Bergwerke, die mein Führer mir auf allen Seiten mit dem

Finger wies und benannte, als östlich: Kina, Maion, Dominguillo, Campo, San-Vicente; westlich: Cerro Gordo, Santa-Maria, San-Miguel, Portugaleto, Honduras und viele andere, deren Nahmen ich vergessen habe. Das Bergwerk von Allegrias gab mir einen hinlänglichen Begriff von den anderen, und von der Arbeit der Bergleute. Diese sind lauter Neger; sie wohnen in einigen zerstreut unter kleinen Pisangwäldern liegenden Hütten: der Pisang ist die Lieblingsnahrung der Schwarzen. Ihre ganze Kunst besteht darin, daß sie hin und wieder in dem Boden nicht gar tiefe Furchen ziehen, in welche sie Wasser leiten, nicht, wie in dem herrlichen Neyvathal, um das Land zu befruchten, sondern um die aufgeworfene Erde wegzuspülen: diese wird in Wannen gewaschen, wie in Afrika. Das Erdreich in dieser Gegend ist im höchsten Grade dürr; die rothe Farbe verräth zugleich seinen Reichthum an Metallen und seine Unfruchtbarkeit. Das Wasser der kleinen Canäle verbreitet sich auf der ganzen Oberfläche, kann sie aber nicht befruchten.

Auf diesen goldreichen Hügeln stellt sich das Thal Cauca vortrefflich dar. Ein einzeln stehender Palmbaum scheint die Grenze des brennenden Bodens zu bezeichnen. Obgleich weniger schön als die Palme von Purace, ist er doch imposanter, denn die Natur hat ihn wie ein Denkmal hingepflanzt, um den Uebergang aus der Europäischen Temperatur in die Afrikanische zu bezeichnen.

Am Fuße des Bergrückens von Popayan ist das Dorf Quilichao. Es liegt sehr vortheilhaft auf dem Punkt, wo drey Temperaturen, die heiße, die gemäßigte und die kalte zusammentreffen: daher ist es auch der Stapel für die Erzeugnisse aller Klimate. Auch besitzt es viele Goldminen, und ist in einem großen Wohlstande.

Ich schlief, etwas weiter, in einer Venta, wo ich eine Menge Kaufleute vorfand, welche Zucker auf Maulthieren nach Popayan führten.

Am andern Morgen betraten wir die morastigen Ebenen, welche der Cauca periodisch überschwemmt: sie sind mit Rohr und Binsen bedeckt. Rechts ließen wir Caloto, das wegen seiner Goldbergwerke berühmt ist, liegen, und kamen vor der Straße vorbey, die nach Cartago führt; wir wanderten hierauf durch große Besitzungen, welche den Einwohnern von Popayan gehören; überall fand ich den Ackerbau in den Händen von Sklaven. Der Farben-Stolz *) ist nicht geringer im Caucathal, als in den Antillen-Colonien; er geht so weit, daß nur in Gebirgsländern, wo die Neger nicht gedeihen, unbemittelte Weiße sich zum Ackerbau verstehen. In einer gewissen Entfernung rechts von der Straße fließt der Rio-Palo, welcher hier zu Lande wegen der Schlacht berühmt ist, die Samanon verlor; die großentheils aus Peruanern bestehende Armee dieses Vice-Königs wurde von den Independenten fast ganz auseinander gesprengt.

In der Richtung von Caloto machte mein Führer mich auf den Weg von Pitaion aufmerksam; dieß Dorf dankt seinen Ruf der Güte seiner Chinarinde, welche der von Loxa noch vorgezogen wird. Die Arrobe kostet zwey Piaster. Pitaion ist zwey Tagereisen weit von Balsa entfernt, wo jetzt weit weniger Zucker gewonnen wird als ehemals, weil in dem letzten Kriege die meisten Lastthiere, die man zur Arbeit brauchte, weggenommen worden sind. Jetzt liefert die dortige Pflanzung nicht mehr als 9000

*) Man erlaube mir diese Zusammensetzung, nach der Analogie von Adelstolz, Geldstolz, Castenstolz. Uebers.

Pfund Zucker jährlich. Man bedient sich kupferner Bütten zum Sieden.

Um Mittag kamen wir über den Taulafluß, dessen Wasser sich oft sehr weit ausbreitet. Nachdem wir uns mit vieler Mühe durch einen mit Bambus und Schmarozerpflanzen ganz verwachsenen Wald durchgearbeitet hatten, befanden wir uns wieder am Ufer des Cauca. Dieser Fluß hat hier einen ruhigen Lauf, und ist nicht breit; wir fuhren in einer Pirogue über denselben, und schlugen den Weg nach Cali ein. Um 3 Uhr waren wir in Jamondi, welches in einem Kujaven-Wald liegt, und setzten über den Fluß gleiches Nahmens. Es war Nacht, als wir in Cali einzogen. Die Stadt war erleuchtet, und Musik zog durch die Straßen; man feyerte die Eröffnung des Collegiums, welches die Regierung hatte anlegen lassen. Es kostete Mühe, eine Wohnung zu finden; der Alcade war mit dem Feste beschäftiget, und konnte mir erst spät einen Laden anweisen, wo ich eine schlechte Nacht zubrachte.

Der starke Regen hielt mich nicht ab, den andern Tag die Stadt zu besehen. Ihre Lage auf dem Abhang der West-Cordillera *) ist hübsch. Ehemals, sagt man, lag auf diesen Gebirgen manchmal Schnee; heutzutage sieht man keinen mehr. Cali hat nicht bloß eine schöne Aussicht und ein gemäßigtes Klima, sondern die Stadt ist auch für den Handel wohl gelegen. Sie ist der Vereinigungspunkt von Popayan und dem Weltmeere, und diese Verbindung ist jetzt wichtig wegen des Tabaks von Llano-Grande, einem Dorfe zwischen Paloto und Buga, welcher einer Seits nach Peru, andrer Seits nach Panama gesandt wird, wo er sehr gesucht ist. An Ort und Stelle kostet

*) Das heißt der westlichsten. Uebers.

die Arrobe zwey Piaster; in Panama wird das Pfund für 6 Realen verkauft.

Die Straßen von Cali sind gerade, die Häuser von Ziegelstein oder Erde, und weiß angestrichen; diese Art zu bauen, welche in der Ost-Cordillera sehr selten ist, gibt den Häusern ein reinliches Ansehn.

Man hat angefangen, zwey Kirchen zu bauen: ihre Architektur zeichnet sich durch Ebenmaß und Geschmack aus; man muß sich in der That wundern, in den Einöden von Neu-Granada so wohlgebaute Gotteshäuser zu finden. Cali hat mehrere Klöster, die jetzt leer stehen; sie sind alle aufgehoben worden, mit Ausnahme eines einzigen, des Franciscanerklosters, welches 16 Mönche enthält.

Ob die Hitze gleich groß in Cali ist, und obgleich die häufigen Cocosbäume eine tropische Temperatur anzeigen, so ist das Klima doch gesund. Man sieht nicht so viele durch Auswüchse entstellte Menschen, als im Magdalenathal. Ich begegnete nur einer einzigen Person, die einen Kropf hatte. Es war eine Französin aus Bayonne, die seit vielen Jahren in Cali wohnt, und die Sitten und Sprache ihres Landes vollkommen vergessen hat. Aber die Spanier sind so wenig gewohnt, Fremde unter sich zu sehen, daß diese Person nur unter dem Namen la Francezа, die Französin, in der Stadt bekannt ist.

Die Farbigen sind in Cali zahlreich; sie halten sich ruhig, weil sie für fast eben so vornehm angesehen werden, als die sogenannten Weißen; doch ist ihnen nicht erlaubt, Waffen zu tragen. Die Einwohner von Cali sind reich. Die Lage der Stadt trägt unstreitig zu ihrem Wohlstande bey; doch beneiden sie die noch vortheilhaftere von Cartago, am Ende der Ebenen des Cauca, da wo die beiden Cordilleras sich verengen, und nur ein schmales Bette

für diesen Fluß lassen: es ist wahr, Cartago ist der natürliche Stapel der von Santa-Fé über den Quindiu kommenden Waaren, so wie derjenigen, welche aus dem Mexicanischen Meerbusen und aus dem großen Weltmeer über Novito nahe beym Flusse San-Juan kommen. Aber die Lage von Cartago ist nicht so entzückend schön, wie die von Cali. Man findet in Cartago kein so klares Wasser, keinen so schönen Fluß, keine so majestätische Bäume; und was kann mit der so großartigen Aussicht verglichen werden, die man in Cali auf die Ebenen von Cauca hat!

Die Anschaffung eines neuen Führers und anderer Maulthiere hielt mich sechs Tage in Cali auf; früher konnte dieses Geschäft wegen der Trägheit der Neger und Mulatten, der einzigen Menschenclasse, mit welcher etwas anzufangen ist, nicht abgemacht werden. Ich verließ die Stadt mit großem Vergnügen, ob ich mich mir gleich die Beschwerden nicht verhehlte, welche meiner beym Uebergang über die Cordillera warteten; aber ich sehnte mich, den Hafen zu erreichen, wo ich mich einschiffen wollte.

Die erste Tagereise war kurz. Der Weg war so eng und schlüpfrig, daß wir fast nicht aus der Stelle rückten; es war beynahe Nacht, als wir in ein Thal kamen, wo eine hübsche Wohnung steht, die man Portera nennt: nicht fern von da entspringt der Dagua.

Den andern Tag ging die Reise nach West-Nord-West; ich reis'te in Gesellschaft von Negern, die in Patia waren gefangen genommen worden. Sie hatten Antheil an dem Aufstand, der Popayan so sehr beängstigt hatte, und wurden nach San-Buenaventura abgeführt. Sie waren auf eine schreckliche Art geknebelt. Ihre Hände waren auf dem Bauch mit Stricken zusammengebunden, die

durch

durch ein unter dem Kinn befestigtes ausgehöhltes Holz liefen, von wo sie sich um den Hals herum wanden, und hinten so fest zusammengeschnürt waren, daß der Gefangene, bey dem ersten Versuch sich frey zu machen, sich nothwendig erdrosseln muß. Diese Art von Banden soll eine Erfindung der Indianer seyn. So beschwerlich den Negern ihr Zustand seyn mußte, liefen sie doch so schnell als unsere Pferde.

Wir machten Alle an einem Orte Halt, den man Papaïaguero nennt. Von da an zogen wir immer durch das enge Thal des Dagua; siebenmal mußten wir durch diesen Fluß waten, ehe wir an einen Hof kamen, der ebenfalls Dagua heißt.

Bis dahin hatten wir keine beschwerliche Anhöhen zu ersteigen gehabt; der Boden war uneben, ohne bergig zu seyn, und ob wir gleich nicht viel Menschen antrafen, so hatte mir doch der Weg weniger unangenehm geschienen, als in manchen anderen Bergen. Hinter Dagua aber wurde er sehr beschwerlich, bis zu einigen Hütten, die man Las Ojas nennt; doch dieß war erst der Anfang. Nachdem wir unsere Thiere hatten ausruhen lassen, traten wir in sehr dichte Waldungen, und hörten nicht auf zu steigen, bis wir um 2 Uhr Nachmittags in Las Juntas ankamen.

Näher an Las Juntas ist der Weg einer der abscheulichsten in der Republik Columbia. Die Communication zwischen dem großen Weltmeer und dem Thale Cauca ist sehr häufig; nun haben aber die vielen Tritte der Maulthiere den weichen Boden so vertieft, daß dadurch ein wahrer Hohlweg entstanden ist; rechts und links hindert das dichte Laubwerk der Bäume etwas zu unterscheiden. Der Weg gleicht dem Eingange einer Höhle; er ist so schmal, daß nicht zwey Maulthiere neben einander gehen können, und

ich alle Augenblicke die Beine auf dem Sattel kreuzen mußte, um sie nicht seitwärts an den Steinen zu zerstoßen. Ehe wir in diese enge Schlucht einritten, schrie mein Führer einigemale mit lauter Stimme in dieselbe hinein; da keine Antwort erfolgte, und es also gewiß war, daß uns Niemand entgegen komme, setzten wir unsern Weg fort. Jetzt fing die rechte Ermüdung und selbst die Gefahr an, denn alles war voll Wasser; überall waren Cajones entstanden, wie die Spanier sagen, das heißt Löcher, in welche die Maulesel bis an die Brust einsanken; oft mußten diese Thiere über tiefe Stellen schreiten, die voll Koth, oder mit Reisern bedeckt waren; sie benahmen sich dabey mit so vieler Geschicklichkeit, daß wir ohne Unfall in Las Juntas ankamen.

Dieses Dorf liegt auf einer Landspitze, welche der Dagua und die Pepita bey ihrer Vereinigung bilden. Las Juntas wird von Kaufleuten aus Cali bewohnt. Ihre Thätigkeit gleicht der Betriebsamkeit der Einwohner von Socorro in der östlichen Cordillera. In dem Dorfe fehlt es ganz an Lebensmitteln, daher auch die Zahl der Menschen, welche der Salz- und Goldhandel hieher zieht, nicht beträchtlich ist. Wenn man diesen abscheulichen Ort verläßt, geräth man überall in unwegsame Wälder.

Eilftes Kapitel.

Gefährliche Fahrt auf dem Dagua — San-Buenaventura — Beschreibung der Provinz Choco — Abreise von San-Buenaventura auf einer Peruanischen Goelette — Ankunft in Panama — Bemerkungen über das große Weltmeer.

Den Morgen nach meiner Ankunft in Las Juntas machte ich mich fertig, den Dagua hinabzufahren, ob er gleich in der Nacht von einem Gewitter sehr angeschwollen war. Ich sehnte mich, nach Buenaventura zu gelangen, und achtete der Gefahr nicht, womit man mir drohte; ich dachte man übertreibe sie, um mich von meinem Vorsatz abzubringen, und mich länger in Las Juntas zurück zu halten.

Man gab mir zwey Neger, die den Ruf vortrefflicher Matrosen hatten; nebst einer langen schmalen Pirogue. Um das Gleichgewicht zu erhalten, wurde mein Gepäck zu gleichen Theilen an den beyden äußersten Enden geladen; mir ließ man in der Mitte drey Fuß Raum, gerade soviel als zum Sitzen nöthig war. Meine beyden Neger, der eine mit einem Ruder, der andere mit einer Stange versehen, stellten sich an die beyden Enden der Pirogue. Als alles in Ordnung war, ließ man das Tau los, das uns am Ufer festhielt; sogleich trieb uns der Strom pfeilschnell gegen eine Wand von Klippen, an denen das Wasser mit schrecklichem Getöse zerschellte. Wie werden wir da durchkommen? war mein erster Gedanke, als ich die Steinmasse erblickte; aber mit Blitzesschnelle ward die

Barke mitten hinein gegen eine enge Oeffnung geleitet, durch welche sie in ein ruhigeres Wasser schoß. Eine Gefahr war überstanden, die zweyte erwartete uns. Las Juntas liegt im Gebirge, hoch über dem Spiegel des Meers, an dessen flache Küste wir gelangen müßten; als ich daher glaubte, der Dagua habe schon sein Niveau erreicht, sah ich ihn wieder einige Fuß tiefer hinabstürzen, als wo wir waren.

Der Neger, welcher mit der Stange bewaffnet war, zeigte jetzt seine ungemeine Geschicklichkeit; er wußte die heftigste Strömung zu vermeiden, und lenkte den Kahn unerschrocken mitten unter die Felsen, zwischen denen er ihn mit eben so viel Muth als Umsicht durchführte. Aber oft konnte er nicht hindern, daß im Herabgleiten ein Stein uns aufhielt; das gegen diese Klippe schäumend anstoßende Wasser drohte alsdann, uns zu bedecken. Der Augenblick war entscheidend! Schnell sprangen die beyden Neger ins Wasser, um den Nachen zu erleichtern, und hielten ihn mit Gewalt an, damit er nicht von dem Strom zu schnell in den Abgrund hinabgerissen werde.

Ich will den Reisenden sehen, den Gefahren wie diese, wenn er sie zum erstenmale bestehen muß, nicht erschüttern. Eingeengt in den mittelsten Raum der Pirogue, unbeweglich, aus Furcht, den Kahn umzuwerfen, entfuhr mir unwillkührlich ein Seufzer der Freude, wenn wir einer Klippe entronnen waren, einen Schlund vermieden hatten. Die Neger, welche glaubten ich beklage mich, fragten mich mit einer wirklich lächerlichen Gleichgültigkeit: Sind sie naß geworden? Naß war ich freylich, der Regen fiel in Strömen, und der eine Matrose, der seine Augen unausgesetzt auf die Felsen heftete, welche den Lauf des Schiffes hinderten, schlug beständig seine beyden Füße zusammen,

um das Wasser, das in die Pirogue eingedrungen war, hinauszuschleudern.

Wir brauchten nicht mehr als Eine Stunde bis an den Ort, den man den Salto nennt; hier ist der Fall des Wassers so stark, daß man die Pirogue aufs Land zieht, und in der Bodega (dem Magazin) eine andere nimmt. Von Seiten der Regierung ist hier ein Beamter angestellt, der mit der Polizey über den Fluß beauftragt ist. Nachdem meine Neger mein Gepäck auf dem Lande mitten im Regen niedergelegt hatten, wollten sie mich verlassen, weil sie sich nicht anheischig gemacht hätten, mich weiter zu bringen. Dieß setzte mich in die äußerste Verlegenheit; in diesen Wäldern wäre ich vor Hunger oder Krankheit umgekommen, ehe ein anderer Nachen mich erlöst hätte. Der Aufseher der Bodega hatte Mitleid mit meiner Lage, er half mir, die Matrosen zu bereden, daß sie mich weiter führten. Ich unterstützte seine Worte mit einem kräftigen Ueberredungsmittel. Ich gab den Negern für die Reise bis dahin vier Piaster, ob sie gleich nur zwey zu fordern hatten. Ich versprach ihnen drey für die zweyte Fahrt, dieß ist doppelt soviel, als man gewöhnlich bezahlt. Sogleich zogen sie eine andere Pirogue ins Wasser.

Die Agenten der Columbischen Regierung genießen gar keines Ansehens, oder vielmehr sie fürchten sich, ihre Gewalt gelten zu machen. Der Reisende, und vorzüglich der Ausländer, hofft daher vergeblich, in einem Nothfall Schutz bey ihnen zu finden. Er kann nur durch Bitten und durch Geld erhalten, was Recht ist. Die Seeleute und die Maulthiertreiber, die einzigen Menschen, durch deren Hülfe man die Gefahren der Wege und der Flüsse überwinden kann, stehen bey den Beamten der Regierung in desto größerm Ansehen, als diese gewöhnlich Alle Handel trei-

ben, und also von der Rachsucht dieser Leute gelegentlich viel zu fürchten hätten, wenn sie die Gesetze gegen sie streng handhabten. Sind einmal die Wege gemacht und die Schifffahrt besser bekannt, so werden die Arbeitsleute billiger und genügsamer werden.

Nachdem sich also meine Matrosen erklärt hatten, mich weiter schaffen zu wollen, bestieg ich die andere Pirogue und überließ mich nun neuen Gefahren, die nicht geringer waren, als die eben überstandenen. Allein nach so vielen Beweisen von der Geschicklichkeit der Neger, fängt der Reisende an, sich an diese Schifffahrt zu gewöhnen; er lernt die wirklich gefährlichen Klippen von denjenigen unterscheiden, die es nur scheinen, weil die Wellen mit großem Toben sich an ihnen zerschellen. Doch muß ich die Versicherung derjenigen Reisenden bezweifeln, welche erzählen, sie hätten sich ruhig dem Schlaf überlassen. Denn wenn man auch Geistesstärke genug dazu hat, so wird man beständig hin und her gestoßen; man kann wegen der Geschwindigkeit, mit welcher man dahingerissen wird, kaum athmen, und ich weiß nicht, wie man es machen soll, um bey dieser physischen und moralischen Qual ein Auge zu schließen.

In kurzer Zeit waren wir beym Saltico. Bey dieser gefährlichen Stelle findet man einige Hütten; ich brachte daselbst mehrere Stunden zu, ehe ich meine wankelmüthigen Matrosen bewegen konnte, mich weiter zu schaffen. Sie weigerten sich lange, bis ein Anerbieten von 5 Piastern sie bestimmte, mich bis Buenaventura zu bringen. Ich wechselte also abermals die Pirogue, wie man einen Postwagen wechselt, und wir fuhren ab.

Wie beym Salto ging ich zu Fuße, bis unterhalb des Wasserfalls, wo ich meine Neger und meine Pirogue

fand. Man kann sich einen Begriff von dieser Art von Wasserfahrten machen, wenn ich sage, daß ich auf dem flachen Ufer, wo ich ging, lange, von den Piroguen gezogene Furchen sah; denn man fährt so nahe als möglich am Rande hin.

Hinter dem Saltico hat der Dagua seine vorige Wuth verloren; doch ist er noch immer ein äußerst reißender Fluß, und sehr gefährlich, weil er noch nicht sein Niveau gefunden hat; der Abfall betrug jetzt Einen Fuß, statt drey, die er weiter oben ausmachte.

Der Neger, welcher die Stange hielt, commandirte seinen Kameraden nicht mehr bloß durch eine Bewegung, wie vorher: das Stillschweigen, mit welchem er bis dahin sein Amt verwaltete, hatte etwas Schreckhaftes; aber es war nothwendig, um nicht die Zeit mit unnützen Reden zu verlieren; von nun an, da die Gefahr vorüber war, übertönte die Stimme, mit welcher der Steuermann Befehle gab, das Gebrüll des Wassers. Bald waren wir so weit, daß wir uns von den überstandenen Gefahren und dem Vergnügen, bald im Hafen zu seyn, unterhalten konnten. Jedoch mußten wir vorher noch in dem Dorfe Santa-Cruz übernachten.

Eine in diesem regenhaften Klima seltene Erscheinung, ein heller Himmel, versprach uns am andern Morgen einen schönen Tag; der Fluß war breiter, und dadurch dieser letzte Theil der Fahrt angenehmer. Wenn hin und wieder unter dem Wasser verborgene Baumstämme noch einige Gefahr drohten, so war es in dem breiten und tiefen Bett des Dagua leicht, sie zu vermeiden. Endlich, nachdem es noch einige Zeit rasch gegangen war, mußte das Ruder zu Hülfe genommen werden, und wir konnten nicht mehr ohne angestrengte Arbeit auf einem Flusse fortkommen, dessen

Pfeilesschnelle uns Tages zuvor unaufhaltsam dahingerissen hatte.

Der Fluß hatte also in nicht gar großer Entfernung von seiner Ergießung ins Meer sein Niveau erreicht. Sein schmutziges und tiefes Wasser läuft nun zwischen niedrigen und morastigen, fast beständig überschwemmten Ufern, auf welchen hohe Bäume wachsen. Hier haben die Rhizophora *) und andere Bäume, welche das salzige Wasser lieben, Raum, ihre Wurzeln weit auszudehnen. Der Dagua, welcher oben, wo er zwischen den hohen Mauern der Cordillera verengt ist, sich von Klippe zu Klippe stürzt, fließt nun so langsam hin, daß man seinen Lauf kaum gewahr wird; er ist so still als das Meer, das ihn aufnimmt, und mit welchem er, von keiner Sandbank aufgehalten, sich vermischt, ohne daß man es bemerkt. Der Reisende erfährt nur durch den Salzgeschmack des Wassers, daß er in der See ist. Dagegen hat man hier ein Phänomen bemerkt, welches allen anderen Beobachtungen entgegen ist; nähmlich das Crocodill kömmt nicht in den Fluß, es hält sich nur im Weltmeer auf, an dessen sandigem Gestade man es zu Zeiten findet.

Endlich kamen wir, ohne weitere Gefahr, wenn gleich nicht ohne Mühe, nach dem ersehnten Hafen San-Buenaventura.

Die Wichtigkeit und Schönheit ihrer Lage sollte San-Buenaventura zu einer beträchtlichen Stadt machen; ein thätiger Handel sollte ihren Hafen beleben; eine fleißige und reiche Volksmenge ihre Straßen füllen, zahlreiche Schiffe immer ein- oder auslaufen. Dem ist nicht so! Ein Dutzend von Negern und Mulatten bewohnte Hütten; eine

*) Le manglier der Wurzelbaum.

Caserne, worin eilf Soldaten einquartirt sind, eine Batterie von drey Kanonen, die Wohnung des Gouverneurs und das Zoll-Haus, beyde aus Stroh und Bambusrohr zusammengeflochten, dies alles auf einer kleinen Insel, die, mit Gras, Dorngesträuche und Moraſt bedeckt, ein Lieblingsaufenthalt von Schlangen und Kröten ist und den harmonischen Nahmen Kascakral führt, macht San-Buenaventura aus.

Dessen ungeachtet ist der Handel, der hier getrieben wird, nicht ganz unbedeutend, obgleich nur gewöhnliche Dinge, wie aus Patia kommendes Salz *), Zwiebeln und Knoblauch, nebst Stroh-Hüten und Hängebetten aus Xipixapa, und Salzfleisch aus Costa-ricca **), den Gegenstand der Einfuhr in diese goldreiche Provinz ausmachen; wogegen Tafia ***), Zucker und Taback ausgeführt werden. Dieser ungesunde Ort leidet an einer ewigen Hungersnoth; nur mit Mühe kann man sich grüne Pisangfrüchte, Maïsbrot und Käse verschaffen. Ein Huhn, wenn man eins findet, zahlt man mit einem Piaster; Fische sind selten, und der Gesundheit nachtheilig.

San-Buenaventura ist also so gut als gar nichts; aber dieses Dorf kann groß und wichtig werden, wenn man das Project ausführt, es weiter nach Nord-Nord-West zu versetzen. Der Platz, wo man den neuen Hafen graben will, ist höher gelegen und daher trockener; da er nicht auf einer Insel liegt, so wird man dem Hafen einen größern Umfang geben können, und es wird nicht schwer

*) Das Salz von Patia kostet 1 Piaster der Centner.

**) Der Centner kostet 8 Piaster; der Genuß dieses Fleisches gibt häufig die Ruhr.

***) Aus Zucker gezogener Brantwein.

seyn, ein festeres Material zum Bau zu finden, als Bambusrohr. Die künftigen Häuser werden nicht mit bloßen Riemen verschlossen werden, und also dem Handel mehr Sicherheit gewähren; die Fremden werden nicht, wie in Kascakral, von der Feuchtigkeit leiden. So wird vielleicht dieser Hafen einst zu den berühmtesten des großen Weltmeers gehören. Statt der Piroguen, welche jetzt seine Marine ausmachen, wird man Hochborte sehen; statt der ekelhaften Hütten werden reiche Niederlagen die Erzeugnisse Indiens und Europa's aufnehmen.

Man behauptet, am großen Weltmeer mache jede Bucht einen guten Hafen aus; es ist wahr, dieses Meer ist längs der Amerikanischen Küste zwischen den Tropen so ruhig, daß man an jedem Ort, wo man nur vor dem Winde geschützt ist, mit Sicherheit bleiben kann. Dazu hat die Bucht von Buenaventura eine große Ausdehnung, und ist so tief, daß Kriegsschiffe einlaufen und ohne Gefahr verweilen können. Der Eingang ist west-südwestlich von Kascakral, dahingegen die Mündung des Dagua südöstlich davon ist. Mehrere Flüsse münden sich in die Bucht aus.

San-Buenaventura liegt in einer sehr interessanten und wenig bekannten Provinz von Neu-Granada, in Choco. Dieses Land fängt beym Mexicanischen Meerbusen an, gränzt nord-westlich an das Gebiet des barbarischen Volkes, welches drey Tagereisen von Panama wohnt, begreift einen Theil der Ost-Cordillera *) in sich, stößt westlich an das Weltmeer, und endigt südlich bey Escuande, welches süd-südöstlich von der Gorgona, zwey Tagereisen von Buenaventura liegt.

*) d. h. des mittleren Arms. Uebers.

Was in Holland die Kunst bewirkt hat, eine Verbindung zwischen allen Provinzen vermittelst der Kanäle, das hat in Choco die Natur gethan. Durch eine Folge von Flüssen kann man aus dem Mexikanischen Meerbusen in das große Weltmeer gelangen. Diese Wasser-Straße könnte noch viel bequemer werden, wenn man die Landenge von San-Pablo durchstäche; alsdann führe man von San-Buenaventura nach Quebrada de San-Joachim hinauf, wozu man fünf Stunden braucht; in zwey Stunden kann man zu Lande von San-Joachim an den Guineo gelangen, der in den Calima fällt; diesen Fluß hinab kommt man in den San-Juan; von da braucht man einen Tag bis Monguido; von Monguido bis Panama; von da bis Noanamon; alsdann bis Boca (d. h. dem Ausfluß) de Dispurdu del Goastimon; von hier bis Boca de Tamana, braucht man jedesmal Einen Tag; von der Mündung der Tamana bis Novita, sechs Stunden; von Novita bis San-Pablo, einen Tag; in vier Stunden kommt man zu Lande nach San-Pablito *), wo man sich auf dem Rio-Quito einschifft; in einem Tag ist man in Boca-Certiga, in einem zweyten in Citara am Atrato. Von Citara bis zur Mündung des Flusses (in den Mexikanischen Meerbusen) rechnet man 34 Stunden; man kann also in 14 Tagen zu Wasser von einem Ende der Provinz zum andern, von Escuande nach dem Ausfluß des Atranto gelangen **).

So vortheilhaft diese Flüsse für die innere Verbindung sind, so hat doch die Feuchtigkeit, welche aus der

*) Entweder hat sich unser Verfasser verschrieben, oder auf der Karte, die wir vor uns haben, ist ein Irrthum. Nach dieser muß statt San-Pablo, San Pablito; und statt San-Pablito, San-Pablo gelesen werden. Uebers.

**) Man sehe den dritten Anhang zu Ende dieses Werks.

Menge Wasser entsteht und durch die Lage des Landes unterhalten wird, auch ihre Nachtheile. Vom Gestade des Meeres bis an die Cordillera ist Choco eine Ebene, die in ihrer größten Breite 30 Stunden hat; sie ist sehr niedrig, und von der Natur mit undurchdringlichen Wäldern bepflanzt. Der West-Nordwest-Wind, welcher täglich in dieser Gegend des Meeres bläst, treibt mit Gewalt die Wolken gegen die Berge; hier sammeln sie sich, zerplatzen und ergießen sich in Regenströmen, welche die ungeheure Menge Flüsse, die den Boden vielfältig durchschneiden, mit Wasser versehen. Es würde also sehr kostspielig seyn, gute Landstraßen anzulegen. In dieser Rücksicht begünstigte die natürliche Lage des Landes die Politik der Spanier, welche die Verbindungen zwischen ihren inneren Provinzen und dem Weltmeer sehr fürchteten. Noch jetzt ist diese Verbindung nicht ohne Schwierigkeiten.

Durch die beständige Feuchtigkeit wird, ungeachtet der Breite, unter welcher die Provinz Choco liegt, das Klima doch sehr erträglich, aber auch sehr ungesund. Die Hitze ist in diesem morastigen Lande gemäßigt, aber da nichts trocknen kann, so muß die festeste Gesundheit leiden; kein Europäer kann es hier aushalten. Die Sonne sieht man nicht oft, weil sie fast immer in Nebel gehüllt ist; nur manchmal, wenn sie sich ihrem Untergange nähert, erscheint sie in einem außerordentlichen Glanze, und färbt den Himmel streifenweise mit Purpur und Gold, als wollte sie dieß, an edlen Metallen so reiche Land, über die Seltenheit der schönen Tage trösten, die ihnen gewährt sind.

Der Boden ist nicht mannigfaltig; nur im Bette der Flüsse sieht man Felsen; das Erdreich in der Nähe der Berge ist fett; doch sieht man wenig Ackerbau, obgleich die reichen Ernten, welche die hin und wieder urbar ge-

machten Strecken liefern, zur Nachahmung reizen sollten. Die Erde hat gewöhnlich eine röthliche, sehr glänzende Farbe; die vielen Thäler liefern vortreffliche Weide. Die Berge, die sie einschließen, sind mit Wäldern bedeckt, wo der Fuß des Menschen noch nicht eingedrungen ist; eine unendliche Menge Flüsse entströmt ihnen. Gegen die Küste ist das Land außerordentlich flach, aber ebenfalls voll Wälder. Man findet, innerhalb enger Gränzen, parallel mit dem Horizont, eine aus Kies, Sand, Steinen und Thon gemischte Lage. Sie fängt etwa 260 Fuß über der Meeresfläche an, und steigt bis 2000 und etwas drüber. Hier findet man Gold, immer mit Platina vermengt; höher hinauf ist kein Metall. Also hat Choco nicht nur die reichsten Wälder, sondern auch die kostbarsten und ausgedehntesten Minen; wo man innerhalb der angegebenen Gränzpuncte gräbt, stößt man auf Gold.

Mitten in diesem Reichthum ist der Mensch arm und unglücklich; nur auf den kleinen Hügeln, die man hin und wieder längs der Flüsse findet, hat er sich angesiedelt; seine Wohnung schwebt auf hohen Pfählen in der Luft; statt aus Balken und Brettern, besteht sie aus Bambusrohr; auch das Dach ist mit dieser Pflanze gedeckt.

Es ist wegen der Feuchtigkeit nicht möglich, Gartengewächse auf ebenem Boden zu erziehen; man errichtet einige Schuh über demselben aus Bambus einen künstlichen Boden, der mit einer dicken Lage Erde gedeckt wird. Das Gemüse gedeiht hier sehr gut. Für Maïs, Zucker und Pisangbäume braucht man nicht so viele Umstände zu machen. Diese Pflanzen lieben einen sumpfigen Boden, und würden hier vortrefflich fortkommen, wenn die beständige Feuchtigkeit erlaubte, die Waldungen zu verbrennen, und eine große Strecke Landes für die Kultur auszureuten.

Aus der gleichen Ursache sind Wiesen selten, und man sieht wenig Zuchtvieh; während man auf der entgegengesetzten Seite der östlichen Cordillera die Viehzucht, die so gut gedeihen könnte, vernachlässigt, gibt man sich in Choco vergebliche Mühe, sie emporzubringen.

Die Bewohner von Choco werden nie für ihr Elend durch schöne Tage entschädigt, wie die Völker am Magdalenenstrom: täglich strömt der Regen auf ihre Wohnung herab, und verwandelt den Boden, auf dem sie leben, in Koth; ihre Pirogue ist, wo nicht der trockenste, doch der gesundeste Aufenthalt für sie; auch bringen sie ihre ganze Zeit auf dem Wasser zu. Ihre Hütten sind unbewohnbare feuchte Löcher; ein Balken, in welchem Stufen eingehauen sind, führt zu dem luftigen Schlafzimmer hinauf, welches durch ein halb offenes Rohrdach nur wenig vor dem Regen geschützt ist. Schwerlich wird die Bevölkerung zunehmen in einem Lande, wo die Menschen ein so unglückliches Leben führen, wie in der Provinz Choco.

Diese Bevölkerung beläuft sich auf nicht mehr als 20,000 Seelen *), und doch hat die Provinz eine Länge von beynahe hundert Stunden. Die Zahl der Dörfer, wenn man einige beysammen stehende Hütten ein Dorf nennen kann, ist sehr gering. Sie sind meistens von Negern, Farbigen und Indianern bewohnt; die letzteren sind zwar nicht bösartig, aber beynahe noch wild. Die Männer gehen ganz nackt, die Weiber tragen bloß eine Schürze. Beyde Geschlechter bemalen sich den Körper mit bunten Farben; das nennen sie ein Kleid anziehen. Man hat

*) Der District der Provinz Antioquia, wo die Städte Remedios, Zaragosa, Caceres, Caucan, Palomba und San-Bartolome liegen, hat auf einer Strecke von 50 Stunden 6303 Einwohner. — Aus Restrepo's Versuch u. s. w.

bemerkt, daß das männliche Geschlecht die rothe, das weibliche die schwarze Farbe vorzieht. In die Ohren bohren sie breite Löcher, in welche sie Knochen, Rohr und Federn stecken. Die Zähne schwärzen sie sich. Es fehlt diesem Volke an Muth; wenn ein Fremder in ein Dorf kommt, flüchtet sich Alles in die Wälder. Die Weiber weinen und bedecken sich das Gesicht mit den Händen, wenn man sie anredet. Die Indianer hassen die Neger, aber aus Furcht nennen sie dieselben, wie die Weißen, Meister (Amo). Im ganzen haben die Männer eine bessere Gesichts-Bildung, als die Weiber; ihre Züge sind regelmäßiger und werden im Alter nicht so sehr entstellt. Die ganze Industrie dieses Volkes beschränkt sich darauf, Körbe zu flechten, oder aus Blättern Hüte zu machen. Wie Alle ihres Stammes sind sie den Weißen abhold, fürchten sie sehr, und vermeiden alle Verbindung mit ihnen.

Ihre Sprache ist ausnehmend hart und rauh. Wenn man diese Leute ausfrägt, so kann man errathen, welche Gegenstände sie vor der Ankunft der Spanier kannten, und welche erst durch diese ins Land gebracht worden sind: für Pferd, Kuh, Getreide u. s. w. haben sie Castillanische Worte angenommen, ein Beweis, daß sie ihnen neu waren; aber Maïs, Zuckerrohr, Kartoffeln haben eigene Indianische Nahmen *).

*) Einige Worte aus der Sprache der Indianer von Choco:

Copdur	Oberhaupt
Wenmehor	Menschenfresser
Deupera	Weib
Hemeoera	Mann
Babkukena	Weiß
Gauna	Indianer
Ningur	Neger
Urima capun	Komm hieher

Die Schwarzen sind unter allen Castten die zahlreichsten. Fast alle Neger sind Sclaven und arbeiten in den Bergwerken. Es giebt nur wenig Mulatten; sie sind der Adel des Landes und fast Alle Besitzer von Bergwerken.

Außer dem Gold und der Platina, wovon das Pfund drey bis vier Piaster kostet, könnte man eine Menge kostbarer Holzarten, Harz, Gummi, Schildkröten und Perlen aus der Gorgona ausführen; aber die Theurung der Lebensmittel, die Schwierigkeit die Producte des Landes zusammen zu bringen, der schlechte Zustand der Städte und Seehäfen, die Ungesundheit des Landes, welche die Regierung genöthigt hat, den Beamten, die sich hier anstellen lassen, ein Drittel mehr Gehalt zu verwilligen, werden noch lange die Kaufleute von hier entfernen. Man fühlt hauptsächlich den Mangel eines guten Weges vom Meer in das Thal des Cauca; die bisherigen Straßen sind sehr schlecht. Die besuchtesten Häfen sind, am großen Weltmeer: Escuande, el Varo, San-Buenaventura, Chirambira und Cupica; am Mexicanischen Meerbusen werden alle Geschäfte auf dem Atrato abgemacht. Die größeren Schiffe bleiben an der Mündung, wo sie gewöhnlich mit dem Capitaine, welcher die Wache hier hat, einen Handel schließen. Man versteht sich mit ihm für den Ankauf des Schildpatts; die Engländer haben gern mit den dortigen Indianern, den unwissenden Cunacunas, zu thun, die leicht betrogen sind.

Man

Carpemara	Wieviel
Amba	Eins
Numi	Zwey
Canupa	Drey
Aiapa	Vier
Conambo	Fünf
Andkinamamba	Sechs.

Man sieht daher in Citara, einem Hafen am Atrato und der Hauptstadt des nördlichen Theils von Choco, nur Champans aus Cartagena. Citara hat keine tausend Einwohner.

Ich fand in Kascakral drey Franzosen; man kann sich unsere Verwunderung und unsere Freude denken. Meine Landsleute hatten schlechte Geschäfte gemacht. Sie schifften sich am Bord eines nach Guayaquil segelnden Schiffs ein, und ich blieb allein. Das Vergnügen, welches ich empfunden hatte, in einer so großen Entfernung von meinem Vaterlande Franzosen zu finden, machte meine Sehnsucht nach der Heimath noch viel lebhafter. Anfänglich war das Schicksal meinem Verlangen nicht günstig. Es war in dem Hafen ein einziges Schiff, eine Goelette von Païta, die nach Panama bestimmt war. Ob man mir gleich viel von den Beschwerlichkeiten dieser Reise erzählt hatte, so entschloß ich mich doch, mich dieser Gelegenheit zu bedienen, und mich als Passagier einzuschreiben. Der Preis wurde zu 45 Piaster bedungen.

Das Schiff hatte Zwiebeln und Salz mitgebracht; die Mühe, die es hatte diese Artikel los zu werden, verzögerte unsere Abreise. Der Verdruß über diesen Aufenthalt, die schlechte Wohnung in San-Buenaventura, und der Hunger, den ich von Cali an gelitten hatte, zogen mir ein hitziges Fieber zu. Ich glaubte Kascakral nicht verlassen zu können. Aber mein Temperament siegte, ich genas schnell, und war am 4. November im Stande, mich an Bord zu begeben. Unser ganzer Vorrath von Lebensmitteln bestand in einigen Ellen gedörrtes Fleisch.

Man wies mir im untern Raum einen Verschlag an, welcher als Zimmer diente. Da es die Nacht zu regnen anfing, so flüchtete sich die Mannschaft des Schiffs auch in dieses

Gemach und verschloß es. Ich erstickte beynahe; die Hitze, die Ausdünstungen des Knoblauchs, der Zwiebeln, des Specks und der schmutzigen Kleider der Matrosen, hinderten mich, ein Auge schließen. Da ich jedoch hoffte, daß wir diese Nacht noch in See stechen würden, litt ich stillschweigend.

Meine Hoffnung wurde getäuscht; der Capitän kam erst bei Tagesanbruch an Bord; nun machte man Anstalt die Anker zu lichten. Ich kroch aus dem verpesteten Loch, wo ich die Nacht zugebracht hatte, hervor. Auf dem Verdeck fand ich zu meiner Verwunderung sieben Matrosen, acht Passagiere, und die drey Neger, welche mich nach Las Juntas gebracht hatten. Der Capitän ergriff das Sprachrohr und commandirte die Manövres mit der Kaltblütigkeit und der wichtigen Miene eines erfahrnen Seemanns. Alles arbeitete, aber so ungeschickt, daß wir viele Zeit verloren die Anker zu lichten, obgleich unter den Matrosen zwey Genueser waren. Es fiel mir auf, Landsleute Christoph Colons im Dienste eines Indianischen Capitäns zu sehen. Dieser Mann wollte schlechterdings für einen Spanier gelten, aber es war unmöglich, daß er einen Europäer hätte täuschen können. Er war dick, kurzstämmig, hatte ein viereckes Gesicht, eine verbrannte Haut; seine kleinen schiefliegenden Augen, sein langes, nach Sinesischer Sitte auf dem Scheitel zusammengeflochtenes Haar, rechtfertigten den Uebernahmen Chinos, Sinese, welchen man den Einwohnern von Patia gibt. Wäre es nicht möglich, daß, nach der Zerstörung von Patia durch Anson, die Spanier Sinesen aus Manilla dahin verpflanzt hätten?

Endlich wurden die Segel aufgespannt, und wir fuhren um die Sandbank herum, welche links, und um die zwey einzelnen Felsen, welche rechts der Bucht liegen.

Ich hatte einen schlechten Begriff von der Geschicklichkeit meiner Peruaner bekommen, und ich fürchtete sehr, das Opfer ihrer Unwissenheit zu werden. Aber ich erkannte bald meinen Irrthum, als ich sah, mit welcher Kühnheit sie in die hohe See hinaus liefen, und, ungeachtet ihrer baumwollenen Seegel, ihrer erhitzten Taue *), und des schwerfälligen Takelwerks ihrer Goelette, sich von der Küste entfernten, und ohne andere Leitung, als den Compaß und einige ihnen genau bekannte Positionen, ohne Sextanten und ohne Locke, bey den Perleninseln vorbey, wohlbehalten in Panama einliefen.

Ich gestehe jedoch, daß ich manchmal an ihrer Erfahrenheit zweifelte; aber die Stille, welche auf dem Meere herrschte, beruhigte mich. Die Seeleute des großen Weltmeers sind so furchtsam, daß die meinigen bey der geringsten stürmischen Bewegung der Wellen geistliche Lieder anstimmten, wie in großen Gefahren zu geschehen pflegt; Morgens und Abends versammelte sich Alles, um den Schutz der Heiligen anzuflehn; aber als der Wind sich gelegt hatte, und wir im Begriff waren in Panama zu landen, spottete der Capitän frecherweise über den Schutz der Heiligen.

Den 12. November, nach einer Reise von 8 Tagen, warfen wir auf der Rhede von Panama die Anker. Ob es gleich Nacht, und ich von mehrtägiger Fahrt und vom Fieber erschöpft war, stieg ich doch sogleich ans Land. Ich fand ein Zimmer, ein schlechtes Abendessen und ein Hängebett, aber in den wenigen Augenblicken des Nachdenkens, die meinem Schlafe vorausgingen, fühlte ich recht das Vergnügen auf dem festen Lande zu seyn, weit von den verpesteten Dünsten meiner Peruanischen Schiffer, meinen

*) Les cordages tout échauffés. Ich vermuthe einen Druckfehler. Uebers.

rohen Reisegefährten und den Unannehmlichkeiten, die man auf der See erleidet; ich hatte sie auf der Fahrt von San-Buenaventura nach Panama alle in reichem Maße genossen.

Wie die Cordillera, hat das große Weltmeer zwischen den Tropen, eine fast immer gleiche Temperatur. Die Luft ist still, und wird nur selten von den erschrecklichen Stürmen bewegt, welchen der Mexicanische Meerbusen so häufig ausgesetzt ist: man könnte auf demselben sehr leicht und mit vielem Vortheil Dampfschiffe gebrauchen; gewiß werden in wenigen Jahren die Engländer dergleichen zwischen Lima und Panama errichten. Wie in der Cordillera, wird die Atmosphäre regelmäßig von zwey Winden erfrischt, die man als die dortigen Passatwinde ansehen kann. Bey einer Fahrt auf diesem Ocean hat man eben so selten über Unglücksfälle zu klagen, als in den Anden über das Mißlingen der Ernte; das einzige Unangenehme, was Einem begegnen kann, ist eine Windstille, welche die Fahrt verzögert. Zwischen dem Wendekreis des Krebses und der Aequinoctiallinie weht der Wind, vom November bis in den April, von Norden her, und ist regenhaft; in den sechs andern Monathen kommt er aus Süden, und ist trocken. Manchmal wird diese Ordnung durch Westwinde oder durch kalte Lüfte aus Osten unterbrochen; letztere werden bey der Landenge von Panama zu Zeiten heftig. Dieß sind aber Ausnahmen; in der Regel übt die Cordillera ihren Einfluß auf das große Weltmeer aus, und zwar, wie man versichert, bis auf eine Entfernung von 200 Stunden von der Küste. Man hat zwey Strömungen bemerkt, die sehr stark sind; auch Ebbe und Fluth sind sehr bemerklich.

Der Himmel dieser Meere hat nicht die Azurbläue, wie in den Canarischen Inseln, auch nicht den aschgrauen Ton, wie an der Küste von Sahara; er gleicht dem

der westlichen Küstenprovinzen Frankreichs. Je mehr die Cordillera sich dem Meere nähert, je weniger düster ist der Himmel; bey Panama ist er nur noch hin und wieder bewölkt; von Paita bis Lima ist er ehern; statt des Regens, der periodisch zwischen Guayaquil und Veragua fällt, ist man beständig von Nebeln umgeben. Zwischen Lima und Mexico ist das große Weltmeer wie verlassen; man findet selten ein Schiff auf demselben. Der Handel ist auf sechs Häfen beschränkt: Valparaiso in Chili, Callao in Peru, Guayaquil und Panama in Columbia, San-Blas und Acapulco in Mexico. Nur einige wenige Engländer, Franzosen, Genueser und Nord-Amerikaner gehen höher hinauf, als Guayaquil. Man versichert, daß die Engländer in Jamaica, welche den ausschließenden Handel der Landenge von Panama im Besitz haben, jährlich für 2 Millionen Piaster Waaren dahin senden. Sie lassen die kleinen Fahrzeuge, die man zu diesem Handel gebraucht, durch ein Kriegsschiff convoyiren und sorgen dafür, daß die Schiffe zu verschiedenen Zeiten abgehen, damit Panama nicht mit Waaren überfüllt werde, und diese im Preise fallen. Aus Mexico bringt man auf diesem Wege Silber zurück; aus Guayaquil Gold und Cocosnüsse.

Den Küstenhandel treiben einzig die Schiffe aus Paita. Dieser Peruanische Hafen ist in zwey sehr verschiedenen Epochen von zwey Engländern verbrannt worden, 1741 von Anson, 1810 von Cochrane; die Stadt ist von sehr thätigen Indianern und Mestizen bewohnt. Sie sind die Klein-Britten *) des großen Weltmeers; man findet sie überall. Sie bringen aus Guayaquil und Peru Wein, von

*) D. h. die Einwohner von Bretagne. Uebers.

Lambake Salz, Zwiebeln, Knoblauch und Johannislauch; durch diese Zufuhr unterhalten sie den Verkehr zwischen Panama, Guayaquil und Peru. Der Preis dieser Dinge, wie in Cartagena der Preis der Fächerpalme aus Cuba, interessirt die Speculanten weit mehr, als der Werth des Goldes und der Perlen. So hat Holland den Grund zu seinem Reichthum mit dem Heringshandel gelegt; aber Paita ist noch weit hinter diesem Muster zurück!

Heutzutage ist Guayaquil der wichtigste Hafen des großen Weltmeers; die Menge Producte, die allda zusammenkommen, zieht viele Schiffe dahin; man findet Cacao, Caffé, verschiedene Holzarten und Cocosnüsse. Dieser letzte Artikel gehört nicht zu den kostbaren, aber zu den gesuchtesten; bei allen Völkern ist der Handel mit den gemeinsten Gegenständen die Grundlage des Nationalreichthums. San-Buenaventura, wo man nichts findet, und Panama, wo nur ein Transito-Handel Statt hat, dessen die Engländer sich bemächtigt haben, werden nur selten besucht. Daher kömmt es, daß, wenn man von Guayaquil nicht nach Europa zurückkehrt, man lieber zwey Monathe anwendet, um bis San-Blas hinaufzukommen, wo man Queckſilber und andere Waaren verkauft, und dagegen Goldbarren einhandelt. Ob man gleich in den Häfen des großen Weltmeers nur wenig Schiffe ausrüstet, so ist doch der Handel dahin mit Eisen, Theer und Tauwerk nicht ohne Wichtigkeit; für den Centner Eisen zahlt man 10 Piaster, für Tauwerk 16, und für Theer 8 bis 10.

In allen Häfen sind die Lebensmittel selten und theuer. Hier darf man nicht hoffen, die Gastfreyheit der Einwohner der Cordillera zu finden; alles wird verkauft, und zu hohen Preisen. Dienstleistungen, Gefälligkeiten, alles hat seine Taxe, und wer weiß, wie hoch sie im

Preise steigen werden, wenn sich die Verbindungen zwischen diesem Lande und Europa vermehren.

Das Volk, das auf der Seeküste zwischen Lima und Panama wohnt, gleicht in seinen Gesichtszügen und seinen Sitten den Völkern Asiens; es ist habsüchtig und eigennützig; es hat durchaus den alten moralischen und physischen Character der Einwohner der Philippinischen Inseln behalten, mit welchen es einerley Ursprung hat.

Zwölftes Kapitel.

Beschreibung der Stadt Panama — Das weibliche Geschlecht in Columbia.

Guayaquil ist aus Holz gebaut, Buenaventura aus Stroh; von beyden Bauarten hat Panama etwas beybehalten; doch gefällt diese Stadt auf den ersten Anblick einem Europäer; er findet dreystöckige *) Häuser, von mehreren Familien bewohnt, folglich, wie in seiner Heimath, viel Lärm, Geschrey und Leben.

Andere Züge der Aehnlichkeit sind von unangenehmer Art; dahin gehört vorzüglich eine außerordentliche Unreinlichkeit; die einem Volke Spanischen Ursprungs, das in einem so warmen Lande lebt, eigenthümliche Faulheit trägt sehr vieles bey, den Schmutz zu vermehren. In Cartagena findet man in den Häusern keinen Stuhl;

*) Das heißt vierstöckige, wenn man das Erdgeschoß für ein Stockwerk rechnet. Uebers.

hier keinen Raum vor allem Hausgeräth; Hühner und Tauben haben überall freyen Eintritt; im Hofe mästen sich Schweine mit dem Unrath, der durch die Fenster geworfen wird, weil man noch kein anderes Mittel entdeckt hat, ihn los zu werden.

Die Straßen sind enge, viel finsterer als in Cartagena, ja sogar schmutziger. Des Nachts sind sie nothdürftig erleuchtet durch die vielen Läden, worin eine Ordnung und eine Reinlichkeit herrscht, die beweist, daß die Kaufleute, denen sie angehören, viel mit Engländern zu thun haben. Nahmentlich sind die Magazine mit Eßwaaren viel besser eingerichtet, als in den Städten des innern Landes. Man findet viele Lebensmittel aus den Vereinigten Staaten, viele Weine und geistige Getränke. Panama hat ein Cafféhaus, wo nichts als Caffé zu haben ist; dieß Getränk hat in den Städten am Weltmeer überhand genommen; es fängt an, die Chocolade zu verdrängen.

Panama wird in die obere und untere Stadt eingetheilt. Letztere, el Varal genannt, ist am meisten bevölkert, besonders von Farbigen. Ob sie gleich in die Gesellschaft zugelassen werden, und man sich bemüht, sie mit einer gewissen Achtung zu behandeln, so geschah es doch kurz vor meiner Ankunft, daß auf einem Ball die ganz weißen Damen sich weigerten, mit den schwarzen Officieren der Garnison zu tanzen; die Männer mußten ihr ganzes Ansehen anwenden, um sie zu bewegen, ihrem Widerwillen Gewalt anzuthun.

Man kann wirklich sagen, daß Panama keinen Hafen hat; man sieht weder Landungsplatz, noch Bassin, noch Werfte. Da wo man absteigt, ist eine Brücke angebracht, vermittelst welcher man zu einem finstern Gang steigt, wo der Markt gehalten wird. Die Rhede ist wegen der oft stürmischen Nordwinde sehr schlecht.

Panama liegt auf einer Halbinsel, und ist also fast durchaus von Wasser umgeben. Daher ist es ungesund und häufigen Epidemien ausgesetzt. Die Hitze ist sehr groß und der Regen dauert lange. Die Einwohner sind oft von den Indianern angegriffen worden, aber heutzutage genießen sie einer vollkommenen Ruhe. Die Indianer haben sich in ihre Berge, vier Stunden von der Stadt, zurückgezogen, und verlassen sie nur, um ihre Producte zu Markte zu bringen. Man hat sie als Menschenfresser verschrien, und hütet sich, dem Cap Garachine, wo sie sich manchmal aufhalten, nahe zu kommen. Allein es sind öfter Cabinets-Couriere durch Darien gereis't, und nie angegriffen worden. Da jedoch die Wege sehr schlecht sind, so bedient man sich lieber des alten von den Spaniern eröffneten Weges, von Panama nach Santa-Fé, über das große Weltmeer nähmlich; nur geht man nicht mehr nach Cupica, sondern nach Buenaventura. Diese Art von Post wird sehr schlecht bedient.

Männer und Weiber kleiden sich nach Englischem Geschmack. Letztere haben keine Kopfbedeckung; ihr geflochtenes Haar fällt auf die Schultern. In Cartagena ist die Kleidung eleganter, in Santa-Fé origineller. Die Weiber aus den unteren Klassen tragen noch Falbeln und Spitzen, wie ehemals die Damen in Frankreich. Sie bedienen sich häufig der Manschetten statt Schnupftücher, und verbergen ihr Gold und ihre Cigarren in den Haaren.

Um über das weibliche Geschlecht in Columbia urtheilen zu können, mußte ich die beyden Regionen gesehen haben, aus denen dieß Land besteht, die Cordillera und die Ebenen. Daher wollte ich über diesen zarten Gegenstand nichts sagen, ehe ich in Panama angekommen wäre; und das mit Recht, denn Panama hat mir viele Züge zu dem

Gemälde geliefert, das ich von den Columbierinnen entworfen habe. Man sagt gemeiniglich, die Spanier seyen außerordentlich eifersüchtig auf ihre Frauen; man sollte glauben, sie hätten immer den Dolch in der Hand, um ihre verletzte Ehre zu rächen. Dergleichen Auftritte sind in Amerika nicht bekannt. In dem Klima der Anden, sowohl als in dem so ganz verschiedenen der Steppen, üben die Weiber einen unwiderstehlichen Einfluß über ihre müßigen und erschlafften Männer aus. Statt hinter Gittern verschlossen zu seyn, erlauben sie sich alle Arten von Zerstreuungen; sie machen Visiten und besuchen Bälle fast immer ohne ihre Männer. Sie lassen sich von Sklaven in den heißen Ländern, von Mägden in den kalten begleiten, und diese wissen allein, wo ihre Gebieterin hingeht. Man glaubt gewöhnlich, je wärmer ein Land sey, desto schwärzer seyen die Haare des weiblichen Geschlechts, und in den kalten seyen sie häufig blond. In Europa ist etwas Wahres an dieser Beobachtung; in Amerika hat eher das Gegentheil Statt. In Cartagena findet man beym weiblichen Geschlecht blonde, ja rothe Haare; in Santa-Fé, wo es kalt ist, gibt es nur braune. Man wundert sich, auf der Küste von Columbia, zehn Grade unter der Linie, Frauen zu sehen, deren langer Haarwuchs selbst in Europa Neid erregen würde; auch in Amerika legen die Damen einen hohen Werth auf langes Haar; sie lassen es in zwey Flechten auf den Schultern herunterhängen. In Cartagena trägt man dicke, auf die Stirne fallende Locken, welche durch einen schildpattenen Kamm zurückgehalten werden. Hin und wieder steckt man Blumen von allerley Farben, und in einigen Gegenden der Cordillera Cucugos in die Haare; dieß ist ein Insect, dessen Glanz den Smaragd übertrifft.

Bey den Frauen der warmen Länder ist der Kopf der

hübscheste Theil; diese Zartheit der Züge und dieses Feuer der Augen findet man nur bey Spanierinnen. Sie haben auch schöne Hände, und außerordentlich kleine Füße, welche vielleicht an dem ihnen eigenen schlendernden Gang Schuld sind, der nichts weniger als graciös ist. Dennoch haben die Damen der Tierras calientes viel mehr Anstand, als die aus den Tierras frias; die ersteren gleichen Damen von Stande, die anderen haben etwas Gemeines und Kleinstädtisches.

Wenn diese keinen so schönen Haarwuchs haben, als die Weiber an der Seeküste, wenn ihr Auge ohne Feuer, ihre Hände und Füße nicht so klein sind: so haben sie dagegen den Vortheil, daß ihre Formen bis zum hohen Alter eine gewisse Grazie behalten, und nicht abmagern. Die Frauen der Anden wären sogar viel hübscher, wenn ihre Zähne besser wären; besonders gefallen sie den Europäern durch ihren blendenden Teint, ob er gleich dem der Europäerinnen nicht gleichkömmt. Die Flamländer können eine Idee von den Nachkommen der Spanier in der Cordillera geben; beyde Racen haben einerley Ursprung, sind aber durch die Kälte des Klima ausgeartet; sie gleichen sich selbst in der Aussprache, die bey beyden fast dieselbe ist *); wie die Flamländerinnen, so haben auch die Damen der Terras frias etwas zu viel Fülle. Sie haben nicht das melancholische Wesen der Engländerinnen, noch das schmachtende der Deutschen; ein angenehmes Lächeln schwebt immer um ihre Lippen; auf ihrem Gesicht ruht ein Ausdruck von Güte und Sanftheit, dem ihr Character

*) Wir müssen gestehen, daß dasjenige, was der Verfasser hier von einem gleichen Ursprung der Niederländer und der Amerikanischen Spanier sagt, uns ein Räthsel ist. Uebers.

vollkommen entspricht. Ein gewisses, von den Arabern herrührendes Sprechen durch die Nase, welches den Damen von der Küste geblieben ist, macht ihre Sprache unangenehm. Die Frauen der Cordillera hingegen sprechen, wie die Creolinnen der Französischen Antillen, langsam und bedächtig.

Die Kleidung des weiblichen Geschlechts in der Cordillera ist sehr seltsam. Wenn sie ausgehen, tragen sie einen Rock von schwarzer Seide, der hinlänglich anschließt, um die Form nicht zu verbergen. Von dem Kopf fällt ein Stück blaues Tuch, in drey Spitzen bis auf den Gürtel, und dient dazu, die Arme zu verhüllen, welche immer nackt sind; vom Gesicht sieht man nur Augen und Nase. Ueber diesen Mantel bedeckt man den Kopf mit einem runden Matrosenhut, der aber nur leise aufliegt. Die Frauen der Küste geben allmählig das elegante Andalusische Kostün auf, um das Englische anzunehmen.

Die Erziehung der Spanischen Amerikanerinnen ist weit vernachlässigter als die der Englischen; nur Wenige singen oder spielen irgend ein Instrument, ob sie gleich von Natur weit musikalischer sind. Sie haben im Allgemeinen einen lebhaften Verstand, fassen und lernen Alles mit Leichtigkeit; aber es fehlt ihnen an Beurtheilungskraft und Geschmack.

Die Columbierinnen lieben einander nicht; der politische Parteygeist ist nicht allein an dieser Gehässigkeit Schuld; der Neid und die Eifersucht auf Rang, Vermögen, Ursprung, Verschiedenheit der Casten, verbreitet in der Gesellschaft eine übelwollende Gemüthsstimmung, die man anfänglich nicht so leicht merkt, da sie sich hinter übertriebene Freundschaftsbezeugungen verbirgt, durch welche sich die den Bewohnern warmer Länder eigenthümliche

Verstellung bewährt. Wenn aber zwey Freundinnen, vorausgesetzt, daß es solche gebe, im vertraulichen Gespräche einander ihr Herzensgefühl mittheilen, dann wehe dem Nächsten! Das Arsenal der Verläumdung wird alsdann geleert. Diese Art von Geistesunterhaltung paßt sich für Frauen, die selten ausgehen, und die Langeweile des Tages nicht anders zu verjagen wissen, als daß sie zu Zeiten in ein Buch blicken, das sie jedoch bald aus Ueberdruß wegwerfen, um ihren Haarputz zu ordnen, oder um Stundenlang auf einem Faulbette ruhend, eine Cigarre zu schmauchen.

Doch liefert die Lästerchronik nicht den einzigen Stoff zur Unterhaltung; die Liebe spielt auch eine große Rolle! Die Damen sprechen von ihren Galanen mit der Unbefangenheit, mit welcher in Frankreich wohl ein Paar Freunde sich von ihren Abenteuern erzählen; eine Europäerin von guten Sitten würde erröthen, wenn sie eine Amerikanerin von den Liebschaften, die sie in der Seraphina, in der Concepcion, in der Incarnacion *) gehabt hat, als von der unschuldigsten Sache der Welt reden hörte. Die Erziehung ist an dieser Sittenlosigkeit Schuld. Viele junge Frauenzimmer lernen die Elemente der Galanterie von den Mägden, in deren Gesellschaft sie ihre Kindheit zubringen; sie sind in dem Wörterbuche des Lasters so bewandert, daß sie die Sprache der Tugend nicht verstehen, die in ihrem zwölften Jahre ein Beichtvater mit ihnen zu sprechen versucht, der selbst zuweilen ein unwissender oder gefährlicher Mann ist. Im Kloster, wo sie bis ins funfzehnte Jahr bleiben, lernen sie nichts als Lesen und Schreiben, und wenn sie alsdann in die Welt eintreten, ist in ihrer Seele nichts, was sie gegen

*) Namen der Klöster, wo sie erzogen worden. Uebers.

Gefahren des Umgangs waffnete, als der Eindruck, den man ihnen in ihrer ersten Kindheit gegeben hat. Man beschäftigt ihre Fantasie weder durch nützliche Arbeiten, noch durch angenehme Künste, und so bleibt ihnen, so lange sie Mädchen sind, kein anderer Zeitvertreib, als zu rauchen.

Wenn endlich die Eltern müde sind, die Tochter zu hüten, oder merken, daß nichts mehr zu hüten ist, denkt man daran, sie zu verheirathen. Interesse und Rücksichten bestimmen die Wahl; die Hochzeit wird gefeyert, brennende Begierden werden gestillt und bald abgestumpft. Alsdann merkt das Ehepaar, daß es sich nie geliebt habe; diese Bemerkung macht, daß man sich haßt. Doch behält man den äußern Schein der Eintracht und Freundschaft bis zum zweyten Wochenbette; dann trennt man sich ohne Geräusch; so endigen viele Heyrathen in der östlichen Cordillera.

Nicht ganz so in den Küstenprovinzen und der westlichen Cordillera; hier sind die Sitten des weiblichen Geschlechts anständiger. Ueberall, wo es Sklaven gibt, zügeln die Frauen ihre Leidenschaften, weil sie ihre Schwachheiten vor ihren Dienern verbergen müssen, wenn sie Gehorsam und Ehrfurcht verlangen wollen. Dagegen sind die Sitten der Männer vielleicht schlechter, als an anderen Orten. Man beschuldigt das weibliche Geschlecht in den warmen Ländern, habsüchtiger zu seyn, als die Frauen der kalten Gegenden. Soll man daraus schließen, daß dort die weibliche Tugend nichts anders ist, als ein wohlverstandenes Interesse? Alle Frauen sind devot ohne Fanatismus; die Kirchen-Ceremonien dienen ihnen zur Unterhaltung.

Alles, was wir gesagt haben, führt zu dem Resultat, daß die Reize der Frauen in der Cordillera und in den

Ebenen von ganz verschiedener Art sind, obgleich ihre Gewohnheiten und ihr Character ziemlich übereinstimmend sind. Aber zwischen diesen beyden Klassen von Frauen herrscht eine sonderbare Antipathie. Die Damen der Küstenländer nennen die Bewohnerinnen der Anden Wollweiber, Lanudas, weil sie sich in wollene Tücher kleiden; diese haben für ihre Feindinnen ein boshafteres Schimpfwort erdacht, sie nennen sie Calentanas, Warme. Oft hat der Haß zwischen Nationen keinen andern Ursprung, als weiblichen Neid und Weiberzänkereyen; in diesem Himmelsstrich kann die Natur des Landes dazu beytragen, Haß zu erzeugen oder zu unterhalten.

Dreizehntes Kapitel.

Abreise von Panama — Fluß Chagrès — La Gorgona — Chagrès.

Ich verließ Panama am 18. November um 6 Uhr Morgens, in Begleitung eines Mulatero, welcher zwey beladene Maulthiere führte; ich ritt auf dem dritten. Alle drey waren beschlagen. Diese Vorsicht prophezeyte mir schlechte Wege. Der Erfolg bestätigte meine Ahndung.

Die Cordillera ist hier im Vergleich mit den zuvor von mir bereis'ten Gegenden sehr niedrig; doch steigt man beständig bald auf-, bald abwärts, und zwar sehr mühsam, weil der Boden, von dem Regen der bald aus dem einen Meer, bald aus dem andern aufsteigenden Gewitter, täglich benetzt, nichts anders ist, als ein grundloser Morast, den unwissende Arbeiter, die ihn durch hineingeworfene Steine fest machen wollten, eben dadurch sehr gefähr-

lich gemacht haben. Man gleitet und fällt alle Augenblick, und ist immer im Wasser. Ungefähr auf der Hälfte des Weges steigt man das Gebirge hinab, welches gegen den Mexicanischen Meerbusen zu viel steiler ist, als auf der Seite des Panamischen. Wegen des Regens und der schlechten Beschaffenheit der Straße kam ich erst um 7 Uhr Abends in das von Farbigen bewohnte Dorf Cruces, welches man bei besseren Wegen von Panama aus in drey Stunden erreichen könnte. Ich wurde von einem Einwohner gütig aufgenommen; aber seine Hütte war, wie dieß bey dieser Caste allgemein ist, so schmutzig, daß ich mich nach dem Augenblick sehnte, wo ich sie am andern Morgen verlassen konnte.

Ich bestieg einen der auf dem Fluß Chagrès üblichen Bongos. Diese Piroguen sind so hoch, daß die Neger auf den Ruderbänken aufrecht stehen mußten, um zu rudern. Ein Officier, welcher Befehle von dem Intendanten von Panama zu überbringen hatte, war mein Reisegefährte; ich hatte gehofft, seine Gegenwart würde unsere Reise beschleunigen, und wir in der Nacht in Chagrès ankommen. Davon geschah gerade das Gegentheil. Der junge Mann hielt um 11 Uhr in dem Negerndorf Gorgona an. Dieß war gerade die Zeit, wo täglich, im December, der Regen anfängt. Die Furcht, naß zu werden, oder ich weiß nicht welches Gefallen, das der Officier in den über allen Begriff schmutzigen Hütten der Neger fand, bestimmten ihn, den Rest des Tages in Gorgona zuzubringen. Da die Pirogue zu seinem Befehl stand, so mußte sein Wille geschehen, und die Neger waren erfreut, mit einem Weißen zu thun zu haben, der ihnen an Unthätigkeit gleich kam. Um 4 Uhr Morgens fing die Reise wieder an; es war kalt; die Sklaven bedienten sich,

der

der eine des Huts, der andre des Mantels des Officiers, und dieser sah ruhig zu, wie sie sich in seine Kleider hüllten.

Wir fuhren den ganzen Tag zwischen den Bergen der Cordillera hin; sie dünkten uns, im Vergleich mit den niedrigen und morastigen Ufern des Chagrès sehr hoch, sind es aber in der That nicht. Der Fluß ist nicht breit; sein ruhiges und tiefes Wasser macht die Fahrt bequem. An den Ufern sind gewöhnlich dichte Wälder. Von Zeit zu Zeit sieht man im Moraste einige Negerhütten, welche, wie in den kalten Ländern, mit Moos bedeckt sind; so groß ist die Feuchtigkeit. Um 2 Uhr Nachmittags erblickten wir Chagrès, wo vier fremde Schiffe vor Anker lagen. Das Dorf hat eine pittoreske Lage. Ein auf einem ungeheuern Felsen aus Steinen erbautes regelmäßiges Fort schützt die Einfahrt des Flusses, dessen Wasser sich mit dem des Meeres vermischt, ohne eine starke Bewegung zu verursachen: die Mündung öffnet sich gegen Norden. Das Dorf liegt unter dem Schutze dieses Kastels, auf dem Abhange einer nicht sehr steilen Anhöhe. Nahe beym Lande ist das Wasser so niedrig, daß keine größere Schiffe als Piroguen sich nähern können.

Ich fand Herberge in einer für dieß Land bequemen Hütte, die ich beschreiben will, um meinen Lesern einen Begriff von Chagrès zu geben.

Sie war aus Bambus gebaut, und enthielt zwey Gemächer, eines zur Küche, und das andere zur Schlafstätte der Großmutter, einer alten Mulattin, die sich etwas darauf einbildete, daß ihre Enkelin, vermöge ihrer weißen Haut, in die begünstigte Caste eintreten könne. Der Rest der Familie schlief in der Küche. In der Mitte derselben hing eine Hängematte, die statt Canape diente,

wo Jedermann den Tag über saß. Bey Nacht legte man auf die Erde Ochsenhäute und Mehlfässer; dieß waren die Betten der Hausgenossen. Drey Steine dienten zum Feuerherde, auf welchem die Speisen bereitet wurden. An Stricken, die von einem Ende des Zimmers bis zum andern gingen, hingen Würste und allerley Fleisch, um im Rauch des Feuerheerds zu dörren. Auf einem Tische standen allerley Gefäße, die abwechselnd aus der Küche in das Schlafzimmer der alten Mulattin und von da zurückwanderten.

Eine solche rauchige, mitten in pestilenzialischen Morästen errichtete Hütte enthält oft kostbare Reichthümer. Eine Rohrwand, eine mit einem ledernen Riemen geschlossene Thüre sind die einzige Sicherheit, die sie gewährt; und doch vertraut ihr der Kaufmann sorglos und ohne Gefahr sein Vermögen an: nie wird ein Ballen oder eine Kiste eröffnet. Der abscheuliche Chagrèsfluß stellt das Bild des größesten Reichthums dar, und ich habe nirgends in Columbia größere Summen im Umlauf gesehen. Wenige Neger verdienen unter 60 bis 80 Piaster wöchentlich: der größte Theil dieses ungeheuern Gewinnstes bleibt in den Wein- und Liqueurladen.

Das Klima, obgleich außerordentlich heiß und feucht, ist nicht tödtlich, alle Europäer werden in Chagrès krank, selten stirbt einer.

Das Leben ist in diesem häßlichen Orte sehr theuer; für ein Huhn zahlt man einen bis zwey Piaster. Man hat Mühe, sich Wasser und Holz in diesen überschwemmten Wäldern zu verschaffen, weil die Neger diese Art Arbeit als wenig belohnend und zu mühevoll verschmähen. Sobald die Schwarzen frey sind, arbeiten sie nur, wenn sie gewiß sind, viel zu verdienen.

Eine Menge Piroguen sind mit dem Transport der Englischen Waaren beschäftigt, welche in den als Magazin dienenden Hütten aufgespeichert sind. Die Miethe einer solchen Hütte ist sehr theuer, z. B. 400 Fr. (102 Rthlr. 16 Gr.) monathlich, wenn die Convoys ankommen. Ein beladener Bongo braucht vier Tage, um nach Cruces hinaufzufahren. Man zahlt 2 Piaster Fracht von Chagrès bis Cruces, und eben soviel bis Panama, für einen Ballen von 150 bis 200 Pfund. Von Jamaica nach Chagrès zahlt man dasselbe.

Die Einwohner von Chagrès halten unter einander so zusammen, daß es Niemand wagt, von ihnen Auflagen zu fordern, noch Conscribirte auszuheben. Das System des Mißtrauens, welches die Spanier auf dem Isthmus eingeführt hatten, wird auch unter der jetzigen Regierung beobachtet, und man ist in Ansehung der Pässe sehr streng. Man läßt keinen Fremden in das übrigens schlecht armirte Schloß.

Der Eingang in den Fluß ist so enge, daß nur Goeletten von gewöhnlicher Größe einlaufen können; das größte Schiff, das jemals hineingekommen, war eine Englische Brig. Die Engländer bringen allerley Zeuge, und nehmen dafür Peruanisches und Columbisches Gold und Mexicanisches Silber ein. Die Nordamerikaner haben hier, wie anderer Orten, das Amt übernommen, den Völkern Lebensmittel zuzuführen; sie bringen gesalzenes Fleisch, Stockfische, Zwiebeln, und einige Waaren aus Jamaica; auch schwärzen sie vielen Tabak unter dem Namen Havanahtabak ein.

Ich habe mich bei den verschiedenen Puncten des Panamischen Isthmus etwas aufgehalten, weil mich dünkte, eine Beschreibung dieses Landes sey nicht ohne Interesse.

Wenn die Spanischen Amerikaner nicht aus Politik oder Schläfrigkeit die Straßen in einem so schlechten Zustand ließen, so müßte man hier die größte Bequemlichkeit finden, besonders auf der Straße von Portobelo, welches einen sehr sichern Hafen hat. Man hat mir gesagt, die Engländer, deren Scharfblicke kein Handelsvortheil entgeht, haben übernommen, von Portobelo bis Panama über Cruces eine Straße anzulegen, unter der Bedingung, daß sie das ausschließliche Recht des Transports genießen, wofür sie der Regierung den zehnten Theil des Gewinnes bezahlen wollen.

Vierzehntes Kapitel.

Ankunft in Jamaica — Abreise nach Europa — Lucayische Inseln — Falmouth — Ankunft in Frankreich.

Ich schiffte mich auf einer Englischen Goelette nach Jamaica ein. So wie ich mich über die Seeleute des großen Weltmeers beklagt habe, hatte ich nicht weniger Ursache über diejenigen zu klagen, welche das Atlantische befahren. Der schändlichste Geiz meines Capitäns brachte mich während einer zwölftägigen Reise so herunter, daß ein Aufenthalt von drey Wochen in Jamaica kaum hinreichte, meine Gesundheit wiederherzustellen. Die Engländer, welche gewöhnlich so sehr dafür sorgen, daß es ihnen auch am Ueberflüssigen nicht fehle, müssen wahrlich eine starke Natur haben, um so vieles Nothwendige entbehren zu können. Auf den kleinen Kauffahrtheyschiffen begnügen sie sich mit schlechter Kost, und werden sie krank, so brauchen sie in den Tag hinein die allerheftigsten Mittel.

Den Tag unsrer Abfahrt aus Chagrès begegneten wir einer Englischen Fregatte, die nach Cartagena ging, von wo sie Santa-Marta zusteuern sollte, die gewöhnliche Rundreise der Englischen Kriegsschiffe, wie mein Schiffscapitän

sich ausdrückte. Die Reise dieser Fregatte hatte den Zweck, das Geld der Amerikanischen Kaufleute einzukassiren, und für eine Provision von $2\frac{1}{2}$ Procent nach Jamaica zu bringen.

Wir sahen Cartagena den 2. December; hierauf fuhren wir, in einer großen Entfernung vom Lande, vor den Mündungen des Magdalenenstroms vorüber. Als wir noch im Meerbusen von Darien lavirten, blies der Wind aus Nord-Ost, und die Strömungen kamen aus Süd-West. Seitdem wir Popa vorbeygefahren, kamen die Strömungen aus Nord-West, und der Wind aus Süd-Ost. Den 4. December erblickten wir Jamaica. Das Meer schlug Wellen, und auf verschiedenen Seiten erhuben sich Wasserhosen. Der Wind war schwach, daher wir erst am andern Tage, um 10 Uhr Morgens, durch Hülfe eines, von der See her aufsteigenden Windes, in der Rhede einlaufen konnten. Nachdem wir im Fahrwasser lavirt hatten, ließen wir am Mittag die Anker fallen. Ich begab mich sogleich aufs Land.

Eine hohe Gebirgskette durchschneidet Jamaica in seiner ganzen Länge. Ob man gleich auf dem Rücken derselben einer herrlichen Kühle genießt, so findet man doch hier wenige Einwohner. In allen Antillen entfernt sich der Creole ungern von den Küsten; er will immer Europäische Schiffe sehen, und die Gewinnsucht eben so sehr als die Furcht, fesselt ihn an das ungesunde Gestade des Meeres.

Während eines Theils des Tages und die ganze Nacht hindurch wehen Landlüfte: sie sind dem Europäer zwar sehr angenehm, aber auch sehr gefährlich; sie hemmen die Transpiration, verursachen Fieber, und hindern die Schiffe,

vor 10 Uhr Morgens, wo sie den Meereslüften weichen, in den Hafen einzulaufen.

Außer einer Menge Dörfer und Weiler hat Jamaica mehrere kleine Städte: Spanishtown und Kingstown sind die ansehnlichsten. Jene ist die Hauptstadt und der Sitz der Regierung; Kingstown, die Handelsstadt, wird von allen Fremden besucht, und ist sehr lebhaft und voll Bewegung; Spanishtown ist einsam und traurig.

Beym Eingang des Hafens von Kingstown liegt der Flecken Port-Royal; nahe dabey ist der Ankerplatz der Kriegsschiffe, deren Zahl sich gewöhnlich auf 20 bis 25 beläuft; außerdem werden die beyden Ufer, zwischen welchen man hindurch muß, um in den Handelshafen zu gelangen, von einem festen Castel und mehreren Batterien bestrichen.

Wenn man aus den Spanischen Colonien kömmt, ist man verwundert über die Menge Schiffe, und über die Thätigkeit, welche in dem Hafen herrscht. Bey den Wharfs oder Landungsplätzen hat man ungeheure, mit Eisenblech überzogene Magazine erbaut, wo die Waaren aufgespeichert werden. Dieß ist ein merkwürdiger Platz, der an die Londner Doggen erinnert. Während man in dem Hofe die Mahagoniblöcke aus Yucatan, das Farbeholz aus der Campechebay, die Canadischen Bretter und Dauben, die Virginischen Mastbäume, und an einem andern Ort Eisen, Bley und Kupfer aufthürmt, rollt man etwas weiter davon kleine Fässer voll Gold und Silber aus Mexico und Columbia.

In der Stadt ist die Bewegung nicht minder groß. Hier sieht man ein mit den reichsten Stoffen aus Indien und Manchester vollgepfropftes Magazin; dort ein anderes,

das mit Krystallen und Gläsern angefüllt ist. Die Kaufleute, die mit gesalzenem Fleisch handeln, sind beysammen in einer Straße; dieß ist ein bedeutender Artikel, weil er fast die einzige Nahrung der Landleute ausmacht.

Die in den Straßen wogende Menge ist so groß, es durchkreuzen sich so viele Wagen, elegante Cabriolets und Landauer, daß ich sagen muß, daß ich in Paris und London nicht mehr Getümmel gesehen habe. Kingstown liegt auf dem ganz und gar nicht steilen Abhang des Berges, und die Straßen laufen in gerader Richtung gegen das Meer, welches für das Auge sehr angenehm, aber auch Schuld ist, daß man in der Winterzeit die Straßen kaum gebrauchen kann, weil alsdann das Wasser der Bäche von den Bergen stromweise hindurchfließt und vielen Schaden anrichtet.

Die Häuser sind von Holz, aber reinlich, bequem, hübsch gebaut und überhaupt allerliebst; in den gewerbreichen Straßen haben sie gewöhnlich im Erdgeschoß einen bedeckten Gang, wo man sich im Schatten ergeht. Die Caserne und das Schauspielhaus haben die nähmliche Bauart.

Kingstown hat eine anglicanische, eine katholische, zwey presbyterianische Kirchen, drey Synagogen und eben so viel Bethäuser für die Methodisten: diese Gebäude unterscheiden sich bloß durch ihren Umfang von den anderen Häusern.

Die Zahl der Sklaven ist im Verhältniß der Weißen ungeheuer: man rechnet die Ersteren auf 200,000, die Anderen kaum auf 12,000. Unter den Letzteren sind 4000 Franzosen von St. Domingue, der Rest von 22,000, die man 1808 aus Cuba wegschickte.

Ungeachtet der Englischen Garnison und einer Miliz

von 3000 Mann, beunruhigt die schwarze Bevölkerung sehr; alle Augenblicke hört man die Lärmkanone; beständig ist man unter den Waffen; man sollte glauben, ein Feind stehe vor den Thoren, ach nein! der Feind ist drinnen. Doch muß man gestehen, daß die Engländer ein sehr vernünftiges System befolgen. Freyheit und Sklaverey sind der einzige Unterschied, den sie anerkennen. Die Herren dürfen, nach dem Gesetz, nicht selbst ihre Sklaven züchtigen; wenn einer Strafe verdient hat, so muß man ihn dem Richter überliefern, welcher sie vollziehen läßt. Neun und dreyßig Peitschenhiebe sind die höchste Züchtigung; und sie darf keinem mehr als einmal die Woche ertheilt werden. Trotz dieser Art von Gerechtigkeit, trotz des Ansehens, in welchem die Engländer bey den Farbigen stehen, trotz der Strenge, mit welcher die Gesetze vollzogen werden, trotz des Schreckens, welchen die Macht der Engländer eingeflößt hat, lebt Jedermann in Besorgniß; bey dem geringsten Lärm ergreift Alles die Waffen, und an Festtagen legt man Garnison für einige Tage in jede Wohnung.

Jedermann weiß, daß Jamaica Zucker und Kaffé im Ueberfluß liefert; diese Producte sollen, dem Gesetz nach, insgesammt nach England gebracht werden, aber die Contrebande führt vieles davon nach den Vereinigten Staaten. Jamaica ist der Stapel nicht bloß des festen Landes von Amerika, von Mexico bis Peru, sondern auch zwischen Cuba und den Vereinigten Staaten, welche allein das Recht haben, ihre Schiffe in diese Englische Colonie zu schicken. Obgleich täglich Schiffe nach Chagres, Rio-Hacha und Cartagena abgehen, so dankt doch Jamaica seinen Reichthum weniger dem Handel mit der Fremde, als dem Austausch der Erzeugnisse seines Bodens gegen Producte der Englischen Industrie. Da sich das Mutterland das

Recht vorbehalten hat, die 2 bis 300,000 Individuen der Colonie zu kleiden, so ist der Verkehr zwischen beyden lebhaft und sehr wichtig.

Wenn man die Städte, die Etablissements, die Häuser, die Sitten des Volkes des Festlandes von Amerika betrachtet, so bemerkt man, daß Alles seinen bestimmten Gang angenommen hat. So verhält es sich nicht in den Antillen, und namentlich in Jamaica. In seinem Innern hat der Bewohner dieses Archipelagus die Physiognomie eines reisenden Colonisten noch nicht abgelegt. Selten heyrathet er; immer ist er bereit, abzureisen; nichts heftet ihn an den Boden, denn Lebensmittel, Schiffe, oft sogar sein Haus, werden ihm vom festen Lande zugeführt. Sein Charakter ist aus lauter widersprechenden Elementen zusammengesetzt. Ein Gemisch der ernsten und überlegenden Habsucht des Engländers; des sorglosen Leichtsinns und der Unfügsamkeit des Franzosen, der speculirenden Geldgier des Juden, der kalten Festigkeit des Nordländers, der trägen Unthätigkeit des Negers, des Dumm-Stolzes der Mulatten, gleicht er weder den unstäten Neigungen der Steppenbewohner, noch den sanften Gewohnheiten der Menschen in den Anden, noch dem Handelsgeist der Nordamerikaner; doch hat er von allen jenen Urstoffen etwas in sich aufgenommen. Denn der Bewohner der Antillen, zu welcher Caste er gehöre, kann nicht ruhig zur Stelle bleiben; der Raum ist zu enge für ihn; er reiset von Insel zu Insel; er ist gewinnsüchtig, und aus Habsucht immer bereit, Soldat oder Seeräuber zu werden. Mit diesem Charakter wäre er in der That für das Festland ein furchtbarer Feind; die Armeen des Continents, wenn sie der Farbigen, ihrer Hauptstärke, beraubt wären, würden schwerlich dem kriegerischen Bewohner der Antillen widerstehn.

Je mehr ich mich dem Ziel meiner Reise näherte, desto ungeduldiger wurde ich, es zu erreichen. Wegen der Weihnachtsfeyer wurden die Gelegenheiten so selten, daß im ganzen Monath December nur ein einziges Schiff, das Paketboot the Fleeping, abgehen sollte. Ich versicherte mich desselben. Den 25. December liefen wir aus; zwey Tage später waren wir zwischen Cuba und St. Domingue. Unsere Reise war glücklich; am 1. Januar 1824 sahen wir Crooked-Island, eine der Lucayen. Wir ankerten bey derselben, weil die Englischen Paketboote auf dieser Insel ihre Depeschen für den Gouverneur der Lucayen abgeben.

Crooked-Island gewährt einen traurigen Anblick; wie in allen Lucayen ist der Boden sehr niedrig; gegen die Mitte der Insel besteht er aus Sand und Steinen, wo einiges Gesträuch wächst; die Ufer, welche aus Madreporen und Corallengewächsen bestehen, sind die Wohnung einer unzählbaren Menge Schildkröten. In fast allen Theilen der Insel beruhen die Einkünfte der Einwohner auf dem Verkauf des Salzes und der Baumwolle, welche man durch wenige schwarze Sklaven einsammeln läßt. Es ist diesen Inseln schwer beyzukommen; viele Schiffe gehen in den Klippen verloren, womit sie umgeben sind. Wer zwischen den Lucayen durchgekommen ist, muß den Muth und die Geschicklichkeit Colon's bewundern, welcher diesen Gefahren auf einem unbekannten Meere entronnen ist.

Wir brachten nur Eine Nacht in Crooked-Island zu; den andern Tag fuhren wir weiter. Der Wind begünstigte uns fast beständig; wir sahen Cap Lezard (an der Küste von Cornwall, in England) den 28. Januar, ohne den mindesten Unfall, ich will nicht sagen erfahren, sondern nur befürchtet zu haben. Am andern Tage fuh-

ren wir nach Falmouth, wo wir bey Sonnenaufgang die Anker auswarfen. Der schöne Anblick der Gegend von Falmouth verdoppelte unser Vergnügen, Europa wiederzusehen.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Falmouth begab ich mich nach London, wo ich den 6. Hornung ankam; um sobald als möglich des Glücks theilhaftig zu werden, den Französischen Boden zu betreten, blieb ich nur drey Tage in der Hauptstadt von England. Ich schlief eine Nacht in Calais, und am 13. war ich in Paris.

Zweyter Abschnitt.

Geschichte der Entstehung der Republik Columbia, und Verfassung derselben.

Erstes Kapitel.

Zustand des Landes von 1498 bis 1781 — alte Einwohner — ihre Gebräuche — ihre Sitten — Handels-Eroberungen — religiöse Eroberungen — militärische Eroberungen — Quesada — Abnahme der Indianischen Volksmasse — Neger — ihr Schicksal — Vermischung der Menschenracen — Häfen — Kirchen — Dörfer — Städte — Bergwerke — Colonial-Agricultur — Europäische Agricultur — Industrie — Spanische Regierung — tiefer Friede.

Ich habe mir vorgenommen, in diesem Kapitel den Zustand des Landes, welches sich als Republik Columbia constituirt hat, bis zum Jahr 1781, wo die erste Empörung losbrach, zu schildern; damit der Leser die beyden Epochen der Spanischen Herrschaft in Amerika kennen und das neue System mit dem alten vergleichen möge.

Als man Amerika entdeckte, bewohnten äußerst wilde Menschen von einem unbeugsamen Muthe die schönen Ebenen von Cumana und Caracas, so wie die Thäler des Apure und Orinoco. Ohne feste Sitze, führten sie in diesen undurchdringlichen Schlupfwinkeln ein unstätes Leben; einige Früchte und der Ertrag der Jagd machten ihre ganze Nahrung aus; im Sommer war die nackte Erde, in der Regenzeit die Stämme der Bäume ihr Bett und ihre Wohnung; sie gingen fast nackt; sonderbare Malereyen, welche sie auf dem ganzen Körper in die Haut brannten; Knochen oder Zähne von Thieren, welche sie in die weiten Löcher der durchstochenen Ohren steckten; ungeheure Ringe

von Gold, die sie in ihren durchbohrten Nasenbeinen trugen; dieß waren alle Arbeiten des Luxus, die sie erfunden hatten. Gewöhnlich schmückten einige Federn buntfarbiger Vögel ihr Haupt; das Fell wilder Thiere verbarg einige Theile ihrer Nacktheit.

Bey aller ihrer Armseligkeit waren diesen Menschen die Qualen des Ehrgeizes nicht unbekannt; die höchste Gewalt war das Ziel ihrer feurigsten Wünsche; sie war der Lohn sehr schmerzhafter Proben, denen der Candidat sich unterziehen muß; der geringste Laut, den ihm der Schmerz erpreßte, machte ihn der Ehre unwürdig, Anderen zu befehlen.

Wozu bedurften denn diese barbarischen Horden eines Oberhauptes? Welche Streitigkeiten konnte es geben, zu deren Entscheidung eine Obrigkeit nöthig wäre? Welche Beute, welche Eroberungen hatten sie zu theilen? — die blutigen Leichname ihrer Feinde; denn die meisten unter ihnen verzehrten, wenn die Jagd keine Ausbeute gab, die zuckenden Glieder ihrer Gefangenen; nur wenige Völkerschaften hatten Abscheu vor diesem scheußlichen Male.

In den Gebirgen hingegen wurden die Sitten sanfter. Die reiche Provinz Antioquia allein war noch eine Scene dieser Greuel; aber in der Ebene, wo man nachher Santa-Fé gebaut hat, lebte die Nation der Moscas, die schon einige Gesetze hatte; hier hatte die Civilisation bereits solche Fortschritte gemacht, daß man ohne Gefahr von einem Dorfe zum andern gelangen konnte. Der Ackerbau fing an, geehrt zu werden, das Eigenthum war heilig, in den Städten gab es bequeme Wohnungen, das Volk war anständig gekleidet. Das Oberhaupt von Cundinamarca, von den Spaniern König genannt, war nicht mit dem Glanz umgeben, welchen man an den Höfen von Tenochtitlan

und

und Cuzco sahe; doch war sein Hofstaat nicht prunklos. Die Religion hatte ihre Tempel, ihre Altäre; ihre Opfer, ihre Priester; unter allen Indianern dieser Länder, opferten die Moscas allein ihren Gottheiten, der Sonne und dem Mond, nichts als Vögel; aber sie verfehlten nicht, diese Thiere vorher einige Worte ihrer Sprache zu lehren, damit die getäuschten Gottheiten sie für Menschenopfer halten möchten. Sonst überall opferte man nur Menschen; junge Leute, die man ausdrücklich erzogen hatte, um bey diesen schrecklichen Festen geschlachtet zu werden, wurden oft zu sehr hohen Preisen verkauft.

Als in Europa die Kunde erscholl, man habe eine neue Welt gefunden, deren wildeste Einwohner goldene Hals- und Armbänder trügen, machten die Spanischen Soldaten, die des Kriegführens im alten Welttheile, wo nur geringe Beute zu machen war, müde waren, nebst den Mauren und Juden, die das Joch abschütteln wollten, das man ihnen neuerdings auferlegt hatte, sich auf, um ein neues Vaterland jenseits des Meeres zu suchen; aber überall an der Küste des Mexicanischen Meerbusens, wo sie sich zeigten, wurden sie von den Indianern zurückgewiesen. Daraus entstand eine solche Muthlosigkeit, daß die Spanische Regierung sich genöthigt sah, die Eroberung von Venezuela als ein Handelsgeschäft feil zu bieten. Deutsche Kaufleute unterzogen sich demselben, und brachten 1528 die Unterwerfung zu Stande; sie verübten alle Grausamkeiten, die man von solchen Eroberern erwarten konnte.

Man war Meister der Küsten geworden; man wagte es schon widerholentlich, Wohnungen im Innern aufzuschlagen; aber die in die Wälder geflüchteten Wilden kamen immer wieder und verbrannten sie. Die eingeschüchterten Coloni-

sten wagten sich kaum mehr aus ihren durch Holzpfähle geschützten Festungen von Erde heraus.

Da übernahm es die Religion, diesem Gemetzel ein Ende zu machen, und eine Eroberung zu vollenden, welche dem Schwert mißlungen war. Missionarien drangen in die Wildnisse, wo die Indianer sich versteckt hatten. Der größte Theil dieser friedfertigen Eroberer fiel als Opfer eines heiligen Eifers, aber denjenigen, die dem Tode entgingen, glückte es, eine Eroberung nach der andern zu machen. Jeden ihrer Siege bezeichnete eine Kirche von Stroh und Rohr; so drangen sie vor bis zum Ufer des Orinoco, und stifteten, vermittelst der von ihnen errichteten Asyle, welche die Wilden allmählig heilig zu halten gelernt hatten *), eine Verbindung zwischen diesem Strom und Venezuela.

Zu der nähmlichen Zeit erstieg ein Haufe Soldaten, den Eifersucht gegen Pizarro und Cortez angespornt, die Cordillera unter Anführung Quesada's, und unterwarf sich Königreiche. Entflammt durch die Erzählung vieler Indianer, die mit den Fingern nach dem Süden hinwiesen, und ihn versicherten, daß er in dieser Richtung ein reiches und mächtiges Reich finden werde, zog dieser Abenteurer im April 1536 aus Santa-Marta aus. Sechs hundert und zwanzig Mann zu Fuß, und fünf und achtzig zu Pferde begleiteten ihn. Seine leichten und schlechtgebauten Fahrzeuge konnten nur mit unendlicher Mühe die Magdalena hinaufkommen. Aber nichts war vermögend, den unternehmenden Mann zurückzuhalten: Schwierigkeiten vermehrten nur seinen Muth. Ein großer Theil seiner Gefährten kam vor Anstrengungen und Elend um. Mit den Uebrig-

*) Wodurch, sagt der Verfasser weiter unten. Uebers.

gebliebenen griff er die Indianer des Bezirks an, wo man nachher Velez gebaut hat, überwältigte sie, zog durch ihr Gebiet, und kam siegreich in die schönen Ebenen von Ibate und Bogota. Er fand daß man ihn nicht durch Mährchen getäuscht habe. Cundinamarca (so hieß das Land, das man nachher Santa-Fé genannt hat) war ein reiches Land. Es hatte eine Art Feudalverfassung, und wurde von Fürsten regiert, die den Titel Zipas führten; sie waren Freunde und Beförderer der Industrie, die bey ihrem Volk im Aufblühen war; ihre Tempel, ihre Paläste aus Stroh enthielten große Reichthümer.

So eroberten einige Wagehälse in Zeit von einem Jahr die Länder, welche man nachher das Vice-Königreich Neu-Granada genannt hat. Sie hatten keinesweges mit muthlosen oder ohnmächtigen Gegnern zu thun, aber die Spanier waren im 16ten Jahrhundert, wie die Franzosen im 19ten, glücklich und unüberwindlich.

Ueberall wo man hinkam, fand man bey den Indianern eine beginnende Civilisation. Die Habsucht der Spanier wurde dadurch nur gereitzt, ihre Eroberungen auszudehnen. Der schlechte Zustand der Wege, der Mangel an Lebensmitteln, die unerträgliche Hitze, die vergifteten Pfeile der Einwohner, nichts konnte ihren Unternehmungsgeist hemmen; neue Abenteurer warben in den Häfen des Mexicanischen Meerbusens Soldaten und zogen auf Eroberungen aus.

Benalcazar, anfangs Pizarro's Lieutenant und eben so brav wie er, ward Nebenbuhler seines Ruhms. Quito, Pasto, Popayan, das Thal Cauca unterwarfen sich ihm; er zog alsdann über den Quindiu und den Magdalenastrom, und kam in der Ebene Bogota an, als gerade Quesada die Eroberung des Landes vollendet hatte,

und ward einer der Stifter der Hauptstadt dieser reichen Besitzungen.

Wenn man die Geschichte dieser Expeditionen liest, wenn man die Schlachtfelder und die unüberwindlich scheinenden Orte betrachtet, wo die Spanier fochten, so hat man Mühe ihre unerhörten und schnellen Siege zu begreifen, besonders wenn man glaubt, was die ersten Geschichtschreiber von der ungeheuren Bevölkerung sagen, die man überall antraf; aber ihre Erzählungen sind offenbar übertrieben. Spanien war damals schon im Besitz der Küsten Afrika's; es hätte sie nicht verlassen, um Amerika zu erobern, wenn es nicht hier mit kleineren und weniger kriegerischen Völkern zu thun gehabt hätte. Den Eroberern kamen indessen die unter den Indianern herrschenden Uneinigkeiten zu statten; die Spanischen Anführer fanden überall Treulose, die sich gewinnen ließen, diese zeigten ihnen den Weg, und verriethen ihnen die Fallen, die man ihnen legte; die Weiber derselben dienten ihnen als Dollmetscher und Unterhändler.

Der Ort, wo man vorzüglich Truppen zu diesen Zügen warb, war St. Domingue, auf dieser Insel war damals die Zahl der Neger und Mulatten schon beträchtlich. Man bildete aus ihnen Regimenter für das feste Land. Man konnte keine bessere Soldaten für ein so brennendes Klima finden. Der unversöhnliche Haß gegen die Schwarzen, der sich bey den Indianern von Vater auf Sohn forterbt, rührt wahrscheinlich von diesem Umstande her.

Nachdem die Neger geholfen hatten, diese reichen Länder zu erobern, bediente man sich ihrer auch um sie zu bevölkern. Die Sieger hatten die Unvorsichtigkeit begangen, die Indianer, welche an einen langen Müßiggang gewöhnt, und

unfähig waren in den heißen Tropenländern zu arbeiten, zum Bau der Bergwerke und der Felder zu zwingen; diese, an und für sich nicht schwere Arbeit, war über die Kräfte dieser Unglücklichen; sie starben alle dahin. Daſſelbe würde geſchehen, wenn man in den Antillen die ſchwächlichen Weißen anhalten wollte, nur wenige Tage bey einer Sonnenhitze, an die ſie doch von der erſten Kindheit an gewöhnt ſind, die Erde auch nur leicht aufzurühren. — So gieng es im Americaniſchen Archipelagus, wo man nach zwey Jahrhunderten keinen Nachkommen der Ureinwohner mehr fand. Die Bewohner der Ebene von Venezuela wären ebenfalls vernichtet worden, wenn ſie ſich nicht in die Wälder des Orinoco geflüchtet hätten.

In den Bergländern rafften die Arbeiten des Ackerbaues die Indianer nicht dahin, weil dieſe Völker in einem Klima lebten, das ihren Kräften entſprach; auch hat ihre Zahl hier beträchtlich zugenommen.

Der Africaner allein konnte der Hitze der Tropenländer widerſtehen; er allein konnte zur Arbeit angehalten werden, ohne ihr zu erliegen. Man bat in Spanien um Erlaubniß, die heißen Länder mit Negern zu bevölkern. Der Madrider Hof trug lange Bedenken dieſes gefährliche Privilegium zu ertheilen; man bewog ihn dazu, indem man ſich auf die Stimme der Menſchlichkeit zu Gunſten der Indianer berief; man machte die Nothwendigkeit gelten, dieſe ungeheuern Länder, wo ſchon vor der Eroberung große Einöden häufig waren, zu bevölkern.

So wurden die Neger, welche beſtimmt waren den Americaniſchen Boden anzubauen, zuerſt als Sklaven in ein Land gebracht, das ſie einſt gemeinſchaftlich mit ihren Herren beherrſchen ſollten. Dieſe waren ohne Weiber gekommen; ſie nahmen anfänglich den Indianern, alsdann den Negern

die ihrigen. Diese Sklaven, welche in den Pflanzungen an einer Kette mit den Indianern arbeiteten, erhielten, ungeachtet der Antipathie, welche die Eingebornen gegen sie fühlten, indianische Weiber.

So ward die Bevölkerung von Venezuela, welche alle Merkmale eines Asiatischen Ursprungs an sich hatte, ganz buntscheckig; aber die weiße Farbe wurde als die vornehme angesehen, und die Weiber geizten nach der Ehre, ihren Kindern dieß schöne Erbtheil zu hinterlassen. Auf diese Art vermehrte sich in kurzem die Anzahl der weißen Mestizen, oder Kinder von Indianerinnen und Europäern, auf eine unglaubliche Weise. Ein großer Theil der Indianer vermischte sich so häufig mit den Weißen, daß sie aufgehört haben als Indianer zu existiren; daher man geglaubt hat, die Spanier hätten die Ureinwohner ausgerottet.

Zugleich vermehrten sich die schon aus gemischten Racen bestehenden Spanier, durch Verbindungen mit Negerinnen. Aber ungeachtet die Racen auf mancherley Art sich kreuzten, blieb doch der weißen Kaste die Ehre den Continent zu bevölkern, und die Zahl der Farbigen ist hier weit geringer als in den Antillen, wo die weiße Farbe die beständige Tendenz hat, in der schwarzen unterzugehen.

Die Spanier erbauten auf den Küsten, deren sie sich bemächtigt hatten, Forts, wo sie, vor Ueberfällen gesichert, bey dem ersten ernstlichen Angriff sich einschiffen konnten, aber von wo aus sie auch zugleich die Unterwerfung der inneren Provinzen vorbereiteten. Sie wählten zu ihren Niederlassungen überall eine gute Lage, indem sie dem Winke der Natur folgten, die ihnen von Entfernung zu Entfernung Stellen anbot, wo sie zugleich den äußeren Feinden, die ihre Eroberungen mit scheelen Augen ansahen, und den inneren, die zu spät daran arbeiteten, sie ihnen zu entreißen,

widerstehen konnten. Puerto-Cabello, la Guayra, vertheidigten Venezuela; Maracaibo den Eingang der Cordillera; Santa-Marta und Cartagena den reichen Ausfluß des Magdalenenstroms; San-Tome den Orinoco; Panama die Verbindung der beyden Meere. Auf verschiedenen Puncten der Küsten der Südsee errichtete man Flaggen; Spanien bedurfte nichts weiter, als dieses Merkmals der Besitznahme, um in unbekannten Gegenden seine Oberherrschaft zu behaupten.

So wie man im Innern der Länder weiter rückte, unterließ man nie, eine Kirche zu bauen. Man hatte den Indianern dadurch Ehrfurcht vor diesen Heiligthümern eingeflößt, daß man jederzeit denjenigen die nach einer verlornen Schlacht sich dahin flüchteten, das Leben schenkte. Die Kirchen dienten zugleich als Mittel, die Indianer aus ihren Wäldern zu locken, indem man ihre Neugierde durch die heiligen Ceremonien reizte; man weiß, daß die Spanier bey diesen Gelegenheiten immer viel Prunk machen.

Wenn man in einem, von feindselig gesinnten Nationen umgebenen Ort sich niederließ, so befestigte man zuvörderst die Wohnung des Geistlichen, das Dorf wurde durch einen Graben vor Ueberfällen gesichert; doch haben die Panches und Andaguis viele solche Niederlassungen zerstört. Diese beyden Völker, welche die Erfahrung über die Natur der Spanischen Unternehmungen aufgeklärt hatte, haben bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, einen hartnäckigen und blutigen Krieg mit den Spaniern geführt.

Obgleich die Niederlassungen in Neu-Granada täglich an Wichtigkeit zunahmen, so waren sie doch in einem armseligen Zustande. Die Kirchen allein hatten ein gewisses Ansehn, die Wohnungen bestanden aus Hütten von Erde und Stroh. Man schätzte sich wohlhabend, wenn man

eine Henne und einen Hahn besaß; eine Kuh, ein Stier, ein Pferd galten für eine Art Reichthum. Erst im siebzehnten Jahrhundert sah man in Bogota etwas feines Geflügel; man hat den Namen des Mannes der es dahin brachte, verewigt.

Die Lebensmittel waren also selten und theuer; man nährte sich gewöhnlich mit den Früchten der Erde, die sehr vervielfältigt wurden, weil niemand in's Land kam ohne Saamen mitzubringen. Man setzte eine Ehre darein, neue Früchte zu erzielen, und seinen Freunden vorsetzen zu können.

Nach Verfluß eines Jahrhunderts änderte sich die Gestalt des Landes. Man reutete Wälder aus, um Baumgärten anzulegen; in den schönen Wiesen an den Ufern der Flüsse gedieh die Viehzucht, man schaffte sich Pferde und Maulesel an; mit Hülfe dieser arbeitenden Thiere konnte man größere Dinge unternehmen, Wege bauen, und eine größere Anzahl von Dörfern anlegen, weil der Transport der Erzeugnisse des Feldes weniger kostbar geworden war.

Die Ortschaften vergrößerten sich, die erbärmlichen Befestigungen womit man sie ursprünglich umgeben hatte, ließ man verfallen. Im 17ten Jahrhunderte entstanden Städte; die vorzüglichste derselben, Santa Fé, erhob sich schnell zur Wichtigkeit einer Europäischen Stadt vom dritten Rang.

Die Zunahme der Bevölkerung heischte eine neue Eintheilung des südlichen Amerika. Im Jahr 1718 ward Neu-Granada, welches bisher von Peru abgehangen hatte, zu einem Vicekönigreich erhoben, und 1731 erhielten die Provinzen von Venezuela einen besondern Gouverneur.

So hatte sich also innerhalb eines Jahrhunderts aus der Vermischung mit den zerstreuten Stämmen von Men-

schenfressern, und mit afrikanischen Sklaven ein neues Spanisches Volk gebildet, das einerley Religion, einerley Regierung, dieselben Gesetze, dieselben Gewohnheiten hatte, und Eine Sprache redete; Spanien hatte nicht sowohl Colonien errrichtet, als Völker und Staaten erschaffen.

Die ersten Americanischen Colonisten waren Kaufleute, ehe sie sich dem Ackerbau ergaben; dieser Umstand war Schuld, daß die an der See gelegenen Städte zu einem viel größern Wohlstand gediehen, und bald einen beträchtlichern Umfang erhielten, als die Städte im Innern. Vorzüglich nahmen Cartagena und Panama an Reichthum und Volksmenge zu. Später erhoben sich im Innern Städte, die mit diesen beyden wetteiferten, und die ohne dem Wohlstand der Seestädte Abbruch zu thun, sie verdunkelten, als die Einwohner anfingen sich dem Ackerbau zu widmen. Nicht lange, so hatten Caracas, Santa-Fé und Quito keine Nebenbuhlerinnen mehr an dem ungesunden Gestade des Meeres.

Um den Ackerbau im Großen zu betreiben, bedurfte man Capitalien. Die Spanischen Kriegsleute zur Zeit der Eroberung, verschleuderten in kurzem was sie durch Raub erworben hatten. Juden und Mauren, die sich hatten taufen lassen, um die Erlaubniß zu erhalten, nach Amerika zu gehen, hatten die Beute wohlfeilen Kaufs erhandelt. Sie siedelten sich meistentheils in Popayan und Antioquia an, und ließen die Bergwerke bauen; aber statt wie ehemals Indianer zu dieser Arbeit zu zwingen, ließen sie mit großen Kosten Negern aus dem fernen Afrika kommen. Diese errichteten überall unterirdische Gänge, begnügten sich aber nach der in ihrem Vaterlande üblichen Methode, das Erz auszuwaschen.

Bald zeigten sich die Metalle in großer Menge, und

Spanien, welches durch die Eroberung von Mexico im Besitz der reichsten Silberminen war, die in der Welt existiren, erhielt nun aus Neu-Granada auch einen Ueberfluß an Gold. Man hatte eine Münze in Mexico errichtet, man legte eine zweyte in Popayan, und eine dritte in Santa-Fé an, und ungeachtet der schlechten Methode, welche die Neger befolgten, lieferte Neu-Granada doch jährlich für 2 Millionen Piaster Gold. Bevor die Münzstätten errichtet waren, schlug man nur Macuquinas, eine unförmliche Münze, ohne Rand und ohne Bild; ja jedermann konnte gegen eine kleine Abgabe dergleichen schlagen lassen*). Man glaubt gewöhnlich alles Gold von Süd-Amerika sey nach Spanien geflossen; dieß ist ein Irrthum. Im Gegentheil mußte ein großer Theil der Ausgaben im Lande mit Geld bezahlt werden, das man aus Mexico kommen ließ; aber dafür vermehrten und verschönerten sich auch die Städte, und der Ackerbau nahm überhand.

Man unterschied Colonial- und Europäischen Ackerbau. In geschickten Händen hätte der erste ungeheure Fortschritte machen müßen; Zucker, Caffé und Cacao gediehen vortrefflich; Indigo und Baumwolle waren einheimisch und wuchsen wild. Aber die Cultur wurde vernachläßigt. Caracas allein wandte Sorgfalt darauf, auch belief sich seine Ausfuhr auf den doppelten Betrag der Neu-Granadischen. Die Provinzen des Vice-Königreichs, welche großentheils aus kalten Ländern bestanden, hatten viel Geld und Mühe verschwendet, um unsere Getreidearten und unsere Früchte einzuführen; dieß war jedoch mit so wenig Umsicht geschehen, daß der Ertrag kaum für den eigenen Bedarf hinreichte; die Bäume, welche man der Natur überließ, trugen Früchte

*) Jove, Memoria al virey Samanon.

die äußerlich den Europäischen glichen, aber nicht ihren Geschmack hatten.

Die Industrie war in diesem Lande von sehr geringer Bedeutung; sie erstreckte sich bloß auf die Fabrication von baumwollenen Zeugen für die Kleidung des gemeinen Mannes; weiter durfte nichts im Lande gemacht werden. In diesem Puncte blieb die Regierung unerbittlich, obgleich Spanien selbst nur weniges fabricirte, und es also gezwungen war, den Bedarf seiner Amerikanischen Unterthanen fremden Nationen abzukaufen. Aber sein Prohibitions-System hatte nicht einen financiellen, sondern einen politischen Zweck; es sollte dazu dienen, die Herrschaft des Mutterlandes zu befestigen, und diesen Zweck hat es drey Jahrhunderte lang erreicht. Die Könige von Spanien beabsichtigten nie den Flor einer einzelnen Provinz; sie sahen in ihren Colonien nichts als Theile eines einzigen Staats; darum verboten sie den Weinbau in Quito, verstatteten ihn aber in Lima. Darum sah man in Chili Oelbäume; durfte aber in Buenos-Ayres keine pflanzen. Auf Verlangen Mexico's mußte Neu-Granada seine Silberbergwerke verschließen; Mexico, hinlänglich reich durch seine metallurgischen Arbeiten, hatte nicht die Vergünstigung sich der Industrie und dem Ackerbau zu widmen, weil es dadurch unabhängig von der Metropole geworden wäre.

Die schwache Bevölkerung, die Unwissenheit, die stille Sanftmuth der Einwohner, das Ansehen der Geistlichkeit erlaubten, jede beliebige Regierungsform einzuführen; aber um sie zu befestigen, fand man in den Entfernungen, in der schwierigen Communication schwer zu beseitigende Hindernisse; die geringste Empörung konnte eine Losreißung vom Mutterlande zur Folge haben. Das Mittel, welches man ergriff, ist ein Beweis von der Weisheit der Män-

ner, die Karln dem Fünften zu Rathe saßen. Beyde Völker waren monarchisch gesinnt, aber die Zügellosigkeit, welche vom Krieg, die Unabhängigkeit welche vom wilden Leben genährt wurde, hatten den Sieger, wie den Besiegten in eine Stimmung versetzt, die ihnen jedes Joch unerträglich machte. Beyde erkannten das Ansehen des Mutterlandes, und fühlten, daß sie seines Schutzes bedurften, jene um in Ruhe die Früchte ihrer Eroberung zu genießen, diese um ihr Schicksal zu verbessern; beyde wollten daher eine gemischte Regierung. So sicherte man den Einfluß des Siegers durch die Gewalt des Vice-Königs, während die Municipalverfassung dem Besiegten Schutz gewährte; beyden verlieh man durch die Errichtung der Audiencias Schirm gegen den Druck von Europa.

So entstand die Abtheilung des Landes in ein Vice-Königreich und eine General-Capitanie; und die Unterabtheilung in Intendanzen, Provinzen, Corregidorien, Commanderien und Missionen.

Die in Amerika errichtete Regierung konnte dem Schicksal aller menschlichen Institutionen nicht entgehen; sie wurde durch Mißbräuche entstellt. Die Municipalverfassung artete in eine tyrannische Oligarchie aus, weil die Zahl der unterrichteten Leute klein war. Die Mitglieder der Audiencias vergaßen ihren edlen Beruf, die Beschützer der Unterdrückten zu seyn, und wurden selbst Unterdrücker. Die Vice-Könige wurden betrogen oder ließen sich betrügen; sie hatten etwas wichtigeres zu thun, als ihre Pflicht zu erfüllen; sie mußten daran denken, ihr Glück zu machen. Der 1511 errichtete Castilianische Rath erließ oft unpassende Beschlüsse; wahrscheinlich weil er nicht gehörig unterrichtet war.

Trotz aller dieser Fehler stand der Coloß der Spani-

schen Herrschaft fest und unerschüttert; der Feind verheerte die Küsten, verbrannte die Seestädte, belagerte die Festungen, aber vermochte nicht, das Gebiet anzutasten. Wenn Anson triumphirend aus dem Südmeer kam, so mußte ein anderer Englischer Admiral, Vernon, Cartagena verlassen, und seine Schande auf seinen, mit zahlreicher Mannschaft besetzten Schiffen verbergen.

Spanien wachte sorgfältig über seine ungeheuren Gränzen, und ungeachtet seiner Unfälle und seines Verfalls, ließ es Amerika den Genuß des größten Theils der Schätze, welche sein Boden lieferte, damit dieses Land ungestört einer Ruhe genießen könne, welche das Mutterland nicht kannte; denn alle zwanzig Jahre sah sich dieses in einen Krieg mit England verwickelt, welcher keinen andern Zweck hatte, als das Capital zu zerstören, das die Halbinsel von Amerika zog.

Es ist gewiß eine merkwürdige, und in der Geschichte einzige Erscheinung, daß unter dem Schutze einer nicht großen Nation, der alle Industrie, aller Handel fehlte, die schlecht bewaffnet war, und eine schlecht organisirte Marine besaß, ein ganzer Welttheil einer dreyhundertjährigen ununterbrochenen Ruhe genossen hat. Nach dem ersten Jahrhundert waren alle Straßen sicher; die menschenfressenden Völker waren entflohen, oder hatten die Wohlthat der Civilisation angenommen; die Sitten waren zwar nicht rein, aber anständig. Die Religion, von allen Völkern geehrt, hatte die bürgerlichen Bande durch unauflösliche Sacramente geheiligt. In der Hauptstadt machten einige Trabanten die Wache des Vice-Königs aus; aber in den anderen Städten im Innern sah man keinen Soldaten. Waffen gebrauchte man nur um wilde Thiere zu erlegen. Die verschiedenen Provinzen standen in einer ungehinderten

Verbindung; nur zwischen Neu-Granada und Caracas war alle Gemeinschaft untersagt; die Regierung ahndete die ehrgeizigen Pläne der Thalbewohner, und wollte ihre Ausführung hindern. Die Auflagen waren sehr erträglich; kein Gesetz beschränkte die Schifffahrt auf den Strömen, den Fischfang, die Jagd, die Austrocknung der Sümpfe, die Urbarmachung des Landes. Wenn man nur das Eigenthum und die Rechte eines Dritten nicht verletzte, konnte man Wälder ausreuten, Flüsse ableiten, Thiere zerstören, kurz thun was Einem gefiel, ohne eine Abgabe zu bezahlen, und ohne eine Autorisation nachzusuchen.

Zweytes Kapitel.

Empörung der Provinz Socorro — Bewegung von 1794 — Spanische Vice-Könige — Empörung von Caracas i. J. 1810 — Empörung von Neu-Granada — der Vice-König Amar — Miranda — Bolivar — Monteverde unterwirft Caracas — Bolivar geht nach Curaçao — er verläßt diese Colonie — kömmt über Cartagena nach Caracas — wird geschlagen — ersteigt die Cordillera — bemächtigt sich der Stadt Santa-Fé — greift Castillo in Cartagena an — wird geschlagen — geht nach Jamaica — allgemeiner Ehrgeiz — Morillo unterwirft das Land.

Plötzlich erwachten die Amerikaner aus ihrem Schlafe und ihrer Unwissenheit, und dies Erwachen ist eine Begebenheit, welche die vorsichtige Politik der Spanier nicht vorhersehen konnte. Im Jahr 1781 empörte sich die Provinz Socorro; Gelegenheit dazu gab die unter dem Nahmen Alcavala bekannte Zoll-Auflage *).

*) Benedicto Domingues, Memoria. Manuscript.

Zum erstenmale ergriff das Amerikanische Volk die Waffen; die Empörer drangen bis vor die Thore von Bogota; man rückte gegen sie aus, aber der Erzbischoff, welcher allgemein geachtet war, ging ihnen entgegen, und es gelang ihm, durch seine Beredsamkeit den Tumult zu stillen. Die Provinz Socorro ward beruhigt und der Erzbischoff erhielt zur Belohnung dieser wichtigen Dienste die Würde als Vice-König. Indeß war man in Spanien nicht ohne Besorgniß; man dachte auf Mittel, die zahlreiche und unruhige Volksmenge von Socorro zu vermindern, ein großer Theil davon wurde in die ungesunden Küstenländer versetzt, wo er bald umkam.

Spanien glaubte seine alte Herrschaft wieder hergestellt; aber die Grundfesten des Gebäudes waren erschüttert; jeder Stoß, den das Vaterland litt, ertönte bis in das letzte Dorf von Amerika.

Im Jahre 1794 war die Gährung allgemeiner in Neu-Granada. Man hatte Kunde von den Begebenheiten in Frankreich; die Grundsätze, welche dieses Land zerrütteten, waren bis ins südliche Amerika gedrungen; man hatte die berüchtigten Rechte der Menschen heimlicherweise in Santa-Fé gedruckt. Dieß hatte für den Augenblick keine weitere Folgen; die Exemplare wurden verbrannt, und die Uebersetzer, zwey junge Leute, in Fesseln nach Spanien geführt.

Diese Maßregeln konnten die Gefahr verschieben, aber sie rotteten das Uebel nicht mit der Wurzel aus.

Die Nachricht, die man 1808 von der Gefangenschaft des Königs von Spanien erhielt, war ein Funken, der alle Köpfe in Flammen setzte. Es kamen im Nahmen von Joseph Buonaparte Französische Agenten, um in Caracas die Huldigung anzunehmen. Es lebe Ferdinand VII.!

schallte es ihnen allenthalben entgegen; man setzte zugleich die Beamten ab, die im Verdacht waren, es mit den Franzosen zu halten. Dieß war das Zeichen der Unabhängigkeit, denn die tollkühne Unternehmung Miranda's im Jahr 1806 hatte keine andere Folge, als die momentane Besitznahme einiger Plätze; er wurde gar bald aus seinen ephemeren Eroberungen vertrieben, und es blieb ihm kaum so viel Zeit sich nach Trinidad zu retten.

Unglaubliche Nachlässigkeit! Spanien hatte das Commando seinen Provinzen lauter stumpfsinnigen und verzagten Greisen anvertraut. Ihre Truppen waren durch den langen Frieden der Strapazen des Kriegs ungewohnt geworden; man gewann sie mit Geld; da viele von ihnen eingeborne Amerikaner waren, so ließen sie sich von ihren Angehörigen verführen; kurz Alle vereinigten sich Spanien zu verrathen. Schon im Jahre 1809 empörte sich Quito, und man hatte Mühe gehabt, diese Stadt wieder zum Gehorsam zu bringen; 1810 war sie wieder die erste, welche die Fahne des Aufruhrs aufsteckte, ohne daß doch diese Bewegung auf den Rest der Provinz Einfluß gehabt hätte.

Ganz anders in Caracas; hier brach der Aufruhr den 19. April 1810 aus; man rechtfertigte ihn durch ein Manifest. Man hatte keinen andern Zweck, hieß es, als sich gegen die Anmaßungen Europa's zu decken; die Intriguen des Französischen Cabinets, und die Absichten, welche die Central-Junta vielleicht habe, zu vereiteln; den politischen Charakter zu retten, und so viel möglich die rechtmäßige Spanische Dynastie zu unterstützen; Ferdinand VII., wann er aus dem Gefängniß käme, behülflich zu seyn; den Ruhm des Spanischen Nahmens zu erhalten, und den Flüchtigen aus dieser großmüthigen Nation

tion eine Freystätte anzubieten. Die zweydeutigen Ausdrücke: Anmaßungen Europa's, und politischer Charakter, verrathen die geheime Absicht der Verschwornen *).

Nicht lange, so brach in Santa-Fé die Revolution aus. Als man hörte, ganz Spanien sey von den Franzosen unterjocht, war es nicht mehr möglich die Bewegung zu hemmen. Die Einwohner der Stadt ergriffen die Waffen, unter dem Vorwande, Buonaparte habe Truppen nach Neu-Granada beordert. Den 23. Julius 1810 bildete sich eine Junta; diese erklärte, sie erkenne Ferdinand VII. als Beherrscher von Cundinamarca, denn man gab dem Vice-Königreich diesen seinen alten Nahmen wieder. Zugleich sandte man einen Courier nach Caracas, mit der Aufforderung, den Beschlüssen beyzutreten. Jetzt verrieth Caracas seine geheime Absicht; es erklärte, es werde nie einen König anerkennen, und sich nur derjenigen Regierung unterwerfen, welche seine Repräsentanten einrichten würden.

Ehe noch die Einwohner von Santa-Fé von dieser Antwort Kunde erhalten hatten, waren die früheren Beschlüsse schon über den Haufen geworfen.

Der Vice-König Amar, ein Mann von einem sanften Charakter, verstand nicht die Maßregeln zu ergreifen, welche die Umstände erheischten. Ein Streit, der zwischen einem Creolen und einem Spanier ausbrach, gab Gelegenheit die Gemüther zu erbittern; es entstand ein Tumult, der Vice-König ward ins Gefängniß geschleppt, aber, wie die Launen des Volks unbeständig sind, nach zwey Tagen wieder an die Spitze der Regierung gestellt.

*) Man sehe das in London 1812 gedruckte Journal: el Español

Endlich ergriff man ihn jedoch zum zweyten Mal in seinem Palast, den 15. August, und schickte ihn nach Cartagena, unter dem Vorwand, er habe Amerika an Buonaparte zum Preis von zwey Realen für jeden männlichen und einen für jeden weiblichen Kopf, verkaufen wollen; darüber waren die Weiber so ergrimmt, daß sie die Vicekönigin persönlich mißhandelten.

Die Nachricht von dieser Revolution verbreitete sich schnell in allen Provinzen; eine jede hatte nichts eiligeres zu thun, als sich unabhängig zu erklären, einen Congreß, Volksrepräsentanten, Minister und einen Präsidenten zu ernennen. Man sah einundzwanzigjährige Minister, und vierundzwanzigjährige Präsidenten. Ueberall bemächtigte sich eine unerfahrene und unbesonnene Jugend der höchsten Gewalt.

Ein achtungswerthes Beyspiel in der Amerikanischen Revolution gaben die verschiedenen Vicekönige; Alle entfernten sich; keiner griff nach dem Scepter, den man ihnen ohne Zweifel anbot.

Man begreift nicht gleich, wie es zuging, daß Leute, welche im Namen Ferdinand VII. zu den Waffen gegriffen hatten, sich so plötzlich gegen ihn erklärten. Aber die Männer, die sich überall an die Spitze der Empörer gestellt hatten, gehörten zu den ersten Classen; diese Leute waren nicht zufrieden mit den Titeln und Ehrenbezeugungen, die man mehr ihrem Reichthum, als ihrem Verdienst hatte zu Theil werden lassen; sie glaubten sich berufen, aus Amerikanischen Unterthanen Souverains zu werden *). Gewohnt, die Günstlinge des Monarchen als

*) Eine der Ursachen, warum die Spanische Monarchie in Amerika nicht wie die Karolingische in ihrem Verfall, eine Feu-

seine Herren anzusehen, gehorchte das Volk blindlings ihrer Leitung. Eben so sah es, sobald man es einer militärischen Verfassung und einer gewissen Disciplin unterwarf, seine Lieutenants, seine Hauptleute und seine Obersten, die von einem Dutzend Menschen ernannt worden waren, als seine rechtmäßigen Befehlshaber an. Mehrere Jahre kannte es keine anderen; es gewann sie lieb, weil sie im Tone des Enthusiasmus redeten, und weil sie abwechselnd bald durch das Ansehen, welches sie sich angemaßt, bald durch das modische Losungswort, Ruhm der Amerikaner, auf ihre Untergebenen wirkten; denn man fing jetzt an, Amerikaner und Spanier zu unterscheiden, und von einer Amerikanischen Nationalehre zu sprechen. Daher ward es auch nicht schwer, das Volk dahin zu bringen, daß es eine andere Nationalfarbe annahm, als das Mutterland.

Nach dem Frieden von 1814 in Europa, erschienen die Spanier wieder in Amerika. Sie verließen sich zu viel auf ihre Stärke, und verschmähten es, die Häupter der Factionen zu gewinnen; statt mit Unterhandlungen anzufangen, machten sie sogleich von ihren Waffen Gebrauch. Die Amerikanischen Demagogen benutzten diesen Mißgriff; sie überredeten ihre Leute, auf der Halbinsel sey ihr Untergang beschlossen worden, und reizten sie, sich zu vertheidigen. So wurde die eine Partey als Rebellen, die andere als

---

dalregierung wurde, war diese: In Amerika gab es keine festen Schlösser, wie diejenigen, worin der Europäische Adel sich einschloß, und von wo er den Königen trotzte. Mit Ausnahme der Seestädte, sind alle Amerikanischen Städte offen. Verf. (Es wird jedem Leser dieser Note, wie dem Uebersetzer, auffallen, daß sie eine, zum mindesten schiefe Ansicht vom Ursprung der Lehnsverfassung aufstellt, aber es ist hier der Ort nicht, sie zu berichtigen.)

Feinde angesehen; die Sache Ferdinands VII. wurde allgemein verlassen.

Miranda war im Jahre 1811 wieder nach Caracas gekommen; es wurde ihm nicht schwer, das Commando über die dortigen Truppen zu erhalten. Eine Expedition, die er an der Spitze derselben unternahm, mißlang, und er mußte sich nach La Guayra flüchten, um sich auf einer Englischen Corvette einzuschiffen, die seiner in diesem Hafen wartete. Der Gouverneur von la Guayra war seine Creatur; er glaubte sich daher bey ihm sicher; aber er betrog sich. Die Officiere der Garnison beschlossen, durch die Auslieferung Miranda's sich von dem Spanischen General eine günstige Capitulation zu verschaffen. Ihre Treulosigkeit gelang; Miranda wurde von den Spaniern aus einem Gefängniß in das andere geschleppt, und starb zuletzt zu Cadix.

Der Ausbruch des feuerspeyenden Berges Cotopaxi, der im Jahre 1533 gleichzeitig mit der Ankunft der Spanier Statt hatte, verursachte bey den Indianern ein großes Schrecken, wovon die Eroberung von Quito durch die Spanier eine Folge war. Zweyhundert neun und siebenzig Jahre später, 1812, verschaffte ein ähnliches Phänomen den Spaniern einen glänzenden Sieg. In dem schrecklichen Erdbeben, welches Caracas den 26. März dieses Jahrs verwüstete, sah das Volk die Hand Gottes, der die Empörer züchtigte. Es flehte um Verzeihung, versprach Gehorsam, und Monteverde eroberte ohne viele Mühe Venezuela.

Man fühlte sich glücklich, wieder unter dem Mutterlande zu stehen, als Monteverde plötzlich vergaß, daß er seinen Sieg der Milde verdankte, mit der er anfänglich verfuhr, und nun die Söhne der besten Familien, die an

der Empörung Theil genommen hatten, ins Gefängniß warf; diese Handlung verbreitete große Bestürzung in der Provinz, und gab einen neuen Vorwand zur Insurrection.

Unter dem Schutz der Engländer, die damals Meister von Caracas waren, wurde diese Colonie der Mittelpunkt, von welchem die Umwälzung des Spanischen Amerika ausging; doch waren die Engländer schon müde geworden, viel Geld daran zu wenden. Sie hatten die Sache ihrem natürlichen Gang überlassen. Damals lebte Bolivar in Curaçao unter ihrem Schutze. Die von Monteverde begangenen Fehler weckten seinen schlummernden Ehrgeiz. Er dachte sich die Möglichkeit, mit Hülfe der Engländer und durch Aufopferung seines ansehnlichen Privatvermögens die Provinzen zu erobern, die unter Monteverde's Tyranney seufzten, und er faßte den Entschluß, der Washington dieses Landes zu werden.

Mit funfzig Abenteurern nahm er den Weg nach Cartagena. Er ging über Monpox, Ocaña und Cucuta, stieß auf den Spanischen General Correa, und schlug ihn; je weiter er vorrückte, desto mehr vergrößerte sich sein kleines Heer durch Zulauf; er hatte die Kühnheit, mit demselben vor Valentia zu erscheinen. Hier fand er Monteverde, mit welchem er sich in ein Treffen einließ. Das Glück begünstigte ihn, Monteverde wurde geschlagen und floh nach Puerto Cabello, wo er sich mit dem Rest seines Corps einschloß. Valentia öffnete seine Thore dem Sieger; er hielt sich hier nicht lange auf; im August 1813 zog er in Caracas ein; von da kehrte er bald nach Valentia zurück.

Sobald Bobes, welcher 1000 Mann Cavalerie hatte, von Monteverde's Niederlage Kunde erhielt, marschirte er gegen Bolivar, und schlug ihn in die Flucht.

Caracas ward wieder Spanisch. Bolivar ließ sich nicht abschrecken; er suchte nicht Zuflucht in den Wäldern des Orinoco; er erstieg die Cordillera; in Tunja, wo er Schutz suchen wollte, fand er Gelegenheit zu neuen Siegen.

Ein jüngerer Demagog, Narino, war in das Königreich zurückgekommen. Sein Name war so berühmt geworden, daß man seiner gewandten Hand die Leitung der Volksbewegung überließ. Alle Glieder der Regierung von Santa-Fé hatten sich entfernt, nachdem sie in seine Hände die Dictatur gelegt hatten, die das Ziel seines Bestrebens war.

Da jede Provinz ihren eigenen Congreß hatte, so erstreckte sich Narino's Gewalt nicht außer Santa-Fé; aber dieß war ein zu beschränkter Schauplatz für seinen Ehrgeiz; er sandte daher unter Barraia's Befehl eine Armee aus, um seine Herrschaft in Tunja und Socorro, wo viele Freunde des Föderativsystems waren, anerkennen zu lassen. Aber er hatte sich Treulosen anvertraut. Seine Soldaten und ihr Anführer ließen sich von dem Congreß in Tunja bestechen, entzogen sich seinem Gehorsam, und marschirten gegen ihn. Sie schlugen, 5000 Mann stark, ihr Lager auf dem Berge Moncerrato auf; am Fuße desselben stand Narino mit 2000. In dieser Lage erbot er sich, abzudanken, wenn man ihm eine Capitulation verwilligte. Man verweigerte stolz seinen Vorschlag. Als der kleine Haufe der Anhänger des Dictators von Santa-Fé diese Antwort vernahm, bemächtigte sich ihrer Wuth und Verzweiflung. Narino benutzte ihre Stimmung, und führte sie gegen die Verräther, die er auseinander sprengte. Triumphirend zog er in Santa-Fé ein.

Diese Stadt, seit drey Jahrhunderten die Hauptstadt

eines großen Reichs, wollte nicht an der Eidgenossenschaft Theil nehmen, welche die übrigen Provinzen errichten wollten; bey einer Bundesverfassung hätte sie den bis dahin behaupteten ersten Rang eingebüßt. Vergeblich berief sie sich auf ihre Lage, ihren Reichthum, die Dienste, die sie der Sache der Unabhängigkeit geleistet; die Provinzen wollten sie nicht als Mittelpunkt der Regierung anerkennen.

Barraia's Niederlage hatte dem Congreß in Tunja einen großen Schreck eingejagt, aber Narino verstand nicht seinen Vortheil zu benutzen; der stürmische Congreß von Tunja hingegen ergriff eine günstige Gelegenheit, den Mann los zu werden, vor dem er sich fürchtete. Quito, welches schon ein Jahr früher, als Neu-Granada sich aufgelehnt hatte, war den Spaniern wieder in die Hände gefallen, und ein gleiches Schicksal stand Pasto bevor. Man bot Narino am 9. Januar 1813 das Commando der Armee an. Der Dictator wußte sehr wohl, daß er nur durch Hülfe einer Armee, die er durch die Bande des Sieges an sich gefesselt haben würde, auf den Thron steigen könne; er nahm daher das Anerbieten an, zog aus, schlug die Spanier in zwey Gefechten; im dritten erlitt er eine vollkommene Niederlage.

Bey seinem Ausmarsch hatte er kluge Maßregeln ergriffen, um sich die Herrschaft zu sichern. Er hatte seinen Oheim, Alvarez, der ein großer Feind von Congressen und Föderationen war, an die Spitze der Regierung gestellt. Als man in Santa-Fé erfuhr, daß Narino, nach dem Verlust seiner Armee, den Feinden in die Hände gefallen sey, versuchten die Demagogen eine neue Bewegung; Alvarez wußte sie im Zaum zu halten, aber ein neuer, weit furchtbarerer Feind schlug ihm die Waffen aus der Hand.

Wir haben gesagt, daß im J. 1814 Bolivar, nach seiner Niederlage durch Bobès, sich nach Tunja flüchtete. Wenige Soldaten begleiteten ihn. Er bot dem Congreß, dem vor Alvarez bange war, an, gegen den Oheim des Dictators zu marschiren. Man willigte in den Vorschlag und gab ihm noch einige Truppen. Alvarez schickte ihm ein Corps entgegen; es ward geschlagen. Bolivar verlor keinen Augenblick; er verfolgte seinen Sieg mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er in den Straßen von Santa-Fé war, als man glaubte, er und seine Armee steckten noch in den Gebirgen.

Die Eroberung dieser Stadt kostete Blut; die Soldaten in Alvarez Corps liebten Narino. Allein nach drey Tagen mußten sie weichen, und Alvarez, aller Vertheidigungsmittel entblößt, legte in Bolivars Hände eine Dictatur nieder, welche sein Neffe, zugleich mit seiner Freyheit, in den Gebirgen von Pasto verscherzt hatte.

So sah man im neunzehnten Jahrhundert die Wiederholung der Kriege zwischen Spanischen Abenteurern, wie sie zur Zeit der Eroberung Statt gehabt hatten. Dieser erste Einfall der wilden Völker der Ebene in die Cordillera machte die ruhigen Einwohner der letztern sehr bekümmert; sie sahen sie als den Vorboten des Unheils und der Kriege an, die einst von daher über sie kommen werden.

Bolivar war für seine Mitbürger in Caracas ein Gegenstand des Hasses; oder vielmehr sie beneideten sein Glück; in Bogota, das er sich unterworfen hatte, war er eben so wenig geliebt, weil man hier seit langer Zeit gewohnt war, die Einwohner von Caracas als Fremde zu betrachten. Als er daher 1815 in Santa-Fé eine beträchtliche Summe forderte, um gegen seinen persönlichen Feind, den in Cartagena eingeschlossenen Castillo zu marschiren,

bewilligte man sie ihm gern. Der Bürgerkrieg entspann sich unter den Mauern von Cartagena. Hier verließ Bolivarn sein Glück; seine Truppen liefen auseinander. Er mußte sich glücklich schätzen, daß ihm verstattet wurde, ins Exil zu gehen; er schiffte sich nach Jamaica ein und begab sich von da nach St. Domingue. Ein Holländer erbot sich, ihn mit seinem ganzen Vermögen zu unterstützen, dieß bewog ihn, wiederum auf das feste Land zurückzukehren; er stieg zuerst bey der Insel Margarita aus, ging von da nach Guyana, und fuhr fort, in diesen Wüsteneyen mit den Generalen, die von Caracas gegen ihn ausgesandt wurden, den kleinen Krieg zu führen.

Alle diese Gefechte und Siege, diese gesetzgebenden Versammlungen in den Provinzen, hatten den Ehrgeiz von einer Menge Menschen rege gemacht. Ein Jeder wollte Dictator werden, Einer dem Andern die höchste Gewalt aus den Händen reißen, und Alles war in der größten Bewegung, als Morillo, mit einem Corps wohldisciplinirter Truppen aus Spanien, vor Cartagena erschien. Diese Festung wurde tapfer vertheidigt, aber die Europäische Taktik siegte; die Columbier wurden geschlagen und die Thore von Cartagena öffneten sich dem Sieger.

Noch hatte man in diesen Gegenden eine hohe Achtung für Spanien; ihr, und seiner unerschütterlichen Festigkeit, dankte Morillo das Gelingen seiner Unternehmung. Alle Parteyen verschwanden vor dem Namen des Mutterlandes. Morillo marschirte gegen die Hauptstadt; diese, aller Vertheidigung entblößt, empfing ihn mit Frohlocken.

Die Freude verwandelte sich aber bald in Trauer. Im Spanischen Cabinet herrschte ein unseliger Irrthum; man glaubte, der Französische National-Convent habe seine außerordentlichen Erfolge dem im J. 1793 eingeführten

Schreckenssystem verdankt. Dieses Beyspiel beschloß man in Amerika nachzuahmen, und so wurden die größten Greuel begangen, um den Insurgenten Furcht einzujagen.

Der bey dem Spanier eingewurzelte Nationalstolz täuschte die aus Europa gekommenen Soldaten; sie glaubten, den Amerikanern fehle es an Kraft und an Muth; sie behandelten sie daher eben so verächtlich, als ehemals Quesada, Pizarro und Cortez die Indianer behandelt hatten. Aber die Zeit hatte sich geändert; statt schlechtbewaffneter Halbwilden, die der bloße Anblick eines Spaniers in Furcht gejagt hatte, fanden sie jetzt eine zwar sanfte, aber muthige Menschenrace, die ihren Werth fühlte und sich den Menschen der andern Hemisphäre gleich achtete. Je mehr Amerikaner Morillo erschießen ließ, je allgemeiner wurde das Mißvergnügen. Die Amerikaner hatten gehofft, die Spanier würden dem milden und väterlichen System treu bleiben, welches sie drey Jahrhunderte lang befolgt hatten; aber die Spanier hatten sich in Henkersknechte verwandelt; — man hatte gehofft, diese würden die Männer, welche sich durch Kenntnisse auszeichneten, mit der Achtung behandeln, auf die das Verdienst Anspruch machen kann; aber sie erfuhren, daß man im Mutterlande Kenntnisse und Bildung als ein todeswürdiges Verbrechen ansehe. Nachdem die Spanischen Generale ihren Blutdurst gelöscht und ihren Stolz befriedigt hatten, indem sie sich an Denen gerächt, welche es gewagt, sich Spaniern gleich zu achten, glaubten sie nun nichts mehr von dem Reste der Einwohner zu fürchten zu haben. Das Schweigen des Schreckens täuschte sie; sie hielten es für Unterwürfigkeit und lebten in vollkommener Sicherheit.

Drittes Kapitel.

Der Vicekönig Samanon — Spanische Soldaten — Amerikanische Soldaten — Bolivar zieht wieder in Santa-Fé ein — er geht nach Quito — und nach Guayaquil — Charakter der vorzüglichsten Generale.

Nach der Eroberung von Neu-Granada war Morillo's Absicht auf Venezuela gerichtet. Die Ruhe schien ihm im J. 1817 in der Hauptstadt hinlänglich gesichert zu seyn, um sie verlassen zu können. Er übergab die Regierung den Händen des Vicekönigs Samanon. Dieser vom Alter abgestumpfte Mann kannte nichts Besseres, als das barbarische System von Proscriptionen, welches ehemals den Nahmen des Herzogs von Alba gebrandmarkt hat; ihm war alles verhaßt, was nicht in seinen gewöhnlichen Ideengang paßte. Mit solchen Gesinnungen war es natürlich, daß er, statt den Hinrichtungen Einhalt zu thun, die Zahl der Schlachtopfer, und zugleich die der Feinde des Mutterlandes vermehrte. Eine Menge Amerikaner, welche fürchteten, auf die Proscriptionslisten gesetzt zu werden, flüchteten in die Ebenen, wo Santander Soldaten aus ihnen machte *).

Morillo fand in Caracas einige aus Europa gekommene Truppen. Da ihm wohl bekannt war, daß seine

*) Jove Memoria manuscr.

Armee in der Ebene gegen die Wilden, die sie bewohnen, mit zu viel Nachtheil würde zu kämpfen haben, wollte er nicht in die Waldungen des Orinoco eindringen, wo er auf Bolivar gestoßen wäre, und vielleicht eine Niederlage erlitten hätte. In diesem Kampfe waren es nicht mehr die alten Spanier und die alten Amerikaner, die mit einander stritten; beyde Völker hatten ihre Rollen gewechselt. Wenn die Amerikaner des neunzehnten Jahrhunderts in Muth und Geschicklichkeit den Amerikanern des funfzehnten Jahrhunderts weit überlegen sind, so tritt nicht derselbe Fall bey den Spaniern ein. Hitze, Durst, Schwierigkeit der Wege, welche ihre Väter ertrugen, waren über die Kräfte der entarteten Nachkommen. Ihnen fehlte die Stärke des Temperaments, der brennende Eifer, die unüberwindliche Tapferkeit, welche ihre Ahnen dem in ihren Adern wallenden Blute der Mauren verdankten; sie konnten die Hitze der Sonne nicht ertragen; ihre in eine enge Bekleidung verschlossenen Füße waren auf dem Marsche alle Augenblicke blutrünstig, und zwangen sie, liegen zu bleiben. Ihre Waffen waren zu schwer für ihre Kräfte; sie bedurften oft frischer Lebensmittel, und folglich Magazine; sie hätten verhungern müssen, wenn ein neuer Cortez seine Flotte verbrannt hätte.

Die Amerikaner hingegen gingen barfuß, begnügten sich für ihre Nahrung mit einigen Pisangfrüchten, brauchten nicht durch starke Getränke ihre Geister zu ermuntern. Wenn sie solche mit sich führten, so geschah es bloß, um die Englischen Soldaten, die unter ihrer Fahne fochten, zu Zeiten zu stärken. Pferde und Schießgewehr hatten längst aufgehört, für sie Gegenstände des Schreckens zu seyn; sie selbst bedienten sich derselben mit vieler Geschicklichkeit. Gewohnt, in den Wäldern Jagd auf reißende

Thiere oder auch auf ihre eigenen halbwilden Herden zu machen, hatten sie gelernt, wie man Gefahren entfliehen, oder sie mit Muth bestehen kann. Oft brauchten sie keine andere Waffen, als diejenigen, welche ihnen bey der Jagd dienen, eine Lanze und einen Fallstrick.

Vielleicht hätte Spanien wohlgethan, seine Armeen in den Inseln oder auf den Küsten Afrika's zu vervollständigen, um nicht seine eigenen Söhne einem Klima auszusetzen, das für das Europäische Temperament viel zu heiß ist. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Europäische Truppen nur unter dem gemäßigten Klima der Cordillera zu gebrauchen sind; so oft die Spanier in die Thäler herabkamen, flohen die Tapfersten wie feige Memmen.

Um den Verlust zu ersetzen, den sie täglich erlitten, wollten die Spanischen Generale die Eifersucht benutzen, welche die Amerikaner gegen einander hegen; sie nahmen also Eingeborne in die Reihen der Soldaten auf, welche für die Sache Europa's streiten sollten. Aber sie verstanden es nicht, diese Leute zu gewinnen; sie hätten sich bemühen sollen, in den ehrgeizigen Gemüthern derselben das Gefühl des heimlichen Widerwillens auszulöschen, mit welchem sie die Ankunft der Europäer sahen. Wie hätten sie dieses Gefühl unterdrücken sollen, da die Europäer sie der Rechte beraubten, die sie sich angemaßt hatten, und, da sie sich in allen Stücken zurückgesetzt sahen? So sind sie z. B. in der Armee von den Spaniern nie als ihres Gleichen behandelt worden. Dagegen zeigte man ihnen deutlich, daß man einen geringen Werth auf ihre Mitwirkung lege; selten wurde der Diensteifer erkannt, noch seltener belohnt; man meinte immer, sie hätten noch nicht genug gethan, und forderte noch mehr Anstrengungen, die man doch nachher für unbedeutend ausgab. Statt sich zu be-

mühen, den Unterschied zwischen Amerikanern und Europäern, zwischen Weißen und Schwarzen, aufzuheben, schien man die Linie der Absonderung noch schärfer ziehen zu wollen. Mehrere ungebildete und unwissende Spanische Officiere machten sich ein Vergnügen daraus, durch Beleidigungen ihre Verachtung für Diejenigen zu zeigen, welche sich durch geleistete Dienste den Grad von Unter-Lieutenants erworben hatten.

Bolivar war ein Einheimischer; unter seiner Fahne kämpften die Soldaren gern; seine Generale, ehemals seines Gleichen, hatten die Eifersucht überwunden, die seine Erhebung ihnen anfänglich eingeflößt hatte. Die Worte: Unabhängigkeit und Freyheit, waren ihnen zu neu, als daß sie den Sinn derselben hätten fassen sollen; aber sie hingen an Unterscheidungszeichen, und Bolivar war eben so erfinderisch, immer neue zu ersinnen, als umsichtig in der Vertheilung. Der Ueberfluß herrschte im Lager der Spanier; die Amerikaner litten an Allem Mangel, und doch gab es bey ihnen selten Ausreißer. Von Haus aus an Mangel gewöhnt, ertrugen sie ihn geduldig. Anfänglich wurde es ihnen schwer, gegen Spanier von Angesicht zu Angesicht zu kämpfen; bald aber lernten sie das Geheimniß, sie zu besiegen. Sie kannten alle Wege, überall fanden sie Brüder; im Augenblick der Gefahr versteckte man sie; überhaupt wurden sie besser bedient. Ihre Pferde, an ihre Art zu reiten gewöhnt, waren leichter zu lenken; wie ihre Herren, konnten sie langes Fasten vertragen. Ihre Waffen waren wenig kunstreich, aber Gewandtheit machte sie furchtbar. So wie sie, waren auch die Anführer von einer übertriebenen Thätigkeit; da sie aber auch die Gewohnheiten, die Spiele und die Sitten ihrer Untergebenen kannten, so hüteten sie sich wohl, ihnen durch eine strenge

Disciplin zu viel Zwang anzuthun; sie behandelten sie als Kameraden, und nahmen Theil an ihren Vergnügungen.

In der Behandlung seiner Soldaten zeigte sich Bolivar als Meister; seine enthusiastischen Anhänger verglichen ihn mit Cäsar; er glich vielmehr Sertorius. Wie dieser, hatte er es mit wilden Völkern zu thun; wie dieser, hatte er eine mächtige und kriegerfahrene Nation zu bekämpfen. Auch der Schauplatz, auf welchem Beyde auftraten, hatte Aehnlichkeit; durch die Schwierigkeit der Wege und die Höhe der Berge, glich Amerika dem alten Hispanien. Wie Sertorius, verstand Bolivar seine Feinde durch rasche Märsche in Verwirrung zu bringen, so wie durch unerwartete Angriffe und durch die Schnelligkeit, mit welcher er floh, wenn das Glück ihm ungünstig war; dadurch wurde es ihm so leicht, sich von seinen Niederlagen bald wieder zu erholen. In den Gebirgen war seine Thätigkeit nicht geringer, als auf der Ebene; überall gab er das Beyspiel der Mäßigkeit und Nüchternheit. So gelang es ihm, seinen kleinen Haufen zu vervielfältigen.

Nicht durch Taktik allein unterschied er sich von den Spaniern; sein ganzes Betragen zeichnete ihn aus. Er gewann die Herzen seiner Feinde, durch die Menschlichkeit mit welcher er die Ueberwundenen und Ueberläufer behandelte; durch dieß Mittel gerade verstärkte er seine Macht. Die Geistlichen stellten für ihn Gebete an, weil er ihr Amt ehrte; da hingegen die Spanier in ihren Kriegen mit den Franzosen sich angewöhnt hatten, die Priester mit Uebermuth zu behandeln. Die Lobsprüche, die er der Tapferkeit und den Einsichten seiner Amerikaner bey allen Gelegenheiten ertheilte, erbitterten sie noch mehr gegen die Spanier, von denen sie verachtet wurden.

Morillo (denn dieser General hat uns Gelegenheit

zu dieser langen Abschweifung gegeben) wollte einen Anführer, dem die Natur dieselben Talente verliehen, durch welche Wilhelm von Nassau die Holländer von der Tyranney Philipps II. befreyte, nicht in den Wüsteneyen des Orinoco aufsuchen. Er richtete seine Waffen gegen die Insel Margarita, die von 15,000 Farbigen bewohnt war, und wo ein sehr braver Officier, Irismendi, das Commando hatte. Morillo scheiterte an seiner Unternehmung gegen dieß Bollwerk der Amerikanischen Unabhängigkeit. Sein Corps wurde völlig geschlagen. Er mußte nach Caracas zurückkehren, wo er lange über die Unthätigkeit seufzte, in die ihn sein Zustand versetzte; seine Soldaten waren fast alle im Kampfe oder in den Hospitälern umgekommen.

Endlich führte ihm der Brigade-General Canterach eine Verstärkung von 3000 Mann aus Spanien zu; er hielt sich jedoch nicht für stark genug, die Offensive zu ergreifen; aber als er im Jahr 1818 sich in Calabozo aufhielt, überfiel ihn Bolivar, der seit mehreren Monathen in den Ebenen von Casanare *) herumschweifte, nächtlicher Weile, und jagte ihn bis an die Thore von Valentia. Hier erhielten die Spanier Verstärkung, wandten sich wieder gegen Bolivar, schlugen ihn und zwangen ihn, in die Provinz Casanare zurückzukehren. Hier fand er neue Soldaten; den wilden Einwohnern dieser Ebenen konnte nichts Angenehmeres begegnen, als eine Aufforderung, am Kriege Theil zu nehmen. Diese Hirten, deren fast wilde Herden keines Führers bedürfen, waren stets bereit zu marschiren, wenn es Beute gab.

Im

*) Zwischen den Flüssen Meta und Apure. Uebers.

Im Jahre 1819 bot ihnen Bolivar die Plünderung von Santa-Fé an. Sogleich zogen sie über die mit Eis bedeckten Paramos der Cordillera; bey Sogamoso stießen sie auf die Avant-Garde des Vice-Königs, der auf die Nachricht von Bolivars Anzug ihm Truppen entgegengeschickt hatte. Bolivar erhielt eine Schlappe, die ihn jedoch nicht veranlaßte, seine Unternehmung aufzugeben. In der Dunkelheit der Nacht entwischte er dem Spanischen General Barreira, ließ ihn hinter sich, und eilte Santa-Fé zu. Barreira, der befürchten mußte, daß wenn Bolivar vor ihm nach der Hauptstadt käme, die mächtige Partey, die er darin hatte, ihm helfen möchte, sich der Stadt zu bemächtigen, suchte ihn einzuholen. Es gelang ihm; er traf ihn in Boyaca bei Tunja, griff ihn an, ward aber geschlagen und nebst 38 Officieren gefangen. Diese wurden alle erschossen; dieß war der Anfang der Repressalien, welche die Amerikaner von nun an gegen die Spanier mehrmals ausübten.

Der verzagte Samanon entfloh, und die Hauptstadt der Cordillera fiel zum zweytenmal den Bewohnern der Ebenen in die Hände. Bolivar hielt seinen Gefährten Wort; die Magazine der Kaufleute, das Geld und die Juwelen der Anhänger Spaniens mußten die Kosten der Expedition bezahlen.

Jetzt war Bolivar kein verächtlicher Parteygänger mehr. Von Morillo geschlagen, war es ihm gelungen, seinem Ueberwinder zu entgehen, sich der Hauptstadt des Reichs zu bemächtigen, und den Stellvertreter seines Königs zu verjagen; mit einem Haufen Wilden war er über 8000 Mann regulärer Truppen Meister geworden; diese Thaten erhoben den Sieger von Boyaca auf eine hohe Stufe in der öffentlichen Meinung. Von nun an

wuchs sein Ruhm weniger durch Waffenthaten, als durch seine politischen Maßregeln; letzteren verdankte er es, daß das Jahr 1821 ruhig zu Ende ging.

Sobald Bolivar Meister von Santa-Fé war, eilte er wieder in die Ebenen von Caracas hinab. Hier fielen oft Gefechte mit den Truppen Morillo's vor, ohne daß Einer oder der Andere entschiedene Vortheile gewann; von mehr Erfolg für das Oberhaupt der Independenten war eine Unterredung, die er mit dem Spanischen Heerführer hatte. Es ward ein sechsmonathlicher Waffenstillstand verabredet. Bolivar verletzte ihn durch die Besitznahme von Maracaïbo. Die Feindseligkeiten fingen wieder an. Morillo war nach Spanien zurückgekehrt, und hatte den General Latorre zum Nachfolger. Diesen griff Bolivar bey Caraboso an, und schlug ihn; Latorre flüchtete sich nach Puerto-Cabello.

Man hatte dem Spanischen Cabinet gerathen, sich die Unterstützung der Europäischen Mächte bey dem Kampfe mit seinen Colonien dadurch zuzusichern, daß es diese Provinzen mit ihnen theilte *); diesen wohlgemeinten Rath

*) Man könnte den Verfasser fragen, wer Spanien diesen Rath gab. Kam er von irgend einem Privatmann, so lohnte es sich nicht der Mühe dieser politischen Kannengießerey Erwähnung zu thun. Der Verfasser mag also eine Europäische Macht meinen, welche diesen Rath gab. Es giebt aber nur drey, die irgend ein Interesse dabey haben konnten: England, Frankreich und Rußland. Aber für England war es ungleich wichtiger, in allen Spanischen Colonien, sey es durch die Losreißung derselben vom Mutterlande, sey es durch eine allgemeine, von Spanien ertheilte Vergünstigung, sich freyen Handel zuzusichern, als nur einige derselben eigenthümlich zu besitzen. Frankreich hatte gleiches Interesse; zudem genoß die Französische Regierung damals unter einem Ministerium, das seine Absichten hinter der Larve des Liberalismus verbarg, weder des erforderlichen Ansehens, um ein solchen Rath ertheilen zu können, noch der Macht

hatte Spanien mit Unwillen verworfen, und lieber im Jahre 1821 seine Armeen und seine Schätze aufgeopfert um sich eines Landes zu bemächtigen, das einst ohne Armee und ohne Geld war erobert worden. — Alles unterwarf sich der Gewalt des Dictators Bolivar; ein in Cucuta versammelter Congreß legte das Fundament zu einer neuen Regierung. Man hatte den Plan einer Föderation zwischen den insurgirten Provinzen, die nur zu Verwirrungen führen konnte, aufgegeben, und dem Ehrgeiz der Einzelnen Stillschweigen auferlegt.

Im Süden hatte der Krieg wieder begonnen. Was anfänglich bloß eine Empörung war, nahm bald den Charakter des Bürgerkriegs an, und wurde mit der ihm eigenen Wuth geführt. Ein großer Theil der Personen, die sich für die Revolution erklärt hatten, fühlten bereits Reue, und wünschten die Zeit zurück, wo die Spanier Meister waren; sie fanden es weniger demüthigend solchen Herren zu gehorchen, als Leuten ihres Gleichen, deren Ueber-

---

ihn kräftig zu unterstützen. Frankreich ist erst durch sein würdiges Benehmen auf dem Congreß von Verona wieder in den Rang der ersten Macht des Continents getreten, und der Thron der Bourbonen ist in Cadix befestigt worden. Rußland endlich, welches dazumal viel Einfluß in Spanien hatte, handelte bekanntlich in einem andern System, und arbeitete aus allen Kräften daran, eine Versöhnung zwischen dem Mutterlande und den Colonien zu Stande zu bringen. An dieser arbeiteten die großen Mächte Europa's in den Pariser Ministerialconferenzen; sie sollte sich auf eine, von Spanien ausgesprochene unbedingte Handelsfreyheit gründen, und man hoffte bey den Amerikanern als Vermittler auftreten und ihnen einen Zustand anbieten zu können, bey welchem sie glücklicher seyn sollten, als bey der sogenannten Independenz, welche noch lange nicht befestigt ist, und noch lange der Kampf der Parteyen seyn wird. Die Begebenheiten vom März 1820 machten der Negociation, die schon weit gediehen war, plötzlich ein Ende. Uebers.

muth ganz unerträglich war. Viele Anhänger der Föderation, welche gehofft hatten, bey einer Bundesverfassung Ehrenstellen und Aemter zu erhalten, sahen ein, daß sie umsonst an der Zerstörung der Spanischen Monarchie gearbeitet hatten. Die siegende Partey, welche die Provinzen der Ebene und der Berge in Eine Masse geschmolzen, und unter Einen Herrn gebracht hatte, machte sich über die Stifter der ersten Republik lustig, welche sie mit dem Nahmen Patria boba, das Vaterland der Einfältigen, gebrandmarkt hatte. Dahin gehörten alle Freunde Narino's.

Der Bürgerkrieg brach aus, und im Jahre 1822 schien die Empörung von Pasto wichtig genug, um Bolivar zu vermögen, in Person mit 5000 Mann gegen diese Stadt aufzubrechen.

Die Kette der Cordillera, welche diese zwischen Popayan und Quito gelegene Provinz durchkreuzt, ist reich an Stellen, wo man sich leicht befestigen kann. Steile Felsen, tiefe Moräste, undurchdringliche Berge, flößen den Einwohnern eine Beharrlichkeit ein, welche von jeher alle Angriffe auf sie vereitelt hat. Bolivar wagte einen solchen Versuch, fand aber in dem Muth der Einwohner und in der Lage des Landes Schwierigkeiten, die er nicht geahndet hatte. Es fehlte nicht viel, so wäre er dem Feind in die Hände gefallen; er rettete sich, und erhielt freyen Abzug durch das eidliche Versprechen, der Provinz Pasto die Freyheit zu lassen, unter Spanischer Herrschaft zu leben.

Nicht lange darauf kam er an der Spitze frischer Truppen zurück, unterwarf die Provinz, und eilte seinen Stellvertreter Sucre zu verstärken, der es nicht wagte, mit seinen wenigen Truppen Quito anzugreifen. Almerichs, ein habsüchtiger alter Mann, der an der Spitze der Spa-

nischen Armee stand, führte sie gegen Bolivar; aber Altersschwäche erlaubte ihm nicht, von seiner Macht gehörigen Gebrauch zu machen. Uebrigens herrschte in der Spanischen Armee die größte Verwirrung; sie bestand großentheils aus Amerikanern, welche für den unfähigen Almerichs keine Achtung fühlten; seine Befehle wurden häufig mißverstanden und schlecht ausgeführt. Bei der Bolivarschen Armee herrschte ebenfalls nicht die mindeste Kriegszucht; aber der Nahme des Führers erzwang den pünctlichsten Gehorsam.

Die Spanier, oder besser zu sagen die Spanischen Amerikaner, wurden von den independenten Amerikanern geschlagen; diese Schlacht wird nach dem feuerspeyenden Berg Pitchincha genannt, den man auf dem Kampfplatz im Gesicht hatte.

Die Unterwerfung der ganzen Provinz kostete nun nicht mehr viele Zeit, und die Ueberreste der Spanischen Truppen erhielten nur Pardon gegen das Anerbieten, das Land oder ihre Fahnen zu verlassen. Man ließ ihnen diese Wahl; nur wenige hielten Ehrlosigkeit für ein größeres Unglück als Landesverweisung; die meisten stießen zu den Siegern, ja mehr als 400 in Europa geborne Spanier huldigten Bolivarn.

Unter der Spanischen Regierung hatte Guayaquil bald zu Peru, bald zu Neu-Granada gehört; auch jetzt war diese Stadt unschlüssig über die Partey, die sie ergreifen sollte. Bolivar machte der Ungewißheit ein Ende, er zog gegen diese reiche Stadt, und vereinigte sie mit der Republik, die er gestiftet hatte.

Wir wollen dieses Kapitel mit einer kurzen Schilderung der Amerikanischen Anführer, welche sich in den Bürgerkriegen am meisten ausgezeichnet haben, beschließen; es

sind Bolivar, Santander, Sucre, Urdaneta, Bermudes, Paës, Montilla und Padilla.

Bolivar ist 42 Jahr alt. Ich habe schon seine kriegerischen Talente und seine Politik geschildert. Seine Uneigennützigkeit wird allgemein gerühmt; er verwendet seinen Gehalt größtentheils zur Bezahlung von Pensionen, die er den Wittwen und Kindern, von auf dem Schlachtfelde gebliebenen Kriegern ausgeworfen hat. Seine Erziehung ist sehr vernachlässigt worden; allein ein langer Aufenthalt in Europa hat ihm Geschmack an dem Studium der historischen Wissenschaften und der lebenden Sprachen gegeben, worin er auch wirklich große Fortschritte gemacht hat. Seine Aehnlichkeit mit Sertorius habe ich schon bemerklich gemacht. Seine Art Krieg zu führen, die langen Märsche, durch die er seinen Gegnern unvermuthet über den Hals fällt; die Schnelligkeit, womit er ungeheure Entfernungen zurücklegt, zeigen mehr den kühnen Parteygänger, als den geschickten Feldherrn, der ganze Massen zu ordnen verstünde. Zweytausend Mann mehr, als er gewöhnlich anführt, würden ihn wahrscheinlich in Verlegenheit setzen.

Man glaubt nicht, daß er tiefe Kenntnisse im Administrationsfache besitzt. Die Verfassung, die er eingeführt hat, ist eine schlechte Copie der Nord-Amerikanischen, und er kennt kein anderes Mittel, sie aufrecht zu erhalten, als Soldaten: diejenigen, auf welche er das meiste Vertrauen setzt, sind die Hirten, die mit ihm aus der Ebene nach Santa-Fé zogen. Da sie meistens Mulatten sind, so ist er genöthigt, diese Kaste mit der größten Schonung zu behandeln, und sie vor allen anderen auszuzeichnen.

Durch einen glücklichen Zufall ist er bis jetzt nicht verwundet worden: davon haben seine Feinde Gelegenheit

genommen, ihm Muth abzusprechen: doch ohne diese Eigenschaft wäre es Thorheit, nach der Herrschaft zu streben.

Bolivar ist nicht unberedt; seine Reden haben eine gewisse Wärme, sind aber oft weitschweifig. Wahr ist es, daß es nicht leicht ist, in der Spanischen Sprache sich kurz auszudrücken.

In seiner Jugend verheyrathete er sich in Spanien, verlor aber seine Gattin nach wenigen Jahren; es scheint, daß er den Ueberrest seiner Tage als Wittwer verleben will. Bis jetzt hat er dem Reiz des Thrones widerstanden. Miranda sagte, Amerika sey nicht berufen eine Republik zu werden; Bolivar glaubt, als Monarchie könne es nicht mit Würde neben den Europäischen Staaten auftreten.

Der Titel Befreyer, den er sich förmlich hat beylegen lassen, ist für ihn gleichbedeutend mit Dictator oder Protector. Bis jetzt hat man noch nicht Ursache gehabt, ihn einen Tyrannen zu nennen, und wenn man in der letzten Zeit nicht angefangen hätte, die Unzufriedenen zu verweisen, und ihre Güter einzuziehen, so hätte man ihm nichts vorzuwerfen, als einige blutige Repressalien im Kriege mit den Spaniern.

Santander war sehr jung, als er Kriegsdienste nahm. Narino zeichnete ihn aus, und machte ihn zum Lieutenant. Später marschirte er gegen ihn mit Barraïa. Als die Spanier Herren von Santa-Fé waren, ging er in die Ebenen am Metafluſſe, und errichtete ein Corps von 3000 Mann, die er nachher Bolivarn zuführte, und diese Verstärkung trug viel zu dem Siege bey Boyaca bey. Seiner bekannten Festigkeit wegen ward er zum Vice-Präsidenten der Republik gewählt, und auf dieser Stelle hat er seltene Talente gezeigt *).

*) Weitere Nachrichten von ihm liefert der zweyte Anhang.

Sucre ist nicht dreyßig Jahr alt; wie Santandor, gewann er für Bolivar eine Schlacht; dem Sieg von Pitchincha dankt er das General-Commando in Quito.

Urdaneto, aus einer guten Familie in Santa-Fé, ist ein sehr beherzter Mann, aber da er seit einiger Zeit beständig krank ist, so hat man ihm, wie es scheint, die Würde eines Präsidenten des Senats, als eine Art von Retraite ertheilt.

Bermudes, welcher funfzig Jahr alt ist, ist aus Cumana gebürtig; er stürzte sich frühzeitig in die Revolution, und hat dadurch ein gewisses Ansehen erhalten, keines jedoch das so groß wäre, als der Einfluß, den einige seiner Waffenbrüder sich erworben haben.

Ein Mann, der einem Tataren-Khan oder einem Arabischen Scheik gleicht, hat die Spanische Monarchie in Amerika erschüttert; der Mulatte Paës, an der Spitze von einigen tausend wilden Lanzenträgern, hat mehrmals disciplinirte Spanische Schwadronen geschlagen, besonders die Leibhusaren Ferdinands VII. Dieser Mann, dem es wahrscheinlich leicht werden würde, an den Ufern des Orinoco die Rolle zu spielen, die Artigas am la Platastrom spielt, bleibt der treue Anhänger Bolivars, dessen Freundlichkeit und Großmuth ihn gewonnen hat.

Paës macht viel Aufwand, und gibt sich Mühe, eine gewisse Abgeschliffenheit in seinen Sitten zu zeigen. Ungeachtet dieser einem Halbwilden natürlichen Eitelkeit lebt er mit seinen Soldaten auf dem Fuß einer vollkommenen Gleichheit. Wenn er unter ihnen ist, nimmt er an ihrem Tische, an ihren Spielen, an ihren Leibesübungen Antheil; Niemand ist ein besserer Reiter; Niemand führt mit mehr Geschicklichkeit eine Lanze; Niemand greift den Feind mit mehr Wuth an. Darum hat er alle

Gewalt über seinen undisciplinirten Haufen; die Soldaten folgen mit einem sklavischen Gehorsam den Befehlen eines Anführers, der immer das Beyspiel gibt. Man hat ihn durch ansehnliche Gratificationen zum reichen Manne gemacht, und so den Spaniern einen Soldaten entzogen, der jetzt das Schrecken ihrer Truppen ist.

Montilla, sein Nebenbuhler, diente ehemals in der Leibwache des Königs von Spanien; aber die Revolution bot ihm ein Mittel dar, sein Glück zu machen. Er genießt eines Einflusses, der die Regierung manchmal besorgt macht; man hat ihn in Cartagena angestellt, aber man findet, daß er noch zu nahe bey Caracas ist, wo der Adel ihn gerne Bolivarn entgegensetzen möchte. Montilla hat das Aeußere eines vornehmen Mannes; als ein geborner Europäer spricht er besser und mit mehr Leichtigkeit, als die übrigen Columbier, die sich eben nicht durch Beredsamkeit auszeichnen.

Man behauptet, er sey falsch; aber seine abgebrochenen Worte, der anscheinende Widerspruch in seinen Reden rührt weit mehr von dem Bestreben her, seinen Ehrgeiz zu verhüllen, und von der Furcht errathen zu werden. Er hat Beleidigungen erfahren, die man selten vergißt. Es kann seinem Gedächtniß nicht entfallen seyn, daß im J. 1811 Bolivar in einem Augenblicke von Uebereilung schwur, ihn, wenn er seiner habhaft werde, erschießen zu lassen; noch daß Miranda, der in seinen Augen zu der Patriotenpartey gehörte, versprochen hatte, ihn 24 Stunden lang in einem eisernen Käfig dem Gespötte des Volks Preis zu geben.

Ein Mulatte, Padilla, hat der Sache der Amerikanischen Independenten nicht geringe Dienste geleistet; ursprünglich Steuermann in Cartagena, ward er durch die

Revolution Admiral einer kleinen Flotte, und hatte an der Eroberung von Cartagena den größesten Antheil; die Einnahme von Maracaïbo war ganz sein Werk. Er ward anfänglich der Partey aufgeopfert, für die Montilla sich interessirte, später aber mit großer Auszeichnung wieder angestellt, zur großen Freude der Farbigen, denn sie wußten wohl, daß der Streit der beyden Generale ein Parteykampf war.

Heutzutage sind alle die Männer, die wir dem Leser vorgeführt haben, Bolivarn unterworfen, und mehr seine Untergebenen als seine Waffenbrüder. Allein man frägt natürlich, ob sie nicht, im Fall seines Todes, oder wenn er eine Niederlage erlitte, versuchen würden, sich Jeder an die Spitze einer Partey zu stellen. In diesem Punct mehr als in irgend einem andern gleicht Bolivar Alexandern. Paës und seine Neger werden sich der Ebenen bemächtigen; Padilla der Küsten; Montilla wird sich zum Herrn von Caracas aufwerfen; Sucre von Quito. So beruht also das Schicksal der Republik auf Bolivars Leben.

Viertes Kapitel.

Neue Regierungsform — Constitution von Cucuta — Eintheilung des Landes in Departements — Wiederherstellung der Cabildos — bürgerliche Gesetze — Gerechtigkeitspflege — Congreß — ausübende Gewalt.

Sobald die Spanier das Amerikanische Gebiet verlassen hatten, legte Bolivar die Dictatur nieder; vielleicht war dieß ein Mittel, sich der Ausübung der Gewalt zu versichern. Er machte es nunmehr zu seinem Hauptgeschäft,

den Provinzen Caracas und Neu-Granada einerley Regierungsform zu geben, ihre Vereinigung zu befestigen, und sie, unter dem Namen Columbia, in Eine Republik zu verschmelzen.

Ein zu San-Tome in Guyana versammelter Congreß hatte schon am 17. December 1819 eine nach der Nordamerikanischen Verfassung gemodelte Constitution decretirt: sie war nur für Venezuela bestimmt. Ein neuer Congreß ward daher auf den 18. Julius 1821 nach Cucuta berufen; hier decretirte man die Vereinigung der beyden Provinzen Neu-Granada und Venezuela; wobey jedoch jene ihren alten Vorrang behielt, indem man bestimmte, daß die Regierung in Santa-Fé seyn sollte; man hatte aber beschlossen, sie in der Folge nach Cucuta zu verlegen, welcher Stadt man den Namen Bolivar geben wollte. Aus Venezuela, dem Vaterland des Oberhauptes, wurden alle Beamte der Republik genommen.

Den 30. August 1821 ward die Verfassung von Columbia unter dem Titel: Cuerpo de leyes de la republica de Colombia in Cucuta bekannt gemacht.

Diese Urkunde besteht aus 10 Kapiteln und 191 Artikeln. Die Regierung von Columbia ist demokratisch-repräsentativ. In jedem Kirchspiel ist eine Volksversammlung, welche alle vier Jahre am letzten Sonntage des Julius Statt hat. Um in derselben seine Stimme geben zu können, muß man 21 Jahr alt, und ein Columbier seyn, lesen und schreiben können, und 100 Piaster besitzen. Die Mitglieder dieser Volksversammlung ernennen die Cantonswahlmänner, welche 25 Jahr alt seyn, 500 Piaster in liegenden Gründen oder 300 Piaster Einkünfte haben müssen.

Die Wahlmänner bilden eine Provinzialversammlung,

welche alle vier Jahre am 1. October Statt hat. Sie wählt den Präsidenten und Vicepräsidenten der Republik, die Senatoren jedes Departements, und den oder die Repräsentanten der Provinz. Die Wahlmänner bleiben vier Jahre im Amt

Die gesetzgebende Gewalt ist in den Händen eines Congresses, welcher aus zwey Abtheilungen besteht, den Senatoren und dem Hause der Repräsentanten.

Um Senator zu werden, muß man 30 Jahr alt, und ein geborner Creole seyn, ein unbewegliches Eigenthum von 4000 Piaster oder eine jährliche Einnahme von 500 Piaster besitzen, und eine gelehrte Profession ausüben; doch kann auch ein Fremder nach zwölfjährigem Aufenthalt im Lande zu dieser Würde gelangen, wenn er ein unbewegliches Eigenthum von 16,000 Piaster besitzt. Für jedes Departement werden vier Senatoren ernannt, zwey bleiben acht Jahre, die anderen zwey nur 4 Jahre im Amt. Das Loos bestimmt diesen Unterschied, der, sagt die Urkunde, zum Zweck hat, daß die Hälfte des Senats sich alle vier Jahre erneuere *). Der Senat ist das Gericht der Staatsbeamten.

Das Haus der Repräsentanten besteht aus Deputirten, die im Verhältniß von Einem auf 30,000 Seelen gewählt werden; in einigen Provinzen ist das Verhältniß niedriger bestimmt. Wann einmal die ganze Zahl der Repräsentanten sich auf hundert belaufen wird, wird man,

*) Hier muß der Verfasser die Urkunde falsch verstanden haben. Wahrscheinlich hat sie bestimmt, daß nur das erstemal die Hälfte der Senatoren nach vier Jahren austrete; wäre es so, wie der Verfasser sagt, so würde nach acht Jahren nicht die Hälfte des Senats, sondern der ganze Senat erneuert und also die angegebene Absicht nicht erreicht. Uebers.

wenn die Vermehrung der Bevölkerung es verstattet, einen Deputirten auf 40,000 Seelen ernennen, und später auf 50,000, bis das Haus aus 150 Mitgliedern bestehen wird. Um Deputirter zu werden, muß man 25 Jahre alt seyn, und in liegenden Gründen 2000 Piaster, oder 500 Piaster Einkünfte besitzen, oder Professor seyn. Ehe man wahlfähig wird, muß man zwey Jahre, und wenn man nicht aus Columbia gebürtig ist, acht Jahre im Lande gewohnt haben: im letztern Fall muß man in liegenden Gründen 10,000 Piaster besitzen. Das Haus der Repräsentanten hat ausschließlich das Recht, den Präsidenten, den Vicepräsidenten der Republik und die Minister des hohen Gerichtshofs anzuklagen *).

In beyden Häusern sind die Debatten öffentlich, die vorzüglichsten Staatsbeamten können weder in dem einen, noch in dem andern Hause gewählt werden; die Mitglieder beyder Häuser sind während der Dauer ihres Amts unverletzlich und beziehen einen Gehalt. Der Gehalt der Repräsentanten ist auf 9 Piaster täglich während der Zeit der Sitzungen bestimmt worden; für die Kosten der Reise zahlt man ihnen noch einen Piaster des Tages.

Die vorzüglichsten Geschäfte des legislativen Körpers sind: die Ausgaben zu bestimmen, die Einkünfte zu decretiren, so wie Staatsanleihen, den Werth des Geldes, die Errichtung oder Abschaffung von Staatsämtern, den Gehalt, die Militärconscription und die Organisation der Armee, Krieg und Frieden, die Grenzen des Staatsgebiets; endlich Gerichtshöfe zu errichten und die vollziehende Gewalt mit der Dictatur zu bekleiden.

Die vollziehende Gewalt besteht aus einem Präsiden-

*) Nicht die übrigen Minister auch? Uebers.

ten und einem Vicepräsidenten, deren Amt vier Jahre dauert; sie können einmal wieder erwählt werden, und werden, in einem Todesfall, durch den Präsidenten des Senats ersetzt. Der Präsident hat 30,000, der Vicepräsident 16,000 Piaster jährlichen Gehalt.

Der Präsident versammelt den Congreß, befehligt die Armeen, kann Einmal einem Gesetzesentwurf sein Veto entgegensetzen; wenn aber eine Majorität von zwey Dritteln im gesetzgebenden Körper einen Vorschlag *) angenommen hat, kann er seine Einwilligung nicht länger versagen. In Uebereinstimmung mit den Richtern kann er zuerkannte Strafen vermindern. Er darf das Gebiet der Republik nicht verlassen.

Sein Conseil besteht aus dem Vicepräsidenten und den Ministern des hohen Gerichtshofes, der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, der Finanzen, der Marine und des Krieges, welche dem Congreß mündlich oder schriftlich alle Auskunft zu geben haben, die man von ihnen fordert. Der Gehalt dieser Staatssecretäre ist 6000 Piaster.

Der dritte Zweig der Staatsgewalt, und der ohnmächtigste, obgleich nothwendigste, ist der hohe Justizhof: er vereinigt die Geschäfte des Französischen Staatsraths und des Cassationshofs. Dieser Gerichtshof besteht aus fünf Mitgliedern, nähmlich drey Richtern und zwey Fiscalen; um zu diesen Aemtern ernannt werden zu können, muß man 30 Jahre alt, Wahlmann und Advocat seyn. Der hohe Gerichtshof entscheidet bey Anforderungen der Fremden, löst die Schwierigkeiten, welche sich bey unteren Gerichten erheben, und reformirt die Versehen derselben.

*) Zum zweytenmal. Diese Worte fehlen wahrscheinlich im Original. Uebers.

Ungeachtet der Wichtigkeit dieser Amtsverrichtungen, werden die Mitglieder auf einen vom Präsidenten geschehenen Vorschlag, nachdem über die Candidaten in dem Repräsentantenhaus deliberirt worden, von dem Senat ernannt *). Man verspricht ihnen, daß sie im Amte bleiben werden, so lange man mit ihrer Aufführung zufrieden ist; eine Klausel, welche der Willkühr des Senats einen weiten Spielraum läßt **).

Andere Gerichtshöfe sollen in dem Umfang der Republik errichtet werden, um die Verwaltung des Rechts zu erleichtern. Die Mitglieder wird der Präsident ernennen.

Das Gebiet der Republik ist in sieben Departements getheilt, deren jedes eine gewisse Anzahl von Provinzen enthält, die in Cantone eingetheilt sind. Auf folgender Tabelle hat man die Bevölkerung jeder einzelnen Provinz, die Zahl der von jedem Departement erwählten Senatoren und Repräsentanten, und die Städte angegeben, wo die Intendanten ihre Residenz haben ***).

---

*) Der Uebersetzer versteht das Ungeachtet nicht, womit diese Periode anfängt; er war versucht, dieß Wort durch die Partikel Wegen zu übersetzen. Uebers.

**) Der Verfasser hätte beysetzen können: alle Unabhängigkeit dieser Richter vernichtet, und sie zu blinden Werkzeugen des Factionsgeistes und der Parteysucht macht. Uebers.

***) Diese Tabelle gibt außer den sieben Departementern, welche Senatoren und Repräsentanten ernennen, und deren jedes aus mehreren Provinzen besteht, noch acht Länder, in der Columne der Departementer an, welche, ihrer Bevölkerung nach, Provinzen sind, und keine Senatoren noch Repräsentanten ernennen. Der Verfasser erklärt nicht, was es mit diesen Provinzen für eine Bewandniß habe. Aber es scheint, daß sie, noch nicht in Departements getheilt, noch auch der politischen Rechte theilhaftig sind, weil sie immer noch zwischen der Spanischen und Columbischen Regierung hin und herschwanken, oder, wie der Verfasser später sagt, keiner von beyden gehorchen. Uebers.

Namen der Departements	Namen der Provinzen.	Volksmenge jeder Provinz.	Volksmenge jedes Departements.	Zahl der Senatoren jedes Departements.	Zahl der Repräsentanten jeder Provinz.	Residenzstadt der Intendanten.
Orinoco	Guyana	45,000	175,000	4	2	Cumana.
	Cumana	70,000			2	
	Barcelona	45,000			2	
	Margarita	15,000			1	
Venezuela	Caracas	350,000	430,000		12	Caracas.
	Varinas	80,000			3	
Sulia	Coro	30,000	161,400	4	1	Maracaibo
	Truxillo	33,400			1	
	Merida	50,000			2	
	Maracaibo	48,000			2	
Bogota	Tunja	200;000	384,000	4	7	Tunja.
	Socorro	100,000			5	
	Pamplona	75,000			3	
	Casanare	19,000			1	
Cundinamarca	Bogota	172,000	371,000	4	6	Bogota.
	Antioquia	104,000			3	
	Mariquita	45,000			2	
	Neiva	50,000			2	
Cauca	Popayan	171,000	193,000	4	6	Popayan.
	Chovo	22,000			1	
Magdalena	Cartagena	170,000	239,300	4	6	Cartagena.
	S. Marta	62,300			2	
	Riohacha	7,000			1	
Panama		50,000				
Veragua		30,000				
Quito		150,000				
Guijos und Macos		35,000				
Cuenca		78,000				
Jaen		13,000				
Mainas		36,000				
Loja		48,000				
Guayaquil.		90,000				

Nach dieser Tabelle beliefe sich die Bevölkerung von Co-

Columbia auf 2,644,600 Seelen *). Hr. von Humboldt schätzt sie auf 2,500,000. Pombo, ein Creole aus Neu-Granada, der 1811 eine Statistik dieses Landes schrieb, nahm folgende Zahlen an:

Guayaquil	50,000
Loxas und Jaen . .	80,000
Cuenca	200,000
Quijos und Macas .	40,000
Quito	500,000
Popayan	320,000
Choco	40,000
Antioquia	110,000
Neyva	45,000
Santa-Fé	190,000
Tunja	200,000
Socorro	125,000
Pamplona	90,000
Los Llanos	20,000
Mariquita	110,000
Cartagena	210,000
Santa-Marta . . .	70,000
Rio-Hacha	20,000
Panama und Portobelo	50,000
Veragua	30,000
	2,500,000

Wenn man hiezu die Zahl der Einwohner von Caracas rechnet, die übereinstimmend zu 900,000 angegeben werden, so kömmt für die Bevölkerung der Republik ein Total von 3,400,000 Seelen heraus; dieses ist übertrieben

*) Die einzelnen Zahlen des Verfassers geben nur 2,483,700. Es ist also hier wahrscheinlich ein Druckfehler, der aber nicht in der Tabelle, sondern in dem Resultat zu suchen ist. Uebers.

und stimmt nicht mit einzelnen Volkszählungen überein, welche die jetzige Regierung veranstaltet hat; doch wer hat die Stämme gezählt, die man ohne ihren Willen zu der Zahl der Columbier gerechnet hat, und die bald der Spanischen Monarchie, bald der Republik Columbia, oder vielmehr keiner von beyden gehorchen?

Man hat noch eine andere Eintheilung des Landes, welche man die maritime nennt; die Seeküsten nähmlich sind in vier Departements getheilt, welche sind: 1) La Guayra, Cumana, Barcelona und die Insel Margarita; 2) die Küste von Caracas, Coro, Maracaïbo; 3) Rio-Hacha, Santa-Marta, Cartagena; und 4) die Küste vom Atrato bis nach Veragua. Die Eintheilung der Küsten der Südsee ist noch nicht gemacht. Jede Seeprovinz steht unter einem General-Commandanten und einem Auditor des Seewesens.

An der Spitze eines jeden Departements steht ein vom Präsidenten ernannter Intendant, der 6000 Piaster Gehalt genießt, und drey Jahre im Amt bleibt. Jeder Intendant hat einen Rechtsgelehrten zur Seite. Jede Provinz hat einen Gouverneur, der unter den Befehlen des Intendanten steht, und zugleich mit ihm aus dem Amte tritt.

Die Cantone stehen unter politischen Richtern oder Unterpräfecten, welche an die Stelle der ehemaligen Corregidors gekommen sind. Die Cantone sind in Cabildos oder Municipalitäten eingetheilt, deren Repräsentanten die Alcaden *) sind. In jedem Hauptorte eines Cantons sind zwey Alcaden und zwey Unter-Alcaden (Pedaneo); ihre Pflicht ist die öffentliche Ruhe zu erhalten. Gleich den Französischen Maires haben sie die Aufsicht über

*) Oder, dem Spanischen entsprechender, Alcalden. Uebers.

die niederen Schulen und Hospitäler, über die Unterhaltung der Landstraßen und Gefängnisse, über die Reinlichkeit der Straßen; sie ertheilen dem Ackerbau, dem Handel und der Industrie Belohnungen.

Durch den 48sten Artikel des Gesetzes über die Organisation der Departements, ist den Alcaden anbefohlen, unterwürfig zu seyn den politischen Richtern und den anderen oberen Behörden. Vor drey Jahren waren die Cabildos in den Händen von Feinden der neuen Ordnung der Dinge. Um ihrer los zu werden, setzte man fest, daß die Volksversammlungen von 1822 sie durchaus erneuern, und daß in der Folge die Cabildos selbst, wie ehemals geschah, ihre Nachfolger ernennen sollten *).

Columbia hat zwey Erzbisthümer, Caracas und Bogota. Beyde sind in diesem Augenblick vacant. Zehn Bisthümer stehen unter diesen Metropolen: Popayan, Cartagena, Santa-Marta, Merida, Guyana, Antioquia, Quito, Cuenca, Maynas, Panama. Die drey letzteren sind vom Erzbisthum Lima losgerissen worden; aber man hat das Project, für sie eine dritte Metropole in Quito zu errichten. Die Bisthümer Maynas, Cuenca, Santa-Marta, Antioquia und Guyana sind vacant; die Bischöfe von Cartagena und Quito sind geflüchtet **).

---

*) Wodurch nothwendiger Weise eine reine Oligarchie entstehen muß. Ueberf.

**) Das Erzbisthum Bogota wurde 1564 von Pius IV. errichtet. Es hat fünf Dignitarien, sieben Domherren, drey Präbendarien und einen Halb-Präbendarius. Unter ihm stehen 1) Popayan mit drey Dignitarien, zwey Domherren, zwey Präbendarien und einem Halb-Präbendarius; 2) Cartagena mit fünf Dignitarien und einem Domherrn; 3) Santa-Marta mit vier Dignitarien; 4) Merida de Maracaïbo. Caracas, welches ehemals von der Metropole Santo-Domingo abhing, hat fünf Dignitarien, vier Domherren,

Der Congreß von Cucuta (oben S. 267.) zeigte sich außerordentlich thätig. Außer den Fundamentalgesetzen, wovon wir einen Auszug gegeben, publicirte er noch eine Menge Verordnungen; er schaffte die Auflage auf Pässe ab; desgleichen diejenige, welche die Goldwäscher bezahlten, und den Tribut, welchen die Indianer entrichteten; er erließ ein langes Regulatif über die directe Contribution; ein anderes über die Conscription; er gab den Schulen die Güter der aufgehobenen Klöster; hob die Inquisition auf, und übertrug die Gerichtsbarkeit derselben den Erzbischöfen und Bischöfen. Unter den von ihm ausgegangenen Decreten waren mehrere gegen die Gemäßigten und Uebelgesinnten; er vertrieb zuletzt alle mit diesem Parteynamen bezeichnete Personen aus dem Umfang der Republik; er schaffte die Mutation und die Alcavala, die von Landesproducten bezahlt wurden, ganz ab, und reducirte sie für fremde Waaren auf $2\frac{1}{2}$ Procent. Er gab ein Gesetz über die Freylassung der Sklaven. Dieses Gesetz war zuerst von dem Congreß in Venezuela in Vorschlag gebracht worden, nachher wurde es von derselben Provinz und von Popayan als gefährlich und für die Wohlfahrt des Landes höchst nachtheilig verworfen. Der Congreß decretirte die persönliche Freyheit, die Preßfreyheit, die Confiscation der Gü-

---

einen Präbendarius, zwey Halb-Präbendarien, sechs Kaplane, sechs Akolyten. Der Erzbischof hat 75,000 Piaster Revenuen. Quito, einst unter Lima, hat fünf Dignitarien, sechs Domherren, vier Präbendarien, zwey Halb-Präbendarien. Dieses Bisthum ward 1534 errichtet. Panama, ehemals unter Lima, hat fünf Dignitarien und zwey Domherren.

Der geistliche Cabildo von Bogota besteht aus einem Decan, einem Erz-Decan, einem Sänger, einem Scholaster und einem Schatzmeister. Ein Decan hat 5000 Piaster, ein gewöhnlicher Beneficiarius, der eine ganze Pfründe hat, 2000 Piaster.

ter der Ausgewanderten, und die Fabrication einer Münze aus Platina und einer andern aus Kupfer. Er gab das Recht der Brantweinbrennerey frey, gegen eine Abgabe von 2 bis 5 Piaster monathlich für jeden Cantaro (794 Franz. Cubikzoll oder 13½ Berliner Quart), ferner den Verkauf des Brantweins im Kleinen, gegen eine Abgabe von 2 Piastern monathlich. Das wichtigste Finanzgesetz ist dasjenige, welches das Stempelpapier einführt; dieses Papier hat vier Classen, welche mit 24, 18, 12 und 6 Piaster bezahlt werden; alles, selbst Bittschriften, müssen auf solches Papier geschrieben seyn *). Endlich beschloß der Congreß, daß die Nation das Recht habe, ihre Constitution zu modificiren, oder ganz umzuarbeiten; aber erst nach Verlauf von zehn Jahren, vom Jahre 1821 an, in welchem durch diese ungeheure Masse von Decreten, Reglements und Gesetzen die Republik Columbia gegründet wurde.

Die ausübende Gewalt besitzt mehr Einsicht als der Congreß. Sehr häufig sieht sie sich genöthigt, diesen ersten Staatskörper auf eine Menge Irrthümer aufmerksam zu machen, die er in seinen Decreten begangen hat. Uebrigens herrscht eine ziemliche Eintracht zwischen den verschiedenen Theilhabern der Staatsgewalt. Die Ehrgeizigen, die auswärts Niemand finden, der sie verstehen oder unterstützen will, stellen sich, als wären sie der Republik sehr ergeben, und trennen sich nicht von dem großen Haufen.

Für ein, an monarchische Ideen gewöhntes Volk, wie die Amerikaner, hätte vielleicht eine viel einfachere Verfassung besser getaugt. Es ist gewiß, daß bey der besten Absicht, die vier oder fünf Personen, welche die Regierung ausmachen, sich nur schlechten Gehorsam zu verschaffen

*) Also kostet eine Bittschrift wenigstens 6 Piaster? Uebers.

wissen. Daran sind noch mehrere Ursachen Schuld, besonders der Kastenunterschied und die oft ins Weite gehenden Ansprüche einiger Generale, die man mit Schonung behandeln muß, damit sie nicht für die bestehende Ordnung der Dinge gefährlich werden.

Durch die Vereinigung beider Länder, Caracas und Neu-Granada, welche von einer Partey durchgesetzt worden, hat man die Last des Staats vergrößert, ohne seine Kräfte zu vermehren. Neu-Granada, welches im Verhältniß gegen seine weiße Bevölkerung wenig Neger hat, will ihre Befreyung. Venezuela, welches eine übergroße Menge dieses unruhigen Volks enthält, will, daß man ihm neue Fesseln gebe. Caracas beschwert sich, daß es, nach so vielen Diensten, den Verdruß haben muß, die Hauptstadt in einer Provinz zu sehen, die seine Rivalin war. Santa-Fé fühlt, daß man ihr nichts gegeben hat, als das unnütze Vorrecht, der Sitz der Regierung zu seyn, wie sie es sonst war; daß hingegen alle einträgliche Aemter und alles Geld für die intriganten Einwohner der Provinz Venezuela sind.

Guayaquil möchte lieber für sich ein unabhängiger Staat seyn; aus den Reichthümern, welche sich in dieser Stadt sammeln, zieht die Republik ihre besten Einkünfte. Guayaquil ist reich genug, diese ganze Republik zu kaufen.

Pasto, von Bergen umgeben, verlangt die Unabhängigkeit, die ihm Bolivar zugeschworen hatte, um den Händen der grausamen Einwohner dieses Landes zu entgehen. Viele Indianer verlangen, ihren Tribut wieder zahlen zu dürfen; andere sind im höchsten Grade erbittert, daß man ohne ihre Einwilligung ihren Namen Guageres in Columbier verwandelt habe, als hätte die Republik sie gleich einer den Spaniern abgewonnenen Eroberung geerbt.

Die Schwarzen verlangen Freyheit, die Mulatten die Vertilgung der ihnen ungünstigen Vorurtheile; die Indianischen Mestizen das Ende der Kriege; die Indianer ihre Privilegien.

In jeder Provinz droht Spaltung. In Venezuela ist Montilla die Hoffnung der vornehmen weißen Familien; Paës, an der Spitze seiner Reiter, ist der Held der Farbigen. Es kann eine Zeit kommen, wo Sucre in den von ihm unterworfenen südlichen Provinzen etwas mehr seyn will, als Bolivars Creatur.

Dieß sind einige der Schwierigkeiten, welche die Regierung zu überwinden hat. Sie bekämpft sie nicht ohne Verstand, aber sie muß zu oft den vorzüglichsten Urhebern der Revolution die Einkünfte des Staats, und ihren Vertrauten das Vermögen der Einzelnen Preis geben. Auch ist es ihr so wenig gelungen, die Geistlichkeit um die öffentliche Achtung zu bringen, daß die Zahl ihrer Mitglieder sich eher vermehrt hat. Jeder will in einen Stand treten, den man als den einzigen ansieht, wo man Sicherheit findet.

Alle Zweige der Administration müssen Noth leiden, bey einer Verwirrung, die täglich durch die Wuth des Bürgerkriegs vermehrt wird. Dieser tobt von Zeit zu Zeit auf verschiedenen Puncten, in Maracaïbo, in Puerto-Cabello, in Santa-Marta, in Pasto und an einigen Orten der Ebenen des Orinoco.

Dritter Abschnitt.

Physische Beschaffenheit der Republik Columbia,

Völkerschaften, die sie bewohnen, Finanzen des Staats, Zustand des Ackerbaues, der Industrie und des Handels.

Erstes Kapitel.

Physische Beschaffenheit der Republik Columbia — Berge — Klima — Luft — Jahreszeiten — Witterung — Winde — Regen — Einfluß der Tropen — Ernten — Wälder — Flüsse — Tiefen — Minen — Seen — Meere — Wilde Thiere — Hausthiere — Ebenen des Orinoco — Allgemeine Ansicht des Landes.

Die Republik Columbia besteht aus zwey vollkommen verschiedenen Ländern, welche die Spanische Regierung bey der von ihr gemachten politischen Eintheilung ebenfalls getrennt hatte, nähmlich 1) Neu-Granada: dieses Vice-Königreich begriff die Provinzen der Cordillera, von Guayaquil bis Merida, die Provinz Casanare und San-Juan de los Llanos. 2) Caracas; zu dieser General-Capitanie gehörten Cumana, Barcelona, Caracas, Varinas und Guyana, folglich der größeste Theil der Ebenen.

Die Cordillera der Anden theilt sich, zwey Grade unter dem Aequator, in drey Aeste, wovon nur einer, der westlichste, durch die Landenge von Panama sich in das nördliche Amerika erstreckt; die beyden anderen stoßen an den Mexicanischen Meerbusen. Alle drey theilen sich in Tierras calientes, warme Länder, gewöhnlich Flußthäler, und an der See gelegene Provinzen; Tierras templeadas, gemäßigte Länder; Tierras frias, heiße Länder; Paramos, unfruchtbare Länder oder Heiden;

und Nevados, mit Schnee bedeckte Länder. Oft findet man alle diese Arten auf demselben Berge. Es ist sehr sonderbar und als das merkwürdigste Phänomen Südamerika's anzusehen, daß man in Einem Tage aus dem brennenden Klima des innern Afrika, in die Eisregion Lapplands kommen kann. Dieser Uebergang ist nicht gefährlich, weil er allmählig geschieht, und weil es Jedem freysteht, nach den Bedürfnissen und der Stärke seines Temperaments ein Klima mit dem andern mehr oder weniger schnell zu verwechseln.

Die Kranken in Santa-Fé, welche die oft sehr strenge Kälte des Landes nicht ertragen können, gehen in ein warmes Land, wie man in Europa ins Bad geht; aber sie haben den Vortheil, daß sie vor Ende des Tages das Ziel ihrer Reise erreichen können. Wollen sie zum Beyspiel nach Cakesa gehen? Beym Aufgang der Sonne wandeln sie durch schöne Gerstenfelder und grüne Wiesen; eilen um 11 Uhr über die Paramos der feuchten und mit Eis bedeckten Berge, welche diese Heiden beherrschen; steigen um 3 Uhr auf den Seiten derselben unter Chinabäumen hinunter und spatzieren vor Nacht unter Pisangbäumen, Zuckerrohr, Chirimoya (Annona squamosa) und Caffébäumen. Gewiß eines der herrlichsten Privilegien, das die Natur diesem Lande ertheilt hat!

Der Anblick dieser Berge bietet nicht weniger Mannigfaltigkeit dar, als ihre Witterung. Zu ihren Füßen erstrecken sich hier ungeheure Viehweiden, dort undurchdringliche Waldungen. Im Allgemeinen liegen die Thäler, mit Ausnahme der Flußgebiete, sehr hoch.

Das Klima der warmen Länder in der Cordillera ist brennend, ohne ungesund zu seyn. Der Europäer leidet viel von der Hitze; aber selten wirft sie ihn aufs Kran-

kenlager. Die Witterung ist zu schwül, als daß er sie angenehm finden könnte; aber die wohlthätigen Lüfte, die von den Anden herkommen, erfrischen und reinigen sie oft; sie sind Schuld, daß sie nicht tödtlich ist. Sobald man 400 Toisen gestiegen ist, athmet man eine frischere Luft ein, die jedoch noch nicht gemäßigt scheint; bey 600 Toisen nähert sich der Europäer einer Atmosphäre, wo es ihm wohl ist; bey 900 ist er am Anfang derselben; zwischen 1000 und 1400 ist er ganz darinnen; er ist alsdann in den Tierras frias. Er hat das ihm zuträgliche Klima gefunden; aber die Kälte ist ihm anfänglich unangenehm. Weiter oben in den Paramos wird er sie streng finden; in den Nevados läuft er Gefahr, wie der Einheimische, von den Eiswinden zu erstarren.

Die Luft, die man einathmet, ist also nach der Höhe, auf der man steht, verschieden; die Dünste, mit welchen sie geschwängert ist, machen sie am Fuße der Cordillera schwer und übelriechend, wie sie in anderen Weltgegenden, in niederen Tropenländern ist. Oberhalb dieser heißen Gegend ist die Luft von den angenehmen Ausdünstungen der Blumen und aromatischen Pflanzen erfüllt, und man glaubt sich nach Europa versetzt.

Die Cordillera hat vier Jahreszeiten, die, von den unsrigen verschieden, eher den Jahreszeiten der Tropen gleichen; es gibt nähmlich zwey trockene und zwey regenhafte. Die ersten fangen zur Zeit jeder Sonnenwende an, die anderen mit jeder Nachtgleiche, doch oft vierzehn Tage früher oder später.

Die Temperatur ändert sich dabey nicht, und darum hauptsächlich sind die Amerikanischen Jahreszeiten von den unsrigen verschieden. Wenn von einer zur andern das Thermometer um zwey Grade steigt oder fällt, so ist es

viel. Doch wird der Unterschied bedeutender, wenn man die Berge hinabsteigt; hier beträgt er zuweilen ein Drittel, so daß oft nach einem Regen das Thermometer von 24 auf 16 Grad fällt.

Die mit Schnee bedeckten Berge von Cucuy erfrischen die um sie her liegenden niedrigen und inneren Gegenden, so wie die Berge, welche sich dem Aequator nähern, die Hitze mildern, welche sonst die längs des großen Weltmeers hin sich erstreckenden Länder verzehren würde. Von Zeit zu Zeit erblickt man in der westlichen Cordillera wieder bald diesen bald jenen mit Schnee bedeckten Berg, wie den Coconucos oder den Quindiu. Weiter unten sieht man keine mehr, weil die Gebirge von Santa-Marta sich nur bis zur Linie des ewigen Schnees erheben, und weil weiterhin die Cordillera von den beyden Meeren, zwischen denen sie hinläuft, zugleich Wind und Stürme erhält.

Obgleich der Wind in der Cordillera unbeständig ist, so gibt es doch zwey Hauptwinde, den Süd- und den Nordwind; sie folgen der Richtung der Cordillera; der Südwind bringt schönes Wetter, der Nordwind Regen und Gewitter. Aber kein außerhalb der Gebirge östlich liegender Ort ist diesem Naturgesetz unterworfen; diese Gegend wird von dem aus den Llanos kommenden Winde beherrscht, so wie die an den Küsten des großen Weltmeers liegenden von den Seewinden, und die südlich des Aequators liegenden von dem Nordwestwind.

Selten regnet es in der Cordillera in der trocknen Jahreszeit; selten vergeht ein Tag ohne Regen in der nassen; man kann also, wie in allen Aequinoctialländern, sechs Regenmonathe und sechs trockene rechnen, ob sie gleich auf verschiedene Weise vertheilt sind. Es regnet im März, April, May, Junius; der Himmel ist rein im Julius,

August und September; der Regen fängt wieder im October an, und dauert bis in den December; vom Ende dieses Monaths bis Anfangs März sind wieder schöne Tage.

Derselbe Einfluß der Tropen hat in den Gegenden Statt, wo der Reisende glaubt, in Europa und unter Europäischen Produkten zu seyn, wie in Tunja und Santa-Fé. Die Bäume sind hier beständig grün; die Natur läßt statt des Regens, welcher vom Junius bis October in den Llanos fällt, eiskalte Nebel aufsteigen, durch welche die Hundstage frostig werden. Diesen atmosphärischen Revolutionen, welche so verschieden sind von Allem, was man bey uns von der Art sieht, schreibt man die Gemüthskrankheiten, an welchen alsdann die Menschen leiden, vielleicht mit mehr Recht zu, als der übermäßigen Hitze.

Dieser wohlthätigen Einrichtung der Natur dankt der Mensch reichere Ernten, weil nur selten die Strenge oder Unbeständigkeit der Witterung der Saat schadet; und geht die Ernte auch auf einem einzelnen Puncte durch einen Zufall zu Grunde, so ist der Verlust leicht durch den nahe dabey herrschenden Ueberfluß ersetzt.

So geschieht es selten, daß der Landmann in seiner Hoffnung getäuscht wird. In diesem Lande ist seine Arbeit nach den Gegenden, wo er säet, sehr verschieden. In den brennenden Ebenen der Magdalena und des Cauca gewinnt man vortrefflichen Tabak; man baut Pisang, Zuckerrohr und Cacao; auch Maïs, diesen getreuen Gefährten des Menschen, der ihm folgt, wo er sich auch niederlassen mag, findet man neben den Weizen- Hafer- und Kartoffelfeldern der kalten Region.

In den hohen Gegenden säet man den Weizen im März; auf der Mitte der Berge den Maïs im Julius, und im Thale im September. Unten erntet man im

Januar, weiter oben im October, nahe bey den Paramos im August.

Je mehr die Erde von den Sonnenstrahlen erhitzt, und je öfter sie zugleich vom Regen durchweicht wird, desto größer und ansehnlicher sind die Waldungen. Je höher man kömmt, desto niedriger werden die Bäume; 1300 Toisen hoch findet man nur wenige.

Das Gebiet der Republik Columbia ist von vielen Flüssen durchschnitten, welche einst zu wichtigen Verbindungen dienen werden. Der Zulia ergießt sich in den See Maracaïbo, und der Atrato, nachdem er einen Theil der Provinz Choco durchströmt hat, in den Mexicanischen Meerbusen; der San-Juan, welcher den westlichen Theil dieser Provinz bewässert, stürzt sich in das große Weltmeer. Der ungestüme Dagua, der in den Gebirgen von Cali entspringt, fällt bey San-Buenaventura in dasselbe Meer; der Rio de las Esmeraldas, der Smaragdfluß, der von Quito her, und der Guayaquil, auf welchem die Producte der in der Nähe des Chimboraço liegenden Provinzen versandt werden, strömen auch der Südsee zu. Der östlichen Kette der Anden entströmen weit breitere Flüsse, als der westlichen; sie bringen ihr Wasser dem Orinoco und dem Amazonenstrome, welche beyde, durch den Rio Negro und den Cassiquiare verbunden, in das Atlantische Meer fließen. Die vorzüglichsten sind der Apure in der Provinz Varinas, der Meta, welcher wenige Tagereisen von der Hauptstadt in demselben Gebirge, in welchem sie liegt, entspringt; der Putu Mayo, der Ausfluß eines auf einem Paramo der Gebirge von Pasto liegenden Sees, läuft in den Amazonenfluß.

Diese Flüsse sind nicht die einzigen Communicationsmittel, welche die Natur diesem Lande verliehen hat. Auf

allen

Puncten hat diese gütige Mutter die Mauer der Cordillera durchbrochen, und den Gewässern, welche sich im Innern der Gebirge sammeln, Ausgänge eröffnet. Diese Flüsse sind zwar oft ansehnlich, aber wegen der Felsen, die ihren Lauf hemmen, selten schiffbar. Häufige Waldströme, Quebradas (Raine, tiefe Furchen), Bäche, welche zugleich das Erdreich befruchten, bilden oft Wege, die der Mensch durch alle seine Mühe sich nicht hätte verschaffen können. Das aus den Cordilleras kommende Wasser fließt über Stein und Kies, und ist gewöhnlich hell und kalt; man hält es darum für ungesund; angenommen, daß man ihm nicht unrecht thue, so könnten die Metalltheile, die es mit sich führt, an diesem Uebel Schuld seyn. Unter dem Sande findet man oft Waschgold, Schwefelkies, Smaragde und andere kostbare Steine, welche aus Unwissenheit nicht beachtet werden.

Die Cordillera ist also nicht, was sie von weitem scheint, eine Folge unzugänglicher Berge. Der erste, von der Natur gebildete Absatz, welcher als ein gewaltiger Pfeiler das ungeheure Gewölbe der Anden trägt, und die tiefen Furchen, welche der Regen gezogen hat, um sich einen Abfluß zu verschaffen, bilden überall eine Art von Treppe, auf welcher der Mensch die Höhe erklimmen kann. Etwas weiter kömmt man von Zeit zu Zeit in Thäler, welche die Natur mit mannigfaltigem Reiz geschmückt hat. Endlich erreicht man Plateaus, wie die Thäler von Bogota und Quito, als den Endpunkt aller dieser Wunder. Wenn man an die Paramos kömmt, wo die Pflanzenwelt aufhört, fühlt man sich nicht geneigt, über die Strenge der Kälte zu klagen, wenn man bedenkt, daß diese unfruchtbaren Strecken bestimmt sind, die Vegetation zu schützen. Denn die heißen Winde der Llanos reinigen sich auf die-

sen Höhen bevor sie die Thäler erreichen, und steigen als wohlthätige Lüfte in diese herunter, während aus den Seiten der Berge die Bäche quellen, denen sie ihre Fruchtbarkeit danken.

Aber nicht genug, daß die Oberfläche der Erde reiche Ernten liefert; daß man auf demselben Berge in der Höhe Europäische und weiter unten Tropengewächse findet; daß ihre Wälder reich sind an heilenden Kräutern, an Gummi, an Harz, an kostbarem Färbe- oder Bauholz; auch der Schooß der Erde verbirgt unendliche Reichthümer. Es giebt Provinzen, wie Choco, wo man sagen kann, das Erdreich ist golden. So wie die Producte des Ackerbaues, so wechseln auch die Metalle nach dem Grade der Höhe. Schon 50 Toisen hoch fängt die Zone des Goldes und der Platina an; etwas höher ist Silber; Kupfer und Eisen reichen beynahe bis zum höchsten Gipfel der Berge.

In der Nähe der vorzüglichsten Paramos finden sich gewöhnlich beträchtliche Seen, welche der Wind wie das Meer in Bewegung setzt. Man kann sie als die Behälter der Wassermassen ansehen, die, in zahlreichen Flüssen sich ergießend, die Anden vor der Trockenheit bewahren, welche ohne diese weise Vorsorge der Natur, die Nähe des Aequators hervorbringen müßte.

Die Meere, welche die Republik Columbia umgeben, sind nicht stürmisch. Der Theil des großen Weltmeers, welcher die Küsten bespült, hat einerley Witterung und Klima mit dem festen Lande. Das Atlantische Meer ist im Allgemeinen nicht gefährlich, aber der Mexicanische Meerbusen ist es. Hier haben sich Stürme und Seeräuber gegen den Handel verschworen; sie verbreiten Schrecken und Unglück auf dem Wasser wie auf den Küsten.

Statt der Traurigkeit, in welche der Mensch in der heißen Ebene versunken ist, befallen ihn Grauen und Entsetzen bey dem Gedanken an die bösartigen Thiere, wie der Jaguar (felis onca), der Kuguar (felis concolor), die Crocodile und großen Eidechsen, die Scolopender, die Skorpionen, die Kröten, die Garapata (acarus americanus) *), welche die Höhen bewohnen. Der Reisende weiß oft nicht, wo er gehen, wo er sitzen, wo er schlafen soll; das Geheul des Windes, das Säuseln der Blätter, alles erschreckt ihn; die leuchtenden Insecten, welche in der Nacht als Rubinen glänzen, dünken ihn die flammenden Augen einer Schlange und erfüllen ihn mit Angst.

Alle Europäische **) Hausthiere haben sich in Amerika außerordentlich vermehrt. Sonst gewöhnlich ist die Wärme und der Aufenthalt in niederen Gegenden ihrem Wachsthum günstig, und sie werden in kalten und hochliegenden Gegenden klein und schwächlich: nicht so in Columbia. Die Thiere sind klein und störrig in den Ebenen; stark, groß und folgsam in den Bergen***), und dieß Phänomen ist desto auffallender, da in den Antillen die Europäischen Thiere ihre heimischen Gewohnheiten, Formen und Größe beybehalten haben; wie denn überhaupt diesen Inseln ihre Kolonialphysiognomie geblieben ist: das Festland allein hat eine eigenthümliche Physiognomie.

Am Fuße dieser Gebirge erstrecken sich südlich die fast menschenleeren Ebenen, durch welche der Meta und Ori-

*) Der Sandfloh, von dessen Stich den Menschen die Haare ausfallen.

**) In Popayan und Santa-Fé hält man auch Llamas, aber nur zum Vergnügen, nie zum Lasttragen.

***) Anders ist es bey dem Geflügel; dieses ist stärker und fetter in der Ebene als im Gebirge.

noco fließen, und nördlich die reichen Fluren von Venezuela. Um sie zu charakterisiren, ist es hinlänglich, zu sagen, daß sie allen den Ländern gleichen, die unter dem Feuer des Aequators liegen. Das Jahr theilt sich hier in sechs Regenmonde, vom April bis November, und in sechs trockene. Während jener herrscht der Ostwind, während dieser der Nordwind. Diese Länder sind mit allem Schmuck des Tropenklimas bekleidet; ungeheure Wälder, unermeßliche Steppen, von Flüssen durchströmt, welche sechs Monathe ruhig in ihrem Bette bleiben, und während der sechs anderen weit und breit alles überschwemmen; dieß ist Alles, was man in den Llanos, in Guyana und in Casanare sieht. Um der Fluth zu entgehen, welche diese Provinzen periodisch in Moräste und Seen verwandelt, muß man sich nach Caracas und Cumana zurückziehen. So haben sanfte Witterung und trockenes Land den weißen Amerikaner in Venezuela zu einem Ackerbauer gemacht; während die Viehzucht die einzige Beschäftigung ist, der man sich in den von so vielen ausgetretenen Flüssen entstandenen Morästen und in den sie umgebenden Wäldern widmen kann, wo in der Regenzeit einige Indianische Stämme Schutz suchen.

So mannigfaltig ist, auf einer Fläche von 91,952 Quadratstunden (nach Humboldt's Berechnung) der Anblick Columbia's. Selten belebt die Gegenwart des Menschen eine Landschaft; eine tiefe Stille herrscht in der ganzen Natur; die Ausdehnung des Landes ist so groß, daß man Tage lang durch Gegenden reist, wohin der Mensch, dem Anschein nach, noch keinen Fußtritt gesetzt hat. Nicht der Nahmen der Dörfer und Provinzen, nicht die Sitten und Gebräuche der Indianer, nicht einmal die Lage der Orte, wo sie ihre Wohnungen aufgeschlagen hatten, hat sich geän-

dert. Die Wüste ist noch eben so öde, die Wälder noch eben so undurchdringlich, die lebenden Geschöpfe eben so einsam; mit wenigen Ausnahmen ist Alles noch eben so wild, als zu der Zeit, da die Spanier ins Land kamen. Diese haben nichts weiter gethan, als die Flecken und Dörfer, wo die Eingebornen wohnten, zu vergrößern; sie haben keine Felder urbar gemacht, als diejenigen, welche um ehemals schon bewohnte Orte herumlagen.

Zweites Kapitel.

Bevölkerung — in den Paramos — in den Gebirgen wo Getreide wächst — in den Ebenen — Indios bravos — Negersklaven — Religion.

Alle Provinzen von Columbia waren unter der Spanischen Herrschaft so in ein einziges Land zusammengeschmolzen; es existirte zwischen den Einwohnern derselben so wenig Veranlassung zu Streitigkeiten und Haß, daß man alle alte Unterabtheilungen vergessen hatte und nur noch die Hauptabtheilung kannte, durch welche das Land in zwey Provinzen, nähmlich Königreich Neu-Granada und Landschaft Caracas, zerfiel. Farbe und Kaste machten damals keinen Unterschied zwischen den Menschen. Man kannte nur Sklaven, Unterthanen und einen Monarchen. Heutzutage, wo man die Titel abgeschafft hat und nur von individuellen Rechten spricht, sieht man nicht mehr Herren und Sklaven; Alles ist gleich, Alles im Begriff, über einander herzufallen. Ehedem gab es im Staat nur Eine

große Familie; heutzutage wären alle Bande zerrissen, wenn man sich nicht noch zu einerley Religion bekennte und dieselbe Sprache redete. Schwarze und Weiße sehen sich als zwey feindselige Classen an, so wie Mestizen und Mulatten als zwey andere.

Damit der Leser sich einen deutlichen Begriff von diesen Distinctionen mache, wollen wir eine kurze Schilderung der verschiedenen Racen, ihres Ursprungs und ihrer Durchkreuzung entwerfen. Wir werden die Einwohner von Columbia nach ihren Wohnorten in Classen theilen, und in einem besondern Capitel den Nationalcharakter, so wie er bey den Einwohnern der warmen und der kalten Länder sich verschieden zeigt, darstellen.

Die Creolen — die sich lieber Weiße nennen — sind hauptsächlich durch die Vermischung der Spanischen Race mit schwarzem und Indianischem Blute entstanden. In den Seeprovinzen haben sich die Spanischen Familien vornehmlich mit Schwarzen gekreuzt; in der Cordillera hat man sich dazu verstehen müssen, Indianern diese Ehre zu gönnen.

Alle Weißen in den Küstenländern haben Spanische Züge; die Weißen der Cordillera haben mehr Aehnlichkeit mit Nord-Europäern, ausgenommen daß sie, wie die Indianer, schiefe Augen, und wie die Eingebornen der Neuen Welt, schwarzes und hartes Haar haben.

Zwey Krankheiten verunstalten einen großen Theil der Einwohner Columbia's: Lustseuche und Kröpfe. Den Keim zu beyden bringen sie auf die Welt. Jene ist dem Lande eigen; die Unwissenheit der Indianer ist Ursache, daß sie sich unter so sehr mannigfaltigen Characteren zeigt; aber sie ist nicht so heftig, wie in Europa, und die Natur hat alle Mittel, sie zu heilen, vor die Augen des Menschen gelegt. Nichts kann den Kropf heilen; es gibt Orte, wo

alle Menschen daran leiden, ohne daß man die Ursache angeben kann *). Doch findet man dieß Uebel hauptsächlich nur in den Gebirgen, und an Orten, auf welche die Landlüfte keinen Einfluß haben.

Die Neger und Indianer haben eine weit stärkere körperliche Constitution, als die Weißen. Die Neger haben ganz die characteristische Bildung der Afrikaner; in Columbia rechnet man zu den Negern die Kinder der Schwarzen und Indianer, welche gewöhnlich schöne Züge, einen schlanken Wuchs und lange Haare haben; man nennt sie Zambos.

Die Indianer sind stark; ihre Zähne sind unverwüstbar; ihre Haare ergrauen nicht vor dem neunzigsten Jahre. Sie sind nüchtern bis zur Uebertreibung; ihr Ma-

*) Wird man einem Layen erlauben, hier seine Erfahrung mitzutheilen? Bekanntlich sind dicke Hälse in der ganzen Schweiz, dem Jura, dem Wasgau und vielleicht noch anderen Gebirgsgegenden, einheimisch, ob sie gleich nur in einigen so arg werden, daß man sie durch Kunst nicht verbergen kann. Nach einem Aufenthalte von sieben Jahren in der Schweiz hatte der Uebersetzer dieß Uebel nicht bloß an sich selbst, sondern an mehreren Personen seiner Familie, vorzüglich dem weiblichen Theile derselben, bemerkt. Ein darauf erfolgter Aufenthalt von sechs Monathen in Paris und der häufige Gebrauch des von Unwissenden (worunter wir viele Reisende rechnen) so sehr verschrienen Seine-Wassers, welches, durch Kohlenstaub gereinigt, den reinsten und klarsten Trunk liefert und alles andere Wasser übertrifft, wenn man die Sorgfalt gehabt hat, es gehörig zu kühlen, hat bey allen diesen Personen das Verschwinden des dicken Halses, ohne den Gebrauch irgend eines andern Mittels, zur Folge gehabt. Der Uebersetzer, darauf aufmerksam geworden, hat nachher gefunden, daß jenes heilsame Wasser bey sehr vielen Personen, die mit dem gleichen Uebel nach Paris gekommen waren, dieselbe Wirkung hervorgebracht hat. Er überläßt diese zuverlässige, achtzehn Jahre hinter einander gemachte Beobachtung, den Aerzten.

Uebers.

gen ist so heiß, daß nichts für ihn unverdaulich ist. Sie haben ein rundes, mehr breites als langes, und etwas convexes Gesicht; flache Stirn; Haare, die zwey Finger über den Augenbraunen anfangen; die Hirnschale niedrig; die Nase klein und fein; die Augen schief, schwarz und ohne Ausdruck; die Backenknochen sehr vorstehend; die Lippen etwas dick; erst in späteren Jahren bekommen sie Bart. Sie sind von mittlerer Größe; ihre breite Körpermasse ruht auf kleinen, eingebogenen Beinen. In den Wäldern gleicht ihre Farbe dem Kupfer, in der Ebene dem Erz.

Die Indianer waren ehemals Leibeigene (nicht Sklaven); die Revolution hat sie alle für frey erklärt. Man kennt also keine vormals sogenannte Indios reducidos, zum Gehorsam gebrachte Indianer, mehr; aber der Unterschied zwischen Indios racionales oder civilisados, vernünftigen, civilisirten Indianern, und Indios bravos, irrationales, salvages, wilden Indianern, existirt noch. Alle Berg-Indianer, ausgenommen auf den Bergen von Santa-Marta und von einem Theil des Quindiu, gehören in die erste Kategorie; eben dahin kann man einen kleinen Theil der Indianer in den Ebenen rechnen; alle andere sind Wilde.

Die civilisirten Indianer sind anhaltende Arbeiter; sie ertragen das schlechteste Wetter, aber für schwere Arbeiten haben sie nicht Kraft genug: sie taugen für diejenigen, die Geduld erfordern; auch rühmt man ihre Folgsamkeit. Die Indios bravos haben den ganz entgegengesetzten Charakter. Man schreibt ihre Kraftlosigkeit, welche die natürliche Wirkung einer heißen und dabey feuchten Witterung ist, außer dem unmäßigen Genuß der Chicha, der Gewohnheit zu, welche diejenigen dieser Wilden, die in

Gebirgen leben, angenommen haben, ihre Wohnungen am Rand der Moräste und Seen aufzuschlagen.

Ein gemäßigtes und beständiges Clima erzeugt friedliche Sitten. Drey Jahrhunderte des Friedens, der Ueberfluß, den sie dem wenig beschwerlichen Ackerbau danken, und eine von keinem Feinde gestörte Ruhe, sind die Ursachen, warum der Indianer den harmlosen und folgsamen Charakter beybehalten hat, den ihm die zur Zeit der Eroberung bestehende Ordnung der Dinge gegeben hatte; denn in der ganzen Cordillera herrschten Könige, die mit Glanz umgeben waren, und von Mexico bis Peru reiste man, ohne den Scheitel der Anden zu verlassen, aus einer Monarchie in die andre.

Auf den höchsten Gipfeln der Cordillera trifft man auf Indianer, welche ihre Herden weiden, oder in ihren Hütten sitzen, ohne andere Kleidung, als ein Hemd und Beinkleider von Baumwolle. Selten wärmen sie sich an einem Feuer, da man doch in den Einöden Afrika's nicht ohne Feuer schlafen kann. Diesen Indianern wird es selten so gut, die Sonne zu sehen, und ihre sanfte Wärme zu fühlen. Immer in Dünste eingehüllt; von den Winden, die von den oft nur wenige Klafter von ihnen entfernten Schneegipfeln kommen, erstarrt; fast nackt, aber an diese traurige Existenz gewöhnt, bringen sie ihr Leben zu, unbekannt mit der übrigen Welt, ungekannt von ihr. Glücklich im Besitz einer Freyheit, die ihnen niemand beneidet, irren sie in den Heiden der Paramos umher, ohne sich um die Welt zu kümmern, die zu ihren Füßen liegt; ihre Welt fängt an in der Region der Kryptogamen und endigt bey der Grenze des ewigen Schnees.

Die Existenz eines Hirtenvolks auf einer Höhe von manchmal 2000 Toisen über der Meeresfläche, welche

Weideplätze besitzt, so reich als die Ebenen Rußlands, und in Steppen wohnt, die nicht niedriger sind, als der Pico des Teneriffa, verdiente mehr, als bisher geschehen ist, die Aufmerksamkeit eines philosophischen Naturforschers auf sich zu ziehen.

Aus diesem Lande der Trauer, wo die Vegetation erstirbt, steigt man herab in die Region, wo sie erwacht, und wo die Natur in neuer Kraft auflebt. Hier findet man ein anderes Volk von Indianern; diese sind Ackerbauer, und pflanzen Getreide, wozu sie den Samen aus Europa erhalten haben.

Der Indianer lebt nicht gern in großer Gesellschaft; er ist melancholisch, und wenn er einen Nachbar hat, so ist dieser eben so ungesellig als er. Vielleicht haben die Indianer sich Anfangs absichtlich so vereinzelt, um nicht unter der Benennung von Pfarrer oder Alcade einen Spanier unter sich dulden zu müssen.

Die Ergötzlichkeiten des Bergindianers sind nicht geräuschvoll wie die Freude des Negers. Zwar liebt er, wie dieser, Musik und Tanz, aber er überläßt sich ihnen auf eine ganz verschiedene Weise. Der tanzende Neger hüpft, springt, stampft mit den Füßen; der Indianer schreitet langsam und im Tact einher. Den Einen setzt der Ton der Trommel und das Geschmetter einer ungeheuern Trompete aus Elfenbein in Bewegung; der andre ist nur für den Trauerton eines ausgehöhlten Rohrs empfindlich; er horcht mit Entzücken wenn einer seiner Barden ein hohles, und mit Maïskörnern angefülltes Bambusrohr tactmäßig schüttelt, oder mit einem Stecken den Kinnbacken eines Maulesels streicht; dieß sind die einzigen musikalischen Instrumente, welche der Bewohner der Cordillera kennt. Der

Geschmack, die Ergötzlichkeiten dieses Volkes sind so ruhig, als die Luft, die es einathmet.

So wie man sich von den Anhöhen entfernt, stellt die Natur und der Mensch sich anders dar. An den fast immer durch eine erstickende Hitze verbrannten Ufern der Flüsse findet man andere Sitten, eine andere Lebensweise, und oft vermißt man die Harmlosigkeit der Hirten und die Höflichkeit der Indianischen Ackerleute, wenn man sie mit dem Ungestüm und dem Jähzorn der Uferbewohner und der Fischer vergleicht.

Unter den Bewohnern der Ebenen des Orinoco und Apure bemerkt man eine unendliche Abwechselung der Farben. Im Allgemeinen sind diese Völker lebhaft und leidenschaftlich; in den Städten artet die Lebendigkeit in Grobheit aus; in den Llanos wird sie Muth und Verwegenheit. In den Seeprovinzen ist der freye Neger und Mulatte Matrose oder Handwerker; in der Ebene kehrt er zu den Sitten seines ursprünglichen Vaterlands Afrika's zurück, welche so sehr von den Sitten der Berg-Indianer abweichen. Er kennt kein größeres Vergnügen, als sich auf einem Pferde herumzutummeln, zu jagen, zu kämpfen. Die Indianer der Cordillera lieben die friedlichen Geschäfte des Ackerbaues, ihre Hütten sind ihnen werth, sie ertragen Strapazen mit Geduld, aber scheuen alle Gefahr. Diese hat hingegen für den Bewohner der Ebenen einen vorzüglichen Reiz; einem Jaguar nachjagen, ein muthiges Pferd bändigen, einen Stier in der Schlinge fangen; dieß sind seine Spiele und seine Leibesübungen. Gleich kühn im Kriege, wie auf der Jagd, braucht der Bewohner der Llanos oft gegen den Menschen dieselbe lederne Schlinge, die ihm gegen das Thier dient. Er weiß sie mit solcher Geschicklichkeit zu werfen, daß ihm

nichts entgehen kann. Auf ähnliche Weise gebrauchen die Wilden von Buenos-Ayres ihre Schlingen, an welche sie eine eiserne Kugel befestigen.

Nichts kann diese Leute in ihrem Marsch und in ihren Unternehmungen aufhalten. Auf ihren Pferden reiten sie in die Flüsse hinein, und bemächtigen sich der Schiffe, die sich da in Sicherheit glauben. So hat Paës die Spanische Flotte im Orinoco zerstört.

Diese Amerikanischen Araber achten natürlich das gutmüthige und unthätige Volk der Cordillera für gering. Sie kennen nichts verächtlicheres als die Civilisation, für welche sie alle Diminutive der Spanischen Sprache gebrauchen. Die Bewohner der Anden gelten ihnen nicht für einen braven und kräftigen Schlag Menschen: sie nennen sie Blanquillos, kleine Weisse.

Die Llaneros oder Bewohner der Ebenen, theilen sich, wie alle Völker der Tierras calientes, in Söhne von Europäern und Indianerinnen, und von Negern und Indianerinnen. Unter ihnen findet man noch Stämme, die ihre wilden Gewohnheiten vollkommen beybehalten haben, und sie jetzt, da die Missionen aufgehört haben, auch nicht mehr verlassen werden, es sey denn, wenn sie in die Familien der neuen Bewohner der Ebenen übergehen sollten.

Die Indios bravos, oder wilden Indianer, haben weder die Sanftmuth derjenigen, die man reducidos nennt; noch die Kühnheit der in ihrem Lande wohnenden Zambos. Sie kennen keine andere Art Krieg zu führen, als ihren Feind zu überfallen; wenn er ihnen in die Hände fällt, so zehren sie ihn auf. Wahrscheinlich hat der Hunger, der diese Völker ohne Zweifel plagte, als sie zum erstenmale in die Ebene hinabstiegen, sie an diese gräßlichen Mahlzeiten gewöhnt.

Die Menge der Indios bravos in Columbia ist zahlreich. Unsere alten und neuen Geographen führen sie als Spanische Unterthanen auf; die Wahrheit ist, daß sie allezeit unabhängig waren; sey es, daß die Spanier nicht für gut fanden sie zu unterjochen, sey es weil sie sich an undurchdringlichen Orten verbargen. Wenn Spanien ganz Amerika hätte im ersten Jahrhundert der Entdeckung erobern können, so wären diese Wilden schwerlich dem allgemeinen Schicksal entgangen. Aber hundert Jahre später wollte man nur noch genießen, und die Unterjochung einiger Barbaren hatte für Niemand mehr Reiz. So lebten in ungestörtem Frieden (so lange wenigstens als sie nicht selbst angriffen) die Guajiren zwischen Santa-Marta und Rio-Hacha, die Indianer von Darien, und die Englisch Sprechenden von San-Blas, die Andaquis, südlich von Timana, und die Menge Stämme, die zwischen dem Amazonenstrom und dem Apure umherirren.

Seit langem haben sie die Ruhe ihrer civilisirten Nachbarn nicht gestört, die ihrerseits sie in Frieden lassen. Allmählig rücken die Kolonisten vor und drängen sie zurück. Die Weißen finden keine Weiber mehr unter ihnen, weil es ihnen gelungen ist, dem weiblichen Geschlecht eine unüberwindliche Antipathie gegen die Weissen einzuflößen, deren frühere Gewaltthätigkeiten bey ihnen noch nicht vergessen sind. Das System der Repartimientos verminderte die nachtheilige Folgen, die aus diesem Hasse hätten entstehen können. Die Leibeigenschaft, in welche man die Indianer versetzt hatte, machte, daß sie es für eine Ehre ansahen, in die Familie ihrer Herren eintreten zu können. Aus diesen Verbindungen ist eine friedfertige, Ackerbau treibende und industriöse Bevölkerung in Gegenden entstanden, die vorher die Scene blutiger Menschenschenopfer waren.

Die Unabhängigkeit, in welcher alle diese wilde Mulatten, Neger und Indianer leben, und die Natur des Landes, welches sie bewohnen, sollten, dünkt mir, die Columbischen Staatsmänner bewegen, einen früher schon gemachten, aber wegen des Bürgerkriegs verunglückten Versuch, nicht zu wiederholen. Man hatte nähmlich die Idee, das Kameel in Amerika einheimisch zu machen. Wäre dieß gelungen, so wäre sehr wahrscheinlich der schwarze Halbwilde der Llanos ein Nomade geblieben. Er bedurfte keiner andern Wohnung, als des Rückens des Kameels; keiner Nahrung, als einiger Pisangs, mit denen er dieses Schiff der Wüste beladen hätte; überall bot ihm der Stamm des Palmbaums ein sinneberauschendes Getränk dar. Schon jetzt, und seit dem Kriege, entfernen sich viele Llaneros; schon werfen sie verächtliche Blicke auf die mit Eis bedeckten Gipfel der Anden, verhöhnen die stillen und furchtsamen Einwohner dieser Berge, und fordern sie gleichsam auf, in die Ebene herabzusteigen, wo sie, von Hitze und Durst ermattet, eine leichte Beute seyn würden.

Diese Hypothese ist nicht aus der Luft gegriffen. Den Qualen der Hitze, den Stichen der Insecten, der Gefahr von reißenden Thieren angegriffen zu werden, danken die Bewohner der brennenden Ebenen Amerika's einen Muth, von welchem die Bergbewohner nichts wissen. Die sanfte Witterung ihrer Thäler hat die Indianischen Mestizen so verweichligt, daß die Hitze der Flächen für sie nicht weniger empfindlich ist, als für die Europäer. Gewöhnlich verursacht sie ihnen ein, oft tödtliches Fieber. Man kann daher prophezeihen, daß wenn die Llaneros Kameele bekämen, sie wahre Beduinen werden würden, denn sie hätten Alles, was zu einem nomadischen Leben gehört, nähmlich Pferde, Kameele, zahlreiche Heerden und Pisangfrüchte.

Man kann weiter gehen und sagen, daß sie alsdann schwerlich der Lust widerstehen würden, nach Santa-Fé de Bogota, nach Caracas und überhaupt nach allen Städten Streifzüge zu unternehmen, um Beute zu machen. So könnte eine Zeit kommen, wo man sich auf den Straßen von Venezuela von der Plünderung der Llaneros würde loskaufen müssen, wie man sich auf der Straße nach Mekka von den Arabern loskauft.

Die ungeheure Ausdehnung des Landes, das überall Schlupfwinkel darbot, zwang die Spanier, ein System von großer Nachsicht und Milde gegen ihre Sklaven zu befolgen. Die sanfte Behandlung hinderte sie zwar, davon zu laufen, allein sie war auch dem Ackerbau so nachtheilig, daß er nie recht gedeihen konnte, und daß die Erzeugnisse des Bodens auf dem festen Lande denjenigen sehr nachstanden, welche die Antillen lieferten. Die Zahl der Sklaven war zwar beträchtlich, aber sie verminderte sich alljährlich, weil die Spanier die Gewohnheit annahmen, auf dem Todesbett ihren Negern die Freyheit zu schenken. Die neue Regierung hat sich die Grundsätze der Europäischen Halbinsel zu eigen gemacht. Sie zeigt sich den Sklaven sehr günstig, und hat ein Gesetz ergehen lassen, nach welchem die Sklaverey in vierzig Jahren in der Republik ganz aufhören soll.

Die meisten Neger finden sich in den Provinzen längs der See, in Antioquia, Magdalena, Caucas, Guayaquil und Choco. Ihre Zahl übersteigt hier bey weitem die der Weissen. In dem östlichen Ast der Cordillera gibt es nur Weisse und Indianer.

In den meisten Familien der niedern Classe, von welcher Nation oder Farbe sie sey, herrscht Eintracht: zwar beweisen sich die verschiedenen Mitglieder einer Familie

wenig Zärtlichkeit; aber sie behandeln sich gegenseitig mit Achtung: ihre Ehrfurcht vor dem Oberhaupte hat etwas rührendes. Die Kinder nennen ihren Vater Su Merced, Ihro Gnaden, und kommen alle Morgen ihm einen guten Tag zu wünschen, und knieend seinen Segen zu empfangen.

Die Gastfreundschaft, welche selbst die ärmsten Einwohner ehemals so freudig ausübten, ist für sie eine Quelle von Verdruß und Sorgen geworden. Ehemals kamen sie dem Fremden mit Einladungen entgegen; jetzt bedarf es der Drohung der Alcaden, um ihm ein Unterkommen zu verschaffen. Kein Wunder! Diese Leute sind so oft von gesetzlosen Soldaten betrogen und geplündert worden, daß sie jetzt in jedem Reisenden einen Tyrannen sehen, der kömmt, um sich mit Gewalt in den Besitz ihres Hauses zu setzen. Ehemals war die Aufnahme unentgeltlich; jetzt bezahlt man sie, oder man beschenkt wenigstens den Wirth. Durch militärischen Druck, durch Ungerechtigkeit ist ein Eigennutz entstanden, der, aller Wahrscheinlichkeit nach, in wenigen Jahren überschwenglich seyn wird.

Die verschiedenen Kasten stehen in Neu-Granada in folgendem Verhältniß:

Weisse	250,000
Mestizen, weiße sowohl als Indianische	400,000
Indianer	450,000
Mulatten	550,000
Neger, sowohl freye als Sklaven . .	94,600
	1,744,600

Man schätzt die Bevölkerung von Venezuela auf 900,000 Seelen, wovon zwey Drittel farbig sind; im Ganzen sind aber unter 2,644,600 nur etwa 550,000 Weiße. Aber diese Kaste wird sich allmählig sehr vermehren, besonders durch den Zufluß von Indianischen Mestizen,

bey

bey welchen in 50 Jahren alle Spur ihres zwitterhaften Ursprungs vertilgt seyn wird. Dieser Vortheil ist sehr groß für die Weißen, da sich die Mestizen außerordentlich vermehren, und da es scheint, daß ihre Zahl durch den Krieg nicht abgenommen hat.

Man sollte glauben, in Revolutionszeiten verbergen sich die Menschen wie das Geld; wenigstens hat man bemerkt, daß die Zahl der Menschen sich wunderbarer Weise vermehrt, sobald der Friede den Gefahren des Kriegs ein Ende gemacht hat. Diese Erfahrung wird sich gewiß auch in Columbia bestätigen. Die Zahl seiner Einwohner wird nach einigen Friedensjahren wachsen; schon jetzt sieht man einen Beweis davon in den Urbarmachungen, die an vielen Orten Statt haben.

Die Revolution und die Agenten von Saint Domingue haben die verschiedenen Kasten, aus denen die Bevölkerung von Columbia besteht, gelehrt, daß es nothwendig für sie ist, ihre Stärke kennen zu lernen. Alle arbeiten vereint zu Einem Zweck, die Fremden zu vertreiben; jede mit dem Nebenzweck, ihre eigene Farbe zu verstärken. Den Indianern allein ist es gleichgültig, wer ihr Herr sey; sie haben nicht vergessen, mit welcher Milde sie von den Spaniern behandelt wurden, die sie in ihren Dörfern, Pueblas de Indios genannt, machen ließen, was sie wollten. Sie legen wenig Werth auf eine Gleichheit, welche die ihnen so verhaßten Neger auf Eine Linie mit ihnen gesetzt hat.

Die Religion ist das Band, welches diese Racen zusammenhält, die längst über einander hergefallen wären, hielte sie dieser Zügel nicht zurück. Ueberall fordern ihre Lehrer zur Einigkeit auf, ohne welche auch keine Einheit des Glaubens bestehen könnte; wenn die Stimme dieser Prediger des Friedens befiehlt, den Haß zu zähmen,

so gehorchen ihr alle Klassen und alle Kasten. Dem Klima, der Klugheit der Geistlichkeit, der Erziehung, welche die Amerikaner von den Spaniern erhalten haben, und die drey Jahrhunderte lang durch keine Berührung mit Fremden eine Aenderung gelitten hat, ist der glückliche Einfluß zuzuschreiben, welchen die Religion ausübt. Die Columbier preisen die Franzosen glücklich, den Allerchristlichsten König zum Beherrscher zu haben; und wenn sie je diese Nation um etwas beneiden, so ist es die Menge Heiligen, die aus ihr hervorgegangen ist.

Die Gewalt der Pfarrer hat keine Gränzen; nie, und unter keinem Vorwande, wagt es eines ihrer Pfarrkinder, das geringste von den Erstlingen des Feldes zu unterschlagen, die sie ihnen gewöhnlich liefern. Welch ein Glück, daß man unter diesen halbwilden Völkern vernünftige Männer findet, die durch ihr Ansehen dem Gesetz Gehorsam verschaffen, und der Tyranney der Municipal-Behörden das Gegengewicht halten! Man macht es den Geistlichen zum Vorwurf, daß sie die Ketzer hassen, und sich Gewalt gegen die Indianer erlauben; wenn dieß wahr ist, so ist es ein neuer Beweis, daß nichts menschliches ohne Mißbräuche ist.

Man behauptet auch, ihre Sitten seyen nicht rein; aber in der Kirche wenigstens herrscht die größte Anständigkeit. Auch die Andacht der Gläubigen hat etwas herzerhebendes. Sie zeigt sich zwar auch in äußeren Zeichen, wie in häufigen Kniebeugungen; aber man sieht den Betenden an, daß ihr ganzes Herz von Inbrunst durchdrungen ist. Ihre Augen sind auf den Priester geheftet, welcher das heilige Opfer verrichtet; und ihre Aufmerksamkeit wird nicht, wie man wohl anderswo sieht, durch ein gedankenloses Nachlesen in dem Gebetbuch zerstreut; sie wissen die Gebete auswendig und sprechen sie leise dem Geistlichen nach.

Wie in Spanien, dürfen die Weiber in der Kirche nicht anders sitzen, als auf der Erde; gegen die Vorschrift des H. Paulus, muß ihr Haupt entblößt seyn. Nur an den Festtagen wird Vesper gehalten. Ehe man zum Sacrament der Ehe gelassen wird, muß man die Freymaurerey abschwören, und sich einige Zeit in frommer Abgeschiedenheit Bußübungen unterworfen haben. Mehrere andere Gebräuche sind dem Gottesdienst in diesem Lande eigen. Bey Beerdigungen wird der Leichnam unbedeckt, und in reiche Gewänder gekleidet, zur Kirche getragen; auch hat man die Sitte der Indianer beybehalten, bey dem Tode eines Kindes Freude zu bezeigen *). Erst wenige Städte haben öffentliche Begräbnißplätze, man beerdigt fast allgemein unter der Kirche.

Viele Mitglieder der Amerikanischen Geistlichkeit wünschen, sich der Suprematie des fernen römischen Hofes zu entziehen **), und besonders einen geistlichen Gerichtshof

*) Uebersetzer hat schon bemerkt, daß diese Sitte auf einem rein-katholischen Grundsatz beruht; sie hat in Spanien und Italien wahrscheinlich seit Jahrhunderten geherrscht, ehe man Amerika kannte. Merkwürdig aber wäre es, wenn die Spanier diese Sitte schon bey den Indianern vorgefunden hätten. Der Verfasser nimmt dieß als Thatsache an, allein es ist zu befürchten, daß er sich von seiner vorgefaßten Meinung, nach welcher die Sitte in Europa fremd ist, hat täuschen lassen. Uebers.

**) Daß der Clerus in Amerika geneigt sey, sich von dem Römischen Stuhl loszureißen, ist vollkommen unwahrscheinlich. Auch meint dieß der Verfasser nicht. Obgleich seine Worte unbestimmt sind, und mißdeutet werden können, so sieht man doch aus dem Folgenden, was er eigentlich sagen will, und was die Geistlichkeit wünscht. Die weite Entfernung des Oberhaupts ist ihr lästig, darum wünscht sie die Existenz einer Behörde, welche sie ersetzen könne, und vielleicht die Errichtung eines Patriarchats. Sich der Oberherrschaft

zu haben; aber sie fürchten, dadurch zu Ideen von Unabhängigkeit Veranlassung zu geben, die für sie selbst nachtheilig werden könnten; sie wollen weder ihren Feinden durch Neuerungen ein Beyspiel geben, welches sie sich beeifern würden nachzuahmen; noch der Regierung (die ohnehin schon das Patronat in Anspruch nimmt, welches Julius II. 1580 den Königen von Spanien über die Amerikanische Kirche verlieh) die theokratische Gewalt in die Hände spielen, die einst Heinrich VIII. sich anmaßte. Aus diesen Ursachen begnügen sie sich mit ihrer jetzigen Gewalt, die immer ehrwürdig ist, so lange ihnen selbst die alten Formen derselben heilig sind.

In ihrem jetzigen Zustand, da kein ehrgeiziges Oberhaupt an der Spitze der Geistlichkeit steht, ist sie der neuen Regierung nicht furchtbar. Zufrieden mit dem ungestörten Genuß ihrer Güter, und mit der äußern Ehre, die man ihnen bezeigt, nehmen die vornehmen Geistlichen an keinen feindlichen Projecten Theil. Die untere Classe ist weniger ruhig; es finden sich in derselben einige junge Hitzköpfe; aber die römische Hierarchie ist in ihren Grundpfeilern so unerschütterlich, daß man keine Wahl hat, ihr entweder getreu zu bleiben, oder sich als Ketzer zu erklären: zum letztern will sich Niemand entschließen. Die Amerikanische Revolution ist zum Theil das Werk der Geistlichkeit, welche sich mit der Hoffnung schmeichelte ihren Gang zu leiten, und die Früchte derselben einzuernten; noch jetzt läßt die neue Ordnung der Dinge dem

---

des Römischen Stuhls entziehen, wäre keine bloße Neuerung; es wäre Verleugnung der Religion, zu der diese Geistlichkeit sich mit Eifer bekennt. Uebers.

Ehrgeiz der Geistlichen hinlänglichen Spielraum; es genügt ihr noch, durch Schriften oder Reden in der gesetzgebenden Versammlung zu glänzen. Der rednerische Ruhm wird den Geistlichen nicht schwer, da sie der unterrichtetste Theil der Nation sind. Vielleicht bedenken sie nicht genug, daß der vorübergehende Ruf politischer Beredsamkeit eine gefährliche Klippe für ihr Ansehn und ihren moralischen Einfluß ist: sie müssen ihn mit Anderen theilen, und haben schon erlebt, daß einige ihrer hartnäckigsten Gegner vom Volke gekrönt worden sind; auf der andern Seite können sie als Volksredner nicht vermeiden, daß ihr Talent und ihre Beredsamkeit, die Niemand bestritt, so lange sie bloß in den Mauern der Kirchen sich äußerten, dem profanen Tadel der politischen Scribenten ausgesetzt ist. Aber hat man einmal die Mängel ihrer Vorträge auf der Rednerbühne enthüllt, so findet man sie auch auf der Kanzel. Wer bey Verfechtung politischer Meinungen unterlag, wird auch die Sache der Religion nicht immer siegreich vertheidigen.

Drittes Kapitel.

Volkscharakter.

Die Skizze, die ich von den in Columbia wohnenden Racen entworfen habe, wäre unvollkommen, wenn ich nicht eine Schilderung ihres Charakters beyfügte. Vielleicht werden einige der Züge, die ich in meine Skizze aufnehmen werde, den Personen übertrieben scheinen, welche nur mit den aufgeklärten Männern gelebt haben, die an der Spitze der Regierung und der Geistlichkeit in Bogota stehen. Diesen soll das Bild, das ich aufstellen werde, nicht gleichen; denn seine Züge sind nicht von ihnen, noch überhaupt von den Einwohnern Bogota's entlehnt. Ueberall hat das Volk der Hauptstädte seine eigene Physiognomie, die dem Volke der Provinzen gar nicht gleicht. In diesen allein kann man eine Nation kennen lernen. Wer nur Bogota gesehen, wer nur in der dortigen Gesellschaft gelebt hat, der hat einen ganz falschen Begriff von den Columbiern. Ein Theil des Nationalcharakters hat sich durch die Fremden verwischt, die in dieser Stadt gewesen sind; unverfälscht findet man ihn nur in den Städten, die gleich weit von den Küsten und von der Hauptstadt entfernt liegen.

In den warmen Ländern ist der Columbier mager; seine Gesichtsfarbe ist sehr gelb, und gemeiniglich ist er von kleiner Gestalt, und selten wohlgebildet. Seine Entkräf-

tung ist eine Folge der allgemeinen Entartung, welche die Weißen unter den Tropen erfahren, und die sich immer mehr äußert, je mehr das schwarze Blut, das sich gewöhnlich mit dem Blute des Europäers gemischt hat, sich allmählig vermindert.

Steigt man in kältere Länder empor, so findet man die Menschen weniger gelb; bis auf 600 Toisen ist ihr Ansehn noch blaß; auf 1000 färbt es sich schon; das frischeste Incarnat herrscht in der Höhe, die mit Santa-Fé de Bogota parallel ist. Hier sind die Menschen schön, vorzüglich als Kinder; sie sind zwar krankhaft, und bey vorrückendem Alter mannigfaltigen Gebrechen unterworfen, aber ihre hohe und wohlgebaute Gestalt hindert, daß man ihr frühzeitiges Alter merkt *).

Die Züge des Columbiers sind nicht lebhaft; seine Miene ist finster, traurig und ohne Ausdruck; sie ist der Abdruck seiner natürlichen Unthätigkeit und Gleichgültigkeit, welche auch aus der Langsamkeit seiner Bewegungen erhellt. An Trägheit wird er nur durch seinen Sklaven übertoffen. Um unter diesen Menschen zu leben, bedarf der Fremde eine gute Dosis Geduld. Je mehr man sich bemüht, Jemand, mit dem man zu thun hat, anzutreiben, desto weniger kömmt man mit ihm vorwärts; am Ende findet sich, daß man damit nichts weiter ausgerichtet hat, als seinen anfänglich guten Willen in Abneigung zu verwandeln. Einen Columbier anspornen, ist so viel, als einen Schläfrigen wecken zu wollen; er will nach seiner Laune handeln, und unterwirft sich keiner fremden Leitung.

*) Die Vornehmen kleiden sich ganz Französisch, und werfen nur den Spanischen Mantel um.

Wahrscheinlich hat der Columbier einen nicht weniger lebhaften Geist als der Europäer; aber unter der Herrschaft eines argwöhnischen Volks erzogen, hat er sich gewöhnt, seinen Groll unter dem Schein von Fühllosigkeit zu verbergen. Doch ist ein beträchtlicher Unterschied zwischen dem Bewohner der Ebene und dem der Gebirge. Das Volk der Provinz Caracas scheint geistreich und selbst etwas anmaßend im Vergleich mit den Einwohnern von Santa-Fé de Bogota, welchen man geneigt ist, mehr Gutmüthigkeit und natürlichen Verstand zuzuschreiben.

Stolz ist der Grundzug des Nationalcharacters; von ihm kömmt der Widerwille, welchen viele Menschen gegen die Fremden hegen, ob sie ihn gleich unter den zärtlichsten Liebkosungen zu verbergen suchen. Eine andere Ursache ihrer Abneigung ist wahrscheinlich die Eifersucht über die Vortheile, welche die Europäer aus ihrer Thätigkeit ziehen, denn der einzige Gedanke des Columbiers, der Gedanke, der ihn Tag und Nacht beschäftigt, ist der Eigennutz. Diese Habsucht, welche bey dem Nord-Amerikaner die Mutter der Industrie geworden, ist bey dem Columbier nichts als erbärmlicher, kleinlicher Geiz; das Bedürfniß, zusammenzuscharren, und nicht das Verlangen, zu besitzen, um auszugeben und zu genießen. Letzteres erzeugt bei einem Volke eine große Industrie und einen ausgedehnten Handel. Der Columbier ist kein Kaufmann, er ist ein kleiner Krämer.

Wenn er in Handelsgeschäften seine Geldgier unter dem Schein der Kaltblütigkeit und der Uneigennützigkeit zu verstecken sucht, so nimmt er bey politischen Gesprächen seine Zuflucht zu einem nichtssagenden Lächeln, oder zu Versicherungen, deren Falschheit dem Fremden weit weniger entgeht, als er glaubt. Seine Meinung in Staatsgeschäften sagt er zwar unverhohlen, aber seine Maßregeln

hält er bis zum Augenblick der Ausführung zurück; je strenger und ungerechter sie sind, ein desto undurchdringlicheres Geheimniß ruht auf ihnen *).

Alles, was man von dem Columbier fordert, wird verwilligt; nie wird eine Gefälligkeit abgeschlagen, aber das Versprechen ist eben so schnell vergessen, als ausgesprochen. Wenn man ihn hört, so ist er immer bereit, sein Möglichstes zu thun (hacer sus diligencias), aber er rückt nicht von der Stelle. Er bietet dem Fremden seine Verwendung an; alles, was er besitzt, ist zu seiner Verfügung (a su disposicion); fragt man nach seinem Befinden, so ist er immer bereit, zu dienen (para servir a Usted). Man hüte sich, seine Dienstfertigkeit auf die Probe zu setzen.

Man mag zu einem Columbier sagen, was man will, so geht nie die mindeste Aenderung in seinen Zügen vor. Will man ihm glauben, so ist er die Bescheidenheit selbst; er erkennt willig, wie tief Amerika in Künsten und Wissenschaften unter Europa steht; aber man kann ihm nichts Angenehmeres sagen, als daß Europa nichts Besseres hervorbringe als Amerika. Eigentlich fühlen diese Leute sich gar nicht durch einen Vergleich mit Europa geschmeichelt, wenn er auch zu ihrem Vortheil ausfällt. Besonders haben sie eine übertriebene Meinung von den Talenten ihrer Generale. Es gibt in Columbia viele Leute, die Bolivar, als Kriegsmann, weit über Buonaparte setzen. Europa besitzt nur wenige Gelehrte, die man, wie sie glauben, Männern wie Mutis, Caldas und Zea vorziehen kann **).

*) Der Uebersetzer gesteht, daß ihm diese etwas mysteriös klingenden Andeutungen des Verfassers nicht ganz klar geworden sind. Uebers.

**) Uebrigens sind unstreitig diese drey Männer sehr große Botaniker, und Vasques als Künstler von ausgezeichnetem Verdienst.

Ihr erster Mahler Vasques, ihr erster Redner in dem Hause der Repräsentanten, Mosqueras, stehen den größten Männern der alten Welt nicht nach. Man glaube nicht, daß ich übertreibe; ich wiederhole, was ich fast von Jedermann habe sagen hören. Wenn einige Personen sich gegen die Fremden nicht so äußern, so thun sie es nicht, weil sie nicht so denken, sondern aus Bescheidenheit. Daß sie nichts von den Europäischen Soldaten halten, versteht sich; sie glauben, alle Armeen Europens gleichen den undisciplinirten Haufen Spanier, die sie geschlagen haben.

Man wird sich über diese Vorurtheile nicht so sehr wundern, wenn man weiß, daß viele Columbier, die den Spanischen Stolz geerbt haben, Europa gar nicht kennen; daher ihnen die Talente ihrer Landsleute bewundernswürdig erscheinen. Diese hohe Meinung von Allem, was auf ihrem Boden wächst, ist der Anfang zur Entwickelung eines Nationalcharakters. Was die litterarische Ueberlegenheit Europa's anbelangt, so erkennen sie diese, und werden sich dadurch ermuntert fühlen, ihr nachzueifern.

Die Columbier haben eine wahre Leidenschaft für Processe, und verabscheuen doch Zänkereyen. In den warmen Ländern wenigstens wird, ungeachtet ihres heftigen Gemüths, in keiner Familie der Hausfrieden getrübt, so lange die Frau ihren Ehegatten ungestört sich in seinem Hängebett schaukeln und dabey seine Cigarre rauchen läßt. In den Gebirgen bewirkt Gleichgültigkeit und Nachsicht dieselbe häusliche Ruhe.

Ihre Liebe zum Spiel und zu unbesonnenen Unternehmungen geht bis zur Wuth; in allen übrigen Stücken führen sie ein regelmäßiges und vernünftiges Leben.

Die Fremden, deren Einbildungskraft voll der prächtigen Beschreibungen ist, die man in Europa von der

Menge und dem Reichthum der Goldminen von Neu-Granada liest, glauben, man habe in diesem Lande nichts Angelegeneres zu thun, als Bergwerke zu bauen; in den Augen der Einheimischen ist Gold nichts, als ein gemeines Metall; sie sinnen nur auf die Entdeckung von Diamantengruben.

Den meisten Columbiern fehlt es an Kenntnissen und Kunsttalenten; einige können jedoch Französisch, lieben die Französische Litteratur und ziehen sie sogar allen anderen vor. Die Geistlichen besonders sind Bewunderer der Kanzelredner Frankreichs *).

---

*) Die Gemälde, welche man in Europa vor Raphael †) verfertigte, können uns einen Begriff von dem Zustande derjenigen geben, welche die Columbischen Künstler hervorbringen. Ihre Zeichnung ist incorrect, den Figuren fehlt Ausdruck, keine Idee von Perspective, keine Spur von Fantasie. Wenn die Amerikaner an Beredsamkeit und Poesie noch nicht den Vorrang vor den Spaniern behaupten können ††), so muß man gestehen, daß ihre Landsleute sich vor der Lächerlichkeit zu hüten gewußt haben, um derentwillen man die Französischen Schriftsteller vor den Zeiten Ludwigs XIV. nicht lesen kann. Ihre Kanzelredner haben viele Würde und Salbung. In der schönen Litteratur sind die Leute von Stande in Amerika weniger zurückgeblieben, als in Künsten und Wissenschaften.

Die Redner in ihrer Versammlung verstehen selten, sich über das Gemeine zu erheben; sie kennen die rhetorischen Figuren nicht, welche

†) Der Verfasser scheint, Anfang der Kunst und ihre Vollendung verwechselnd, sagen zu wollen: vor der Erneuerung der Kunst. Denn schwerlich hat Columbia Gemälde aufzuweisen, die man mit den besseren vor-Raphaelischen Schildereyen vergleichen kann.

Uebers.

††) Der beste Dichter der Republik ist ein Spanischer Priester. Es wird kaum nöthig seyn, darauf aufmerksam zu machen, daß, so oft von Leuten von Distinction die Rede ist, darunter nur die vornehmsten Einwohner von Caracas, Bogota, Quito und Guayaquil verstanden werden können, weil man auf dem Lande verdorbenes Spanisch spricht, und die meisten Indianischen Stämme diese Sprache nicht einmal verstehen. Jeder derselben hat sein eigenes Idiom.

Bey den Columbiern jedes Ranges findet man eine ausgesuchte, oft nur übertriebene Höflichkeit und Artigkeit. Die Vornehmen besitzen die Tugend der Gastfreundschaft, die in Europa verschwunden ist; doch üben sie dieselbe nicht überall mit der Herzlichkeit aus, durch die sie in den Augen des Reisenden einen so hohen Werth erhält. Man behandelt diesen zu sehr, nach dem Kleid das er trägt, mit Achtung oder mit einer beleidigenden Familiarität, und wenn sein Aufenthalt etwas lange dauert, so zeigt man ihm zuletzt, daß man seiner überdrüssig ist.

Man muß, wo möglich, nicht zum zweyten Mal in demselben Hause einkehren, jedoch einen Vorwand des Wegbleibens angeben; sey auch dieser noch so schlecht, so wird man dem Fremden dankbar für seine Discretion seyn. Kehrt er in dasselbe Haus zurück, so glaubt man, er wolle sich einnisten, und halte sich wohl gar berechtigt, den Herrn zu spielen; man fürchtet dieß um so mehr, wenn er sich das erste Mal freygebig gegen den Wirth gezeigt hat; der Hausherr ist auf sein Ansehen so eifersüchtig, daß er gleich eine Beeinträchtigung fürchtet.

Alle Columbier bezeigen ihren Eltern die Ehrerbietung,

---

welche auf das Volk wirken. Doch fehlt die Gelegenheit nicht, Effect zu machen, weil das Repräsentantenhaus schon in Berg und Thal (valle e montana) getheilt ist. Aber die parlamentarische Sprache hat sich noch nicht gebildet; wenn ein Redner sich erwärmt, so geräth er gleich in Zorn. Ich habe Repräsentanten vor Wuth weinen sehen. Es gibt jedoch in dieser Versammlung einige Männer, die geschickt improvisiren. Man darf sagen, daß der Vice-Präsident der Kammer, ein Geistlicher von der Oppositionspartey, sich bis zu einer wahren Beredsamkeit erhoben hat, als die Discussion über das Patronat Statt hatte. Die Regierung hatte diese Prärogative der Krone in Anspruch genommen, ließ sie jedoch vor der Hand fallen, um sich nicht mit der Geistlichkeit zu entzweyen.

welche der wahre Grundstein einer wohleingerichteten bürgerlichen Gesellschaft ist; die Kinder nennen ihre Eltern Herr Vater und Frau Mutter, häufig auch Ihro Gnaden.

Jedes Volk hat ihm eigenthümliche Laster; Lügenhaftigkeit, Eifersucht und Undankbarkeit sind die herrschenden Untugenden des Columbiers. Man könnte die Rachsucht als die vierte nennen, wenn man das Columbische Sprichwort: Verzeihen ist göttlich, aber nicht menschlich, als eine geltende Maxime ansehen will.

Der Fremde wird oft von Personen besucht, die auf silberne Bestecke oder reiche Stoffe Geld borgen wollen. Er weigere sich dessen schlechterdings; thut er es nicht, so hat er und nicht sein Schuldner eine Obliegenheit übernommen; denn wenn es ihm je einfällt, sein Geld zu fordern, so wird er als ein Tyrann verschrieen. Der Reisende muß sich hauptsächlich vor gewissen Billetten in Acht nehmen, worin man ihn mit den Ausdrücken der leidenschaftlichsten Zuneigung auf wenige Tage um eine Unze Gold bittet, und zugleich geschickt zu verstehen gibt, daß man das Geld selbst zurückbringen werde. Gibt man es, so kann man gewiß seyn, weder von dem Geld noch von der Schuldnerin je etwas zu sehen zu bekommen.

Man mag schenken oder leihen, so erhält man die einem Wohlthäter so wohlklingende Formel: Dios se lo pague, Gott vergelte es, zur Antwort; in der That kann man oft von ihm allein die Erstattung einer Gabe erwarten, zu der man aus Menschlichkeit sich entschlossen hat. Aber auffallend ist es doch, daß man in diesem Lande alle Dienstleistungen mit einer so abgedroschenen Redensart erwiedert. Geht man über eine Brücke, oder hat man einige Tage in einem Hause gewohnt, so sagt man: Dios se lo pague, und entfernt sich, ohne zu zahlen. Wahr-

scheinlich ist diese Unart häufig Ursache der abschlägigen Antworten, welche man an vielen Orten erhält; sie sind zwar immer in Entschuldigungsworte eingehüllt, die dem Unwillen nicht Raum geben, ob die Entschuldigung gleich oft nur ein Vorwand ist; denn nicht alle Leute, die mit Somos pobres antworten, sind wirklich arm.

Der Fremde muß Alles vermeiden, was die Eifersucht des Amerikaners reizen kann; ich meine nicht die Eifersucht, welche in Spanien die Plage der Ehemänner seyn soll, denn diese ist in Amerika wenig bekannt. Aber hat der Fremde Talente, Verstand, besitzt er Kenntnisse, so verberge er sie soviel als möglich. Pracht kann er nur zeigen, wenn sein Vermögen ihm erlaubt, freygebig bis zur Verschwendung zu seyn, und er Lust dazu hat. Vorzüglich rühme er nie in Gegenwart eines Amerikaners das Verdienst eines Dritten. Er wird einen armen Hidalgo wenig erbauen, wenn er in seiner Gegenwart von dem Vermögen seines reichen Nachbars spricht. Diese lächerliche Eifersucht ist der Grund des Vorwurfs, den man gewöhnlich den Engländern macht, daß sie zu viel von ihrem Lande erzählen; Columbia kann im Vergleich mit der Pracht von Groß-Britannien nur ein erbärmlicher Staat scheinen; aber der geringste Vorzug, den man einem Andern gibt, das Lob, das man ihm ertheilt, sind Injurien, welche der Columbier nicht vergißt. Diese Eifersucht liegt im Nationalcharakter; jedoch hat sie hin und wieder auch noch einen andern achtungswürdigen Grund. Viele Columbier fühlen mit wahrem Kummer, daß ihr Vaterland Gefahr läuft, durch die Revolution die Beute geschickter Fremden zu werden *).

*) Mit aller Vorsicht kann es einem Fremden doch leicht ge-

Man findet bey weitem nicht bey allen Amerikanern das Zartgefühl, welches man die Quintessenz der Rechtlichkeit nennen kann. Die Spur der Sklaverey, die das Loos von Vielen gewesen, ist noch zu neu; der Leibeigene hält sich berechtigt, durch List und Ränke sich zu verschaffen, was er von der Großmuth und Gerechtigkeit seines Herrn nicht erhalten kann.

Die Undankbarkeit ist ein anderer Vorwurf, welchen die Columbier verdienen. Wohlthaten empfängt man mit Freuden, aber man vergißt bald die Hand, die sie gespendet hat, oder man denkt, man habe sie durch Zudringlichkeit erhalten, und sey nicht verpflichtet, sich ihrer zu erinnern. Mit Unverschämtheit fordern, mit großer Danksagung empfangen und schnell vergessen, sind häufige Fehler der Columbier. Wenn ihre Väter den Vorwurf der Ungerechtigkeit auf sich geladen haben, so kann man die Söhne mit Recht des Undanks zeihen.

In ihren Vergnügungen, in ihren Festen, selbst in ihren kirchlichen Ceremonien verrathen sie eine gewisse Gemeinheit; bey ihnen artet der Anstand immer in eine Vertraulichkeit aus, die an eine andere Gleichheit erinnert, als an diejenige, welche die Mutter stolzer Republikaner ist *). Doch ist es gerade dieser Charakterzug, welcher den Um-

---

schehen, jemand zu beleidigen. Selten bleibt der Columbier beym ersten Unwillen stehen; er geht gleich zum unversöhnlichen Haß über. Wenn man dem Fremden sagt: Der oder jener, se pone bravo, so nehme er sich in Acht. Sagt man aber von einer Frau, sie sey brava, so verschließe er sich in seine Wohnung. Dieser Ausdruck bedeutet nicht brav, herzhaft, sondern zornig. Ein Tiger ist bravo, eine Henne ist brava.

*) Wenn wir den Verfasser recht verstanden haben, so will er sagen, der gesellschaftliche Ton der Amerikaner erinnere an ihren Ursprung und verrathe, daß sie von Sklaven abstammen. Uebers.

gang mit ihnen dem Fremden so angenehm macht. Begegnen sie jemand, den sie nur einmal gesehen haben, so grüßen sie ihn; haben sie das erstemal mit ihm gesprochen, so fassen sie ihn beym nächsten Zusammentreffen bey der Hand, und nennen ihn zutraulich mi amigo, mein Freund, oder wenn sie zufällig den nehmlichen Vornahmen haben, mi tocayo, mein Nahmensvetter. Diese Begrüßungen und diese Ausdrücke der Zärtlichkeit muß man mit Artigkeit erwiedern, aber ja nicht mit Vertraulichkeiten. Alles, was man sagt, gibt Gelegenheit zu Klatschereyen. Der Fremde hüte sich vor Herzensergießungen, vor der Manie, einen guten Rath geben zu wollen. Der Columbier fühlt sogleich einen Rest von Spanischem Stolz sich in ihm regen, und glaubt sich durch eine solche Freyheit beleidigt.

Je weniger das Gespräch in den Schranken der Decenz bleibt, desto mehr gefällt es; doch muß das Unsittliche mehr im Sinne als in den Worten liegen; wird es deutlich ausgesprochen, so begeht man eine Sünde, die vor den Richterstuhl des Beichtvaters gehört, vor welchem ein jeder sich hütet.

Einige Personen, und darunter selbst Geistliche, machen sich eine Ehre daraus, für Ungläubige zu gelten, ohne jedoch eine einzige gottesdienstliche Handlung zu versäumen. Man erlaubt sich, die Guerre des Dieux und die Werke von Boulanger*) zu lesen, aber man verfehlt keine Messe und

*) Die Guerre des Dieux ist eine anti-religiöse und alle Sittlichkeit empörende komische Epopée, wodurch der sonst elegante Dichter, Vicomte de Parny, sich entehrt hat, indem er Rival Voltaire's werden wollte. Boulanger, welcher 1759 in seinem 37sten Jahre starb, ist einer der Koryphäen der Religionsfeinde,

und keine Predigt *). — Wenn wir von der Energie und moralischen Stärke der Einwohner der warmen Gegenden gesprochen haben, so meinten wir damit nicht die Entwickelung der Geisteskräfte. Die brennende Hitze der heißen Zone, und vorzüglich die unzählbaren Insecten, welche sie heimsuchen, erlauben dem Geist nicht, sich fest auf etwas zu richten; sie spannen ihn zu sehr ab, als daß er sich mit Beharrlichkeit dem Nachdenken überlassen könnte, welches zu großen Endeckungen führt. In den versengten Aequatorländern sind Muth, Lustigkeit, Geschicklichkeit und die Gabe der Nachahmung zu Hause; so sind die Tierras calientes. Diejenigen Gegenden aber, welche durch eine besondere Wohlthat der Natur eine sanfte Wärme genießen, sind das Vaterland der Künste, des Geschmacks und der tiefsinnigen Melancholie; dieß sind die künftigen Geschenke, welche die Vorsehung den Anden bestimmt.

---

welche im achtzehnten Jahrhundert mit Voltaire an dem Umsturz des Christenthums arbeiteten, und dem Nahmen Philosophen, den sie sich beylegten, einen üblen Ruf zuzogen. Boulanger war nichts weniger als Philosoph, im wahren Sinne des Worts, und noch minder ein Mann von Kenntnissen. Er hatte eine lebhafte Einbildungskraft, vermittelst welcher er auf verschiedene Naturerscheinungen, die er, der keine Idee von Geologie, Mineralogie und Physik hatte, sich nicht erklären konnte, ein anti-religiöses System baute. Bey seinem Leben ließ er nichts drucken; seine Werke sind nach seinem Tode von dem berüchtigten Baron v. Holbach herausgegeben, und wahrscheinlich sehr verfälscht worden. Manche sind ihm auch ganz untergeschoben worden. Seitdem die Naturwissenschaften auf eine gründlichere Art studirt werden, kann kein unterrichteter Mensch die Werke von Boulanger mehr lesen, und seitdem man sie 1792 in 8 Bänden in 8. oder 10 Bänden in 12. gesammelt hat, sind sie in Vergessenheit geräthen. Uebers.

*) Die Männer tragen gewöhnlich ein goldenes Kreuz auf der Brust, die Frauen ein Scapular.

Den Columbiern hat bis jetzt der Unternehmungsgeist gefehlt, welcher Rußland und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in wenig Jahren auf die erste Linie der civilisirten Nationen gestellt hat. Die Regierung hat nicht Macht genug, um die Asiatische Weichlichkeit der Einwohner in Thätigkeit zu setzen, und das Volk liebt die Fremden nicht genug, um sie herbeyzurufen und zu begünstigen; doch behandelt es sie gut, aus lauter Stolz. Mit dem Nord-Amerikaner mag man gern Geschäfte machen; aber man wird lieber mit dem Süd-Amerikaner leben, weil seine Formen zwar weniger freymüthig, aber angenehmer sind. Die Fehler und Laster der Columbier sind allen Völkern eigen, die noch nicht auf den Grad von Cultur gelangt sind, auf welchem wir uns befinden. Die politischen Gräuel, die sie als Repressalien begangen haben, sind bis jetzt die einzigen, welche man ihnen vorwerfen kann.

Viertes Kapitel.

Ackerbau — Gewerbe — Bemerkungen über den Pisangbaum — Bergwerke — Münze — Salinen — Handel — Ausfuhr — Einfuhr.

Dem Ackerbau fehlt es nicht an Thätigkeit, aber an Absatz; dieses Uebel ist Schuld, daß der größte Theil der Felder unbebaut bleibt.

In den kalten Ländern bedient man sich des Pflugs, weil die Ebenen seinen Gebrauch verstatten; in den warmen Thälern bloß der Hacke

Ob man gleich den Ertrag der Landesproducte zu hoch

angeschlagen hat, so glaube ich doch nicht, daß er mehr als drey Procent abwirft. Durch besondere Gunst der Natur machen einige wenige Besitzungen hievon eine Ausnahme; sie enthalten nähmlich ungeheure Wiesen, auf welchen man vieles Vieh erzieht. Der Verkauf desselben ist sehr einträglich.

Die Fruchtbarkeit des Erdreichs ist nach den Höhen und den Orten verschieden. Um den Werth des Landes zu bestimmen, fehlen allgemeine Data. Natürlich haben die schon urbar gemachten einen größern, als die unbebauten: jene sind auch die besten. Doch kann man annehmen, daß ein zum Anbau des Weizens, und zur Erziehung von großem Zuchtvieh taugliches Land von 30 Klaftern Länge und 15 Breite, in der kalten Region tausend, und in der heißen 200 Piaster werth ist. Jede Klafter hat 78 Varas, und jede Vara sieben und dreyßig Castilianische Zolle *).

Ein Getreidefeld von 12 Klaftern Länge, und halb so viel Breite, auf dem auch Schaafe aber kein Rindvieh gehalten werden kann, wird in den kalten Ländern auf 500 Piaster, in den warmen auf 100 geschätzt.

Ehemals konnte man für einen gesattelten und gezäumten Maulesel ein ganz ansehnliches Stück Land haben. Noch heutzutage wird manchmal ein solcher Handel geschlossen; in wenig Jahren wird es ganz anders seyn.

Die reichsten Güter liegen in der Nachbarschaft von Bogota. Die Wirthschaftsgebäude sind wohl angelegt, und die Scheunen ziemlich voll; sie wären es noch weit mehr, wenn man weniger Land zu Vieh-Weiden gebrauchte. Freylich können diese nicht vermindert werden, ohne Nach-

*) 30 Varas machen etwas über 80 Rheinl. Schuh. Uebers.

theil der Herden von Mauleseln und Pferden, welche zur Verbindung zwischen den Provinzen nothwendig sind, da das Erdreich so uneben und schwierig ist, daß man sehr viele Lastthiere zum Transport von wenig Waaren gebraucht. Zwischen Bogota und Sogamoso könnte man allerdings durch Anlegung von Straßen für Güterwagen dieses Uebel vermeiden.

Ob man gleich aus der Viehzucht großen Vortheil zieht, besonders wenn man das junge Vieh aus den Llanos kommen läßt, so hat man noch nicht eine gescheute Einrichtung nachgeahmt, welche die Jesuiten ihrer Zeit getroffen hatten. Damit ein zu schneller Uebergang aus dem Klima des Meta in das Bogotische der Gesundheit des Viehes nicht nachtheilig seyn möchte, hatten sie in gewissen Entfernungen Stallungen bauen lassen, wo das Vieh einige Tage ausruhte, und sich so allmählig auf eine so verschiedene Temperatur vorbereitete. Dadurch vermied man eine der Ursachen des großen Viehsterbens, welches jetzt alle Jahre Statt hat, nähmlich den zu schnellen Einfluß der Kälte der obern Region. Eine andere Ursache des häufigen Sterbens liegt in den spitzigen Steinen der obern Region, welche das zu zarte Huf der Llanos-Rinder nicht ertragen kann. Unter allen Thieren, welche über die Paramos ziehen, leiden die Pferde am wenigsten.

Der Bau der Colonialwaaren ist weit hinter der sogenannten Europäischen Cultur (d. h. dem Anbau Europäischer Pflanzen) zurück: jener ist zwar an und für sich ergiebiger, allein wegen der Sorglosigkeit der Pflanzer weniger einträglich. Man kann nicht ohne Bedauern sehen, wie nachlässig Baumwolle, Zucker und Cacao behandelt werden; Caffé, Indigo, und der mit Cochenille überladene Nopal, werden ohne alle Pflege der Natur überlassen.

Sorglos, mitten in seinem ohne Mühe erworbenen Ueberfluß, begnügt sich der Landmann, die Erde am Fuß der Pisangbäume zu gäten; will er sich mit dem Saft des Zuckerrohrs berauschen, so schneidet er es an der Wurzel ab.

Die jetzige Regierung von Columbia fühlt sehr wohl die Nothwendigkeit, den Ackerbau auf alle Art aufzumuntern; sie hat durch ein Decret vom 11. October 1821 einen sehr niedrigen Verkaufspreis für öde Ländereyen bestimmt; nähmlich für die Fanegada nahe bey der Küste 2 Piaster, im Innern Einen. Die Fanegada ist zu 100 Quadrat-Varas oder 20 Estadales, folglich zu 400 Quadrat-Estadales bestimmt worden. Jede Estadale hat 4 Quadrat-Varas*).

Seitdem ist die Regierung noch freygebiger geworden. Der letzte Congreß hat die vollziehende Gewalt bevollmächtigt, zwey Millionen Fanegadas unentgeltlich an fremde Familien zu überlassen, die sich im Lande niederlassen wollen, unter der Bedingung, daß sie dieselben im Lauf von einem Jahr urbar machen.

Die Industrie wird den gewohnten Schlendrian nicht aufgeben, so lange die Concurrenz mit der Fremde alle Versuche sie zu verbessern zurückscheucht. Uebrigens kann man fragen, ob denn wirklich die Industrie einem Lande

*) Eine Fanega ist ein Getreidemaß von 240 Franz. Cubikzoll. Die Fanegada ist so viel Land, als man mit einer Fanega Getreide besäen kann. Nach Nelkenbrecher enthält die Fanegada 4900 Quadrat-Varas, oder etwas mehr als 1¼ Berliner Morgen. Demnach wäre der vom Verfasser angegebene Preis zwar niedrig, aber doch im Verhältniß mit dem Preise, der in Nord-Amerika für öde Gegenden bezahlt wird. Allein er setzt weiter hinzu: die Fanegada enthalte 400 Quadrat-Varas; dieß wäre nur $\frac{1}{10}$ eines Berliner Morgens. In diesem Fall würde ein Flächenraum gleich einem Berliner Morgen, an der Küste zu 20, im Innern zu 10 Piaster verkauft, welches nicht wahrscheinlich ist. Es muß also hier irgend ein Irrthum obwalten; doch gibt es auch verschiedene Fanegas. Uebers.

so nothwendig ist, das in den Producten seines Bodens und seiner Bergwerke solche Schätze besitzt. Wenn es beyde Vortheile verbände, würden seine Verbindungen mit Europa aufhören. Soll Europa genöthigt werden, sie durch die Gewalt der Waffen wieder anzuknüpfen?

Ein Umstand, welcher das Gedeihen des Ackerbaues in dem unabhängig gewordenen Süd-Amerika immer hindern wird, ist die Cultur des Pisang. So nützlich sie der Industrie in den gemäßigten Ländern ist, indem sie eine Menge Menschen, die man in manchen Gegenden für den Ackerbau braucht, den Manufacturen überläßt, so nachtheilig ist sie in den heißen, wo sie die natürliche Trägheit der Bewohner begünstigt. In den Ebenen Amerika's wird der Pisang dieselbe Wirkung haben, welche in Afrika die Dattel hervorgebracht hat; es werden westliche Beduinen entstehen. Die Menge Früchte, die dieser Baum liefert, die Schnelligkeit seines Wachsthums und die Leichtigkeit seiner Anpflanzung müssen dieß befürchten lassen. Ueberall, wo der Mensch nicht gezwungen ist den Boden zu bauen, wird er ein Nomade; überall, wo er das Bedürfniß hat, sich von Sorgo *), Maïs, Reis oder anderen Cerealen zu nähren, ist er, auch bey der reichsten Ernte, an den Boden gefesselt, und hat einen bestimmten Wohnsitz. Wo hingegen die Milch, die Cocosnuß, die Knospe einer Arekapalme, einige Datteln, das Harz einer Mimosa, einige Feigen zu seiner Nahrung hinreichen, führt er ein irrendes Leben, und gewinnt für keinen Boden Vorliebe. Und wozu brauchte er eine stete Wohnung, da die Natur ihm überall Speise darbietet? Natürlich ist er immer reisend, von Zeit zu Zeit läßt er sich nieder um zu ruhen, langt

*) Holcus sorghum, Indianische Hirse.

einige Früchte aus seinem ledernen Beutel, ißt, schläft, hebt sein Zelt auf, und zieht weiter.

Wenn die Producte des Ackerbaues und der Industrie in Columbia den Europäer wenig interessiren, und er von dieser Seite keine nachtheilige Concurrenz zu fürchten hat, so kann dagegen die Ausbeute aus den Bergwerken einst wichtig seyn, wenn diese von verständigen Menschen werden gebaut werden. Es wird den Europäern dann schwer seyn den Columbiern Kupfer, Eisen und Bley zu verkaufen, wann sie diese Metalle in hinreichender Menge aus den Gebirgen von Opon, Truxillo, Moniquira und Guanacas *) ziehen werden. Zugleich wird der Bau der Gold- und Silberminen in Mariquita sich vervollkommnen, und ihr Ertrag sich verdreyfachen. Das Land braucht immer mehr

*) Wir theilen hier die Analyse einiger Mineralien Columbia's mit, welche H. Berthier, Professor der Bergwerksschule zu Paris veranstaltet hat.

Kupfererz von Moniquira. Dies Erz ist ein Gemenge von Kupferkies, Fahlerz, Kupferschwärze und Kupferlasur. Sein Kupfergehalt ist sehr groß, aber es enthält nur äußerst wenig Silber. Das Fahlerz würde sich sehr vortheilhaft zu gute machen lassen; allein es giebt ein unreines, schwer gahr zu machendes Kupfer. Wahrscheinlich aus diesem Grunde verarbeiten die Indianer auch nur den Kupferkies. Ihr Verfahren dabey scheint mit dem unsrigen, in Europa, übereinzustimmen, denn ihre Kupferschlacken sind, wie die unsrigen, vorzüglich aus Kieselerde und Eisenoxydul zusammengesetzt; auch haben sie nur einen sehr unbedeutenden Kupfergehalt.

Bleyerz von Sogamosa. Die Hauptmasse dieses Erzes ist Weiß-Bleyerz, welches, in Begleitung von einigen Bleyglanzkörnern, im Quarz eingesprengt vorkommt; ein Vorkommen, wie man es auch in Europa wohl findet. Es enthält nur eine Spur von Silber.

Eisenerz in der Umgegend von la Plata. Dies Erz besteht aus ganz reinem und von aller Gangart freyem Magneteisenstein, der nicht die mindeste fremde Beimischung selbst nicht einmal eine Spur von Titan enthält. Bei der Tiegelprobe wird es zu 73 Prozent Roheisen von ganz vorzüglicher Güte ausgebracht.

Metall um so nothwendiger, als die Engländer, das einzige Volk, mit welchem es Handel treibt, keine Producte annehmen, und also Alles mit dem Gold und Silber bezahlt werden muß, welches die Spanier bereits aus der Erde geholt haben. Dieses Metall geht insgesammt nach Jamaica, und dieß so reißend, daß der Augenblick nahe ist, wo das Goldland kein Körnchen dieses Metalls mehr haben wird.

In Choco und Popayan werden die Minen immerfort bearbeitet, aber auf eine ungeschickte Art. Die Neger, welche nichts im Kopf haben, als den Soldatenrock, lassen die schönsten Etablissements zu Grunde gehen. Ein Bergwerk, welches sechzig Sklaven beschäftigt, und 20 Pfund Gold abwirft, wird unter die ansehnlichen gerechnet.

Vor der Revolution wurden in den Süd-Amerikanischen Münzstätten geschlagen:

1801	in Santa-Fé	1,506,356	Piaster;
1802	" "	1,240,476	"
1803	" "	1,192,791	"
1804	" "	1,274,576	"
		in vier Jahren	5,214,199 Piaster
1801	in Popayan	962,748	Piaster
1802	" "	962,748	"
1803	" "	965,686	"
1804	" "	663,696	"
		in vier Jahren	3,554,878 Piaster

In den Jahren 1806 und 1807 lieferte die Münze von Santa-Fé 3,499,489 Piaster; sehr wahrscheinlich, weil der Bergbau sich etwas verbessert hatte, denn von 1789 bis 1795 hatte man in Santa-Fé nur 8,161,862 und von 1788 bis 1794 in Popayan 6,502,542 Piaster geschlagen *). Ueberhaupt fallen die guten Jahre Amerika's

*) Humboldt, Essai politique etc. chap. XI. p. 201.

in den Anfang des 19. Jahrhunderts. In dieser Epoche erhielt dieser Welttheil von der Europäischen Halbinsel mehrere nützliche Privilegien, und Spanien ließ von den Grundsätzen seiner strengen Politik soviel nach, daß der Eingang von Büchern und die Herausgabe einiger Journale erlaubt wurde. Man weiß, wieviel Licht diese Blätter in kurzer Zeit verbreitet, und wie sehr sie zu der Emancipation der Amerikanischen Colonien beygetragen haben.

Wenn, ungeachtet der Summen, welche die Engländer aus dem Lande ziehen, Columbia doch noch eine hinlängliche Menge Gold besitzt, so kommt dieß von der Menge Geschmeide und Tischgeräthe, das man hat einschmelzen lassen. Auch circulirt im Lande viel falsches Geld; die meisten Pesetas (Stücke von 7 Gr. 4 Pf. Werth) sind falsch: sie sind aus Jamaica und Curaçao eingebracht worden.

Gold haben mehrere Provinzen. Bis jetzt hat man das meiste in der westlichen Cordillera gefunden, vorzüglich an dem Gestade des großen Weltmeers, doch erhält Santa-Fé eine große Menge dieses Metalls aus Pamplona und Girone; das letzte ist am meisten geschätzt; man zahlt den Castillano *) mit 20 Realen. Die Provinz Antioquia hat auch vieles; ehedem besonders waren ihre Bergwerke von großem Ertrag, und ihr Gold gesucht; ob es gleich nur 18 karatig ist, so zahlt man doch 16 Realen für den Castillano. In derselben Provinz sammelt man eine geringe Sorte Gold, die man oro bajo nennt und wovon der Castillano nur 3 bis 6 Realen kostet.

Man hat bemerkt, daß das Gold gewöhnlich sehr wenig tief liegt; doch erhebt sich Pamplona bis nahe zu der

*) Nelkenbrecher, so wie die uns zu Gebot stehenden Wörterbücher, kennen dieses Gewicht nicht. Uebers.

Region der Paramos, und Santa-Rosa in der Provinz Antioquia liegt 1324 Toisen oberhalb der Meeresfläche. Die Minen von Choco und Barbacoas werden im Allgemeinen für die reichsten gehalten; die von Cauca sind zwar ergiebig, aber doch in einem mindern Grad; in Choco ist das Gold von etwas geringerer Feinheit, fast immer mit Platina gemischt, und nicht mehr werth als 12 Reale der Castillano.

Die Silberbergwerke sind in allen diesen Provinzen nicht minder gemein; die berühmtesten sind die von Mariquita. Viele andere Orte enthalten dergleichen, als Pamplona, Leyva und la Plata, welches daher seinen Nahmen hat (die Silberstadt). Ich habe gesagt, aus was für Beweggründen Spanien die Silberbergwerke geschlossen hat. Diese Gründe haben unter der jetzigen Regierung nicht mehr Statt; auch haben schon mehrere Engländer sich mit dem Project beschäftigt, sie wieder zu bauen; das Gesetz erlaubt dem Fremden wie dem Eingebornen, Bergwerke zu besitzen und zu benutzen.

Die Eisen-, Kupfer- und Bley-Minen sind sehr gemein; aber man baut nur die Kupfer- und Bley-Minen mit Sorgfalt; die Eisen-Minen liegen ganz vernachlässigt.

Im Muzos hatte man Smaragdgruben eröffnet; schon hatte man eine ansehnliche Menge dieser edlen Steine gewonnen, die noch die Madonnen der Kirchen schmücken, als Spanien verbot sie weiter zu benutzen: man kennt keine Gründe dieses Befehls, als seine immer wache Eifersucht. Man findet noch andere kostbare Steine, als Cornaline, Agathe und andere.

Pamplona hat berühmte Glimmerbrüche, Zipaquira, ein nicht weniger berühmtes Salzwerk. Es liegt, wie fast alle Salinen, am Fuße eines Paramo,

und gewährt einen schönen Anblick. Das Salz gleicht einem ungeheuren Krystallfelsen; wenn es von der Sonne beschienen wird, so wirft es einen blendenden Glanz von sich. Es ist außerordentlich hart, und man kann nur durch starke Hammerschläge Stücke davon losbrechen; sobald man sie abgehauen hat, wirft man sie in eine Lache ganz nahe bei der Saline, welche vom Regenwasser unterhalten wird. Das Wasser fließt durch irdene Röhren in die verschiedenen Hütten, wo man es 24 Stunden lang kocht, damit die Schwefeltheile, die es enthält, verdunsten. Man bedient sich dazu irdener Gefäße von verschiedener Größe, aber von derselben Form, wovon die größten einen Real kosten, und die man nur Einmal gebrauchen kann. Die Arbeiter sind meistens Indianer, bey welchen diese Beschäftigung gewissermaßer erblich ist; denn ihre Vorfahren haben zuerst die Salinen bearbeitet, und sie selbst haben die Arbeit nicht vervollkommnet. Sie lassen sich von einigen Negern helfen.

Die Salinen von Tauza und Enemocon haben eine ähnliche Lage; sie sind ebenfalls unerschöpflich. Das Salz von Enemocon ist das geschätzteste. Das von Zipaquira wird gewöhnlich zu 6 bis 7 Realen die Arroba verkauft. Obgleich dieses Salzwerk schlecht und auf eine allzu kostspielige Art bearbeitet wird, indem man die irdenen Töpfe und das nöthige Holz von sehr weitem muß kommen lassen, so trägt es doch jährlich beynahe 150,000 Piaster. In dieser Summe sind die Administrationskosten nicht begriffen. Das Land ist so reich an Salinen, daß dieser Ertrag sich vermindern wird, wenn man mehrere bauen wird.

Unter dem Vorwand, die bisher üblich gewesene Procedur zu vervollkommnen, hat ein Engländer, Nahmens

Tompson, die Saline von Zipaquira in Pacht erhalten; er zahlt der Regierung monathlich 5000 Piaster.

Der innere Handel ist in Columbia ziemlich lebhaft; er gibt nicht zu wichtigen Geschäften Anlaß; aber sie wiederholen sich unablässig. Ein Hauptartikel ist das Salz. In dem ehemaligen Neu-Granada bedient man sich desselben beständig als Geld, und sein unabänderlicher Preiß bestimmt die Taxe der meisten Waaren. Der Tausch des Salzes gegen Zucker und Zeuge ist einer der häufigsten und einträglichsten Handelszweige.

Man unternimmt selten eine Handelsspeculation, die nicht die Aussicht zu einem Gewinn von hundert Procent gibt; für etwas Geringeres mag Niemand sich den Beschwerlichkeiten der Wege unterziehen.

Nach dem Salz ist der Cacao die wichtigste Waare; er existirt in großem Ueberfluß, aber man consumirt dessen auch eine ungeheure Menge. Der gesuchteste ist der Magdalena-Cacao; in Neyva und Timana wird die Last von 10 Arroben (250 Pfund) dreyßig Piaster bezahlt. In Antioquia wird er wegen der Transportkosten zu vierzig, und in Cartagena zu funfzig Piaster verkauft. Cucuta liefert eine Menge dieser Frucht, die über Maracaïbo nach Europa geht: der Reichthum von Guayaquil beruht auf dem Cacao, der aus diesem Hafen nach Peru und Mexico versandt wird.

Die Last Mehl kostet in Bogota acht Piaster; es ist weder häufig noch schön genug, um das Nord-Amerikanische zu verdrängen, das man in den Seehäfen zu zehn Piaster das Faß kauft.

Ob der Zucker gleich in Menge vorhanden ist, so wird er doch ganz im Lande consumirt, weil die Spanier dieses Product außerordentlich lieben. Jedoch läßt sich aus dem

niedern Preis, zu welchem er in Socorro, Guaduas und Cauca bezahlt wird, schließen, daß, wenn die Cultur und die Straßen in besserm Zustand wären, man ihn von da nach Panama, Cartagena und den übrigen Seehäfen könnte kommen lassen, wo das Pfund bis zu 4 Realen (17 Gr.) verkauft wird, während im Innern die Arroba (25 Pfund) nur fünf bis zehn Realen kostet.

Der Caffé ist in der Cordillera nicht geliebt und wird nicht gebaut; die Apotheker verkaufen ihn. Das Pfund kostet bis auf 2 Realen; Columbia kann zwanzigmal mehr liefern, als ganz Jamaica.

Der Tabak gehört im Spanischen Amerika zu den nothwendigen Bedürfnissen; er ist von guter Qualität; denn man hat den Anbau dieser Pflanze, weniger aus Interesse als aus Liebhaberey, verbessert. Man rühmt am meisten den Tabak von Cauca; der von Girone, Ambalema und Varinas ist mehr nach dem Geschmack der Europäer, weil er weniger stark und scharf ist. Die Holländer bezogen ehemals 10,000 Centner Tabak aus Varinas, und verkauften ihn für Holländischen. Die Regierung hat das Monopolium des Tabakshandels; sie zahlt dem Landmann einen halben Real für das Pfund, welches sie zu zwei Realen wieder verkauft. Wenn die Ausfuhr frey wäre, so würden die Zölle dem Staat viermal mehr abwerfen, als der Alleinhandel, so schlecht auch die Douanenlinie bewacht ist. Die Regierung hat verordnet, daß der überflüssige Tabak nach den nächsten Häfen gebracht werde, um nach der Fremde verkauft zu werden. Ungeachtet dieser vernünftigen Maßregel findet man in denselben selten andern als Havannah und Nord-Amerikanischen.

Die Baumwolle wird schlecht gebaut und fast ganz im Lande consumirt; kaum können fünf oder sechs nach

Cartagena oder Santa-Marta kommende Schiffe ihre Ladungen finden. Caracas begünstigt mehr die Cultur der Baumwolle; sie ist einer ihrer Hauptartikel für die Ausfuhr. Die Zeit wird kommen, wo man ungeheure Felder mit Baumwolle sehen wird.

Die Chinarinde von Loxa, die man aus Guayaquil bezieht, ist einer der ergiebigsten Handelszweige dieser Provinz. Man hat oft 10,000 Ladungen (25,000 Centner) jährlich versendet; aber diese Exportation muß sich vermindert haben, seitdem man eingesehen hat, daß die China von der obern Magdalena gleich gut ist. Die Loxaische wird noch weniger gesucht werden, wenn einmal die von Pitaion ein Ausfuhrartikel werden wird.

Färbeholz ist der vornehmste Gegenstand des Seehandels, und der einzige, den die Engländer manchmal für ihre Stoffe entgegennehmen.

Das Leder, das man zum Einwickeln des Cacao, so wie zu den Betten der Einwohner braucht, ist in der Cordillera selten; ehemals war es sehr gemein in Caracas, wo aus dem einzigen Hafen la Guayra 50,000 Felle des Jahrs versandt wurden; aber seit dem Kriege hat die Zahl sehr abgenommen. Diese Felle werden an verschiedenen Orten durch den Transport zu sehr vertheuert; denn diejenigen, welche man am Magdalenenstrom für 4 Reale kauft, kosten in Cartagena 12 bis 14.

Die Engländer kaufen viel Schildpatt im Meerbusen von Darien, auf den Inseln San-Blas und auf der Küste von Choco, und zahlen selten mehr als 4 Piaster für das Pfund. Das Land liefert eine große Menge dieser Waare.

Man denkt sich in Europa Perlen als eine der Sachen, welche den Reichthum des hiesigen Landes ausmachen; allein ihr Ertrag ist in der That unbedeutend. Man schätzt, daß jährlich nicht mehr als für 40,000 Piaster aus

Panama ausgeführt werden, aus Rio-Hacha wohl noch weniger. Perlenmutter verkaufte man sonst fur 10 Piaster das Tausend; aber seitdem sie mit der Orientalischen concurriren muß, verlangt man sie nicht mehr. Um die Perlenfischerey empor zu bringen, hat man sie, von Rio-Hacha bis an die König-Georgs-Inseln im großen Weltmeer, an einen Neffen Cochrane's verpachtet; bald werden die Engländer ihre Glocken und ihre Taucher einführen, und im ausschließlichen Besitze der Perlenfischerey seyn. Vielleicht verwirklichen sie das Project eines Einwohners von Guayaquil, Taucher aus den Freundschaftlichen Inseln nach Panama zu holen.

Die gesammte Ausfuhr der Provinzen von Venezuela betrug ehemals 4,400,000 Piaster; sie hat aber seit einigen Jahren abgenommen, wie man aus der Zahl der nach la Guayra kommenden Schiffe schließen kann. Im Jahr 1809 betrug diese 338; im Jahr 1823 nur 228. Die Ausfuhr, welche sich in diesem einzigen Hafen vor der Revolution auf 2,805,225 Piaster belief, ist auf 2,296,908 gefallen. Es versteht sich, daß hier keine ganz genaue Zahlen zum Grunde liegen.

Durch die Zerstreuung der Sklaven hat der Krieg viele Besitzungen zu Grunde gerichtet; doch zieht man aus Caracas noch viel Cacao, Caffé, Indigo, Baumwolle, Kupfer, Ochsen, Maulesel und Pferde. Außerdem liefert Guyana, welches zu dieser Provinz gehört, viel Balsam (Copaiva), und Varinas, wie schon gesagt, 10,000 Centner vortrefflichen Tabak *).

Die Ausfuhr von Neu-Granada hat sich ebenfalls etwas vermindert. Man nimmt sie gewöhnlich, der Ausfuhr von Venezuela gleich, zu 4,400,000 Piastern an; aber

*) Das natürliche Mineral-Alcali wird bey der Fabrication des Tabaks gebraucht.

dieß ist eher der Werth der jährlichen Produkte als der wirklichen Ausfuhr; auch wollen verschiedene Schriftsteller diese nur für 2,500,000 Piaster gelten lassen *). Wenn man indeß bedenkt, welche ungeheure Menge Zucker durch die schlechte Brantweindestillation zu Grunde geht; mit welcher Verschwendung die inländischen Fabriken mit Baumwolle und Indigo umgehen; wie viel Cacao nach den Llanos-Provinzen gesandt und mit Vieh und anderen Producten bezahlt wird; so kann man wohl annehmen, daß in guten Jahren die Ausfuhr von Neu-Granada 4 Millionen Piaster ausmacht, obwohl nur drey Achtel dieser Summe jetzt in die Fremde gehen.

Die Unwissenheit der Landleute und der Fabricanten wird noch lange hindern, daß die Ausfuhr so wichtig werde, als sie es seyn könnte. Sie kostet dem Staat jährlich 2½ Millionen Piaster, also in 10 Jahren 25 Millionen Franken; dieß ist die Hälfte alles verarbeiteten und gemünzten Goldes und Silbers, welches Columbia vor der Revolution besaß. Wenn diese beträchtliche Summe, die als Saldo der Importation nach England gegangen ist, in Neu-Granada eine bedeutende Lücke verursacht hat; so wird in der Folge ein großer Vortheil daraus entstehen. Dieß hängt so zusammen. Von den drey Millionen Colonialproducten des Landes gehen drey Achtel in die Fremde; drey andere werden von den Fabricanten des Inlandes verbraucht oder verschleudert, und zwey fließen den Bewohnern der Ebenen zu. Der Geschmack dieser Leute an Zucker und Cacao, und der Wunsch der Einwohner der Anden, sich immer mehr Zuchtvieh zu verschaffen, versichert die Fortdauer der Handelsverbindungen zwischen diesen bey-

den

*) Man sehe den Vierten Anhang.

den Völkern, selbst wenn einmal der Friede mit Spanien andere Auswege eröffnen sollte. Die Eine Million Colonialproducte, die wegen des Kriegs nach den Llanos geht, wird nie wieder in den fremden Handel kommen; aber die Nothwendigkeit, das zu liefern, was Europa verlangen wird, und das Gleichgewicht zwischen Ein- und Ausfuhr herzustellen, wird die Einwohner veranlassen, mehr Mühe auf den Ackerbau zu verwenden.

Es mag also angenommen werden, daß die Ausfuhr aus Neu-Granada seit der Revolution sich um 500,000 Piaster vermindert habe, da im Gegentheil vorher der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr gerade soviel betrug; denn statt, wie jetzt, den Saldo mit Geld zu bezahlen, erhielt Columbia ehemals durch Spanien einen großen Theil des Mexicanischen Silbers. Die Colonialwaaren sind seit der Revolution in den Häfen von Columbia nur darum im Preise gestiegen, weil sie seltener geworden; und diese Seltenheit ist Ursache, daß die angegebene Differenz zwischen Ein- und Ausfuhr nicht noch geringer ist.

Die eingeführten Artikel werden fast alle von den Engländern aus Jamaica gebracht; sie können sich auf 8 Millionen belaufen; ein großer Theil derselben wird in Geld saldirt, theils aus den von mir angeführten Ursachen, theils weil die Eingebornen des südlichen Amerika — die einzigen Kaufleute, die nach Jamaica reisen, wo der Markt der Manufacturwaaren ist — es weit bequemer finden, sie auf Credit zu kaufen oder baar zu bezahlen, als selbst Waaren dahin zu bringen. Sie verstehen es nicht, ihre Producte detailweise los zu werden, wie die Spanier. Caracas hat mehr Tauschhandel behalten als Neu-Granada, weil seine Häfen fleißiger von Fremden besucht werden. Guayaquil genießt denselben Vortheil.

Verzeichniß der Einfuhr-Artikel von Columbia, mit Angabe des Einkaufspreises in Jamaica, und des Verkaufspreises in Santa-Fe de Bogota.

Liste der Waaren.	Ankaufspreis in Jamaica.		Verkaufspreis in Santa-Fe.	
	Fr. Ct.	Fr. Ct.	Fr. Ct.	Fr. Ct.
Feines Tuch von $\frac{5}{4}$ *), blau oder schwarz, das Yard **)	30	bis 35	65	bis 70
— $\frac{6}{4}$, carmoisinroth, —	30	- 35	65	- 70
Halbfeines Tuch von $\frac{6}{4}$, blau oder schwarz, —	17	- 18	35	- 38
Ordinaires — $\frac{3}{4}$, — —	7 50	- 8	14	- 15
Feiner Casimir von $\frac{3}{4}$, assortirte Farben, —	10	- 11	16	- 17
Halbfeiner — $\frac{3}{4}$, — —	4 50	- 5	8 50	- 9
Calicots von $\frac{5}{4}$, das Stück von 36 Ellen	55	- 60	80	- 90
— $\frac{5}{4}$, — 34 —	30	- 35	60	- 65
Kattun, weißer, von $\frac{6}{4}$, — 15 —	19	- 20	30	- 35
— blauer, — $\frac{6}{4}$, — 15 —	25	- 30	45	- 50
— satinirter, von $\frac{5}{4}$, die Elle	2 50	- 3	4 50	- 5
Weißer oder farbiger Bazin, die Elle	3	- 3 50	5	- 5 50
Blauer Nankin, das Stück	7	- 8	14	- 15
Gelber Nankin, breiter, das Stück	4 50	- 5	11	- 12
— — schmaler, —	3 50	- 4	6 50	- 7
Calmuk von $\frac{5}{4}$, der Yard	5	- 5 25	8 50	- 9
Feiner Kattun (Indienne) von solider Farbe, das Stück 20 Ellen	25	- 25 50	40	- 45
— — — von gewöhnlicher Farbe, das Stück	15	- 15 50	25	- 30
Eingedrucktes od. gauffrirtes Band, assortirt; 24 Ellen, Nr. 1—3. d. Stück	2	- 10	3 50	- 20
Atlas-Band, Nr. 1—6., das Stück	7	- 12	10	- 25
Gedrehte Seide, carmoisin, blau, schwarz, das Pfund	15	- 16	35	- 40

Halstücher von weißem Mousseline, das Dutzend	15	50	-	16		25	-	30			
Ordinaire — — —	3		-	3	50	5	-	6			
Baumwollene Shawls in Farben, zu $\frac{5}{4}$, —	60		-	65		90	-	100			
Casimir Shawls von $\frac{5}{4}$, das Stück	25					40	-	45			
Baumwollene Bretagne von 4 Ellen, das Stück	2		-	2	25	3	-	3	50		
Zwirnene — 6 — —	18		-	20		30	-	35			
Gedruckte baumwollene Schnupftücher, das Dutzend	15		-	16		25	-	30			
Feine baumwollene Strümpfe, —	60		-	65		100	-	110			
Ordinaire — — —	15		-	18		30	-	40			
Boy (Camlot), das Stück von 26 Ellen	150		-	160		320	-	350			
Papier (die Sorte deren Wasserzeichen eine Blume ist), das Ries	25		-	30		50	-	60			
Weißer Mousselin von 9 Ellen, das Stück	20					40	-	50			
Weiße Percale, 9 — —	20					35	-	40			
Männer-Hüte, feine	25					80					
Stangeneisen, der Centner	40		-	50		100	-	120			
Stahl —	55		-	60		140	-	150			
Blech, die Kiste von 300 Blatt	60		-	75		150	-	170			
Branntwein, das Faß von 80 Flaschen	150		-	165		350	-	375			
Spanischer Wein (nicht Liqueur-wein), die Dame-jeanne von 20 Flaschen	25		-	30		100	-	120			
Bordeaux-Wein, die Kiste von 25 Flaschen	25					80	-	90			
Trockene Mandeln, der Centner	170					300	-	350			
Rosinen, die Kiste von 25 Pfund	15					40	-	50			
Weiberschuhe, das Dutzend	96					168					
Baumwollen-Sammt, die Elle	3					6					
Irländische Leinwand, das Stück von 19 Ellen	—					40					

*) Unter Elle ist hier die Pariser gemeint, deren 56 ungefähr 100 Berliner oder 118 Leipziger gleichkommen.
**) 73 Yards machen 100 Berliner oder 118 Leipziger Ellen.

Dieß sind die Waaren, nach welchen am meisten Nachfrage ist, und die sich am sichersten absetzen.

Ein Sortiment kurzer Eisenwaaren würde sich gewiß mit Vortheil veräußern lassen, denn es fehlt dem Lande an Karsten, Schaufeln, Haken und Schlössern; die Fremde liefert Feilen, Sägen, Hämmer u. s. w. *).

Luxusartikel sind noch zu theuer für die Einwohner, sey es, daß sie wirklich durch den Krieg zu Grunde gerichtet sind, oder daß der Verlust eines Theils ihres Vermögens sie bewogen hat, einen großen Theil zu verbergen, damit er nicht dem raubsüchtigen Militär als Beute anheimfalle, oder sie gezwungen werden, ihn den Bedürfnissen der Regierung aufzuopfern. In der ganzen Hauptstadt werden jährlich keine funfzig Shawls und keine zwanzig Stück seidene Stoffe verkauft; die Damen tragen nur falsche Steine. Uebrigens kleidet sich ein großer Theil des Volks ausschließlich in baumwollene oder wollene Zeuge, die im Lande verfertigt werden.

Die Geldsorten sind noch dieselben wie unter der Spanischen Regierung; erst neuerlich hat man angefangen, auch darin Aenderungen zu machen. Die Silberstücke, die man schlägt, sind von geringerm Schrot. Die goldenen sollen nicht im Gehalt vermindert worden seyn. Man hat neuerlich decretirt, daß für 1,200,000 Piaster Kupfermünze geschlagen werden soll. Es wird die erste seyn, die man in diesem Lande gesehen haben wird.

Aller Seehandel beruht auf den Häfen la Guayra, Rio-Hacha, Santa-Marta, Cartagena, Chagrès, Porto-Belo, Panama und Guayaquil. Es kommen wenig Fremde nach San-Tomé, Puerto-Cabello, Maracaïbo, an dem Mexicanischen Meerbusen; und eben so wenig nach San-

*) Man sehe den Fünften Anhang.

Buenaventura, an der Südsee. Die Engländer haben daher sehr weislich la Guayra in Venezuela, Maracaïbo, welches mit der Cordillera in Verbindung steht, Cartagena, welches als das Thor des Magdalenenflusses anzusehen ist, und Panama, als den Schlüssel des großen Weltmeers, für die Residenzen ihrer Consuln gewählt; nur muß man sich wundern, daß sie keinen in San-Tomé, noch in Guayaquil haben.

Nächst den Engländern nehmen einige Französische Schiffe und eine ziemlich beträchtliche Anzahl Nord-Amerikanischer, die Mehl, Stockfisch und Bretter bringen, an dem Columbischen Handel Antheil. Wenn die Englischen Schiffe ihre Waaren ausgeladen haben, so fahren sie leer zurück — bloß mit dem Amerikanischen Gold und Silber *).

Die Furcht vor Seeräubern, welche in dem von Darien an bis Rio-Bravo längs der Amerikanischen Küste hin liegenden Archipelagus sich aufhalten; die schwache Verbindung, die zwischen den Provinzen Statt hat; die Seltenheit der Producte; die Menge der immer gegenwärtigen Englischen Schiffe, verhindern den Küstenhandel im Mexicanischen Meerbusen; auf dem großen Weltmeer ist er in Thätigkeit, doch aber nicht in den Händen der Columbier. Peruanische Schiffe bringen Zwiebeln, Knoblauch und Strohhüte nach Panama, wo sie Englische Waaren laden. Und könnte, ohne diese Hülfe auf der Südsee, ohne die Englischen Schiffe im Atlantischen Meer, mit den Piroguen, die fast die einzigen Fahrzeuge der Columbier sind, eine Handelsverbindung zwischen den Columbischen Departements Statt haben?

*) Die Einfuhr der Engländer nach dem ganzen (Spanischen?) Amerika beträgt jährlich 10,476,791 Pfund Sterling.

Fünftes Kapitel.

Landwege — Wasserwege — Gesetze über den Handel.

Die Verbindung im Innern leidet noch mehr Schwierigkeiten, sie mag zu Lande oder vermittelst der Ströme Statt haben. Soll sie zu Lande geschehen, so findet man nichts als Abgründe, Moräste, Gefahren aller Art; je wichtiger die Straße ist, desto schlechter sind die Wege; denn sie werden nie ausgebessert. So sind die nach der Hauptstadt führenden, und diejenigen, welche von Cauca an die Südsee und von Panama nach Cruces führen, die allerverdorbensten.

Daher sind die Transportkosten dreymal höher als sie seyn sollten, so daß man die Fracht der Waaren, welche von Cartagena nach Bogota geschafft werden, auf 35 Procent des Werths anschlagen kann. Wenn der Kaufmann nach dem Facturpreis verkauft, so erholt er sich auf den Unterschied des Ellenmaßes, welches 40 Procent kleiner ist, als das Französische, und 8 Procent kleiner, als das Englische; denn er verlangt für die Vara denselben Preis, wie für die Aune oder den Yard.

Man denke sich Wege, die der Regen, die Waldströme oder ein Erdbeben gemacht haben, und die man nicht anders betreten kann, als auf Mauleseln, und an einigen Orten auf Ochsen, deren sicherer Tritt sich aus dem Mo-

raste hilft, in welchem der Mensch versinken würde. An manchen Stellen kann man selbst dieses nützliche Thier nicht brauchen: alsdann muß man Menschen in Anspruch nehmen, auf deren Rücken man wohlfeil reis't, ungeachtet der Anstrengung, welche diese Unglücklichen machen müssen. So reis't man über den Quindiu und über den Ast der Cordillera, welcher Cauca von der Südsee trennt.

Die königlichen Straßen sind funfzehn Varas (40 Rheinl. Fuß) breit; die Spanier haben sie von allen Bäumen säubern lassen, welche sie sonst versperrten. Dieß war eine wichtige Verbesserung, aber bey weitem nicht hinreichend.

An vielen Stellen sind die Berge so steil, daß man sich nicht besser zu helfen wußte, als den Weg in beständigem Zickzack hinauf zu führen, und hin und wieder Staffeln einzuhauen, welche eine Stiege bilden, so eng und so steil als in manchen alten Thürmen; und doch reitet man auf Pferden hinab. Alle Augenblicke stößt man auf Thäler; jedes Thal hat einen oder mehrere Waldbäche, über welche man auf Brücken setzt, die aus zwey von einem Ufer zum andern gelegten und mit Faschinen bedeckten Bäumen bestehen; auf die Faschinen hat man ein wenig Erde getragen. Diese gebrechlichen Brücken zittern unter der Last, und drohen alle Augenblicke zusammenzufallen. Nirgends sind an den Seiten Geländer, und, was das Schlimmste ist, keine Brücke hat mehr als vier Fuß Breite. Wenn einer der beyden halbverfaulten Baumstämme unter den Füßen der Pferde bräche, so würden Mann und Thier in den Abgrund stürzen und von den Klippen zerschellt werden. Aber man gewöhnt sich so sehr an die Gefahr, daß man Tag und Nacht über diese Brücke setzt, ohne von dem Getöse des Wassers erschreckt zu werden,

welches auf den Klippen lauter Cascaden bildet. Wenn man hinüber ist, so findet man gewöhnlich morastige Stellen, in die man Bäume gelegt hat, ohne sie zu befestigen.

Man begreift nicht, daß in den zwölf Jahren des Bürgerkriegs keine Partey eine Militärstraße angelegt hat. Wenn sonst ein geschickter Feldherr seine Heere in ein wildes Land führt, um es zu durchziehen, noch mehr aber, wenn er sich den Besitz desselben versichern will, so baut er Straßen und Brücken, und wenn er in der Folge genöthigt wird, seine Eroberung aufzugeben, so finden die Einwohner einigen Ersatz für die Uebel, die sie erlitten haben, in den Vortheilen, welche ihnen diese Straßen verschaffen. Allein in Columbia war der Krieg nur eine Sache der Parteygänger; diesen aber mußten Felsen, Baumgehäge und schlechte Wege als Befestigungspuncte dienen, wo sie dem Feind auflauerten. Die Soldaten, ohne Gepäcke, ohne Gefolge, ohne anderes Geschütz als reitende Artillerie, brauchten zu ihrem Marsch nichts weiter als Fußpfade. Daher fühlte man in Columbia keine Nothwendigkeit, die Wege breiter zu machen.

Doch hat Morillo einige verbessert, namentlich die Straße von Santa-Fé über Cakesa nach den Llanos, und von Santa-Fé nach dem Magdalenenstrom. Allein die Beschäftigungen des Kriegs zwangen ihn, andere, die eben so wichtig sind, unangerührt zu lassen. So hätte man z. B. die gefährliche Fahrt auf der Magdalena sehr erleichtert, wenn man eine kürzere und sicherere Verbindung zu Lande zwischen Guarumo und Guaduas eröffnet hätte. Auf einem andern Wege östlich von Bogota, über Choachi, könnte man in drey Tagen an den Metafluß gelangen, und von da in dreyßig an die Mündung des Orinoco. Durch Anlegung eines dritten Weges zwischen der Hauptstadt und

der Zulia wäre es möglich geworden, sich der gesunden Straße auf der Cordillera zu bedienen.

Die jetzige Regierung hat wohl gefühlt, was für Vortheile aus diesen Verbindungsmitteln entstehen würden. Sie hat daher einem Deutschen, der das Privilegium zu Errichtung von Dampfboten erhalten hat, zur Bedingung gemacht, eine Straße von Guaduas nach Guarumo zu bauen. Die Sache hat große Schwierigkeiten; zwar wird ein Theil derselben dadurch beseitigt werden, daß der ganze Erdstrich dem Obersten d'Acosta, einem großen Freunde von Verbesserungen, gehört: aber die Hauptverlegenheit ist, die zwischen drey jetzt existirenden Fußpfaden zu treffende Wahl; keiner von allen dreyen kann ohne unendliche Arbeit in einen bequemen Weg verwandelt werden.

Man fühlt weniger Abscheu vor den jetzigen Landwegen, wenn man zu Wasser gereis't ist; doch besteht die Unbequemlichkeit der Wasserfahrt weniger in dem, was man wirklich leidet, als sie von den Menschen herrührt, in deren Gesellschaft man diese Reisen muß.

Die vorzüglichsten schiffbaren Flüsse (schiffbar heißen diejenigen, auf welchen man mit sehr leichten Nachen fahren kann) sind die Magdalena, der Orinoco, die Zulia, der Cauca, der Atrato, der Dagua, welcher sich bey San-Buenaventura in die Südsee ergießt, und der Chagres, der in den Mexicanischen Busen fließt. Alle diese Flüsse gewähren einen gleichwilden Anblick, auf einem reiset man gerade so wie auf dem andern; daher glaube ich, die Beschreibung meiner Reise auf der Magdalena könne einen Begriff von der Fahrt auf der Zulia oder dem Orinoco geben.

Vermittelst des Magdalenenstroms stehen die Provinzen Neyva, Popayan, Mariquita, Antioquia, Santa-Marta und Cartagena in Verbindung. Der Fluß ist so breit und

so tief, daß große Schiffe auf demselben bis Naré in der trocknen, und bis Honda in der regenhaften Jahreszeit hinauffahren könnten. Wahrscheinlich könnten sie nicht, wie die Champans, bis Neyva gelangen, weil diese kleinen Fahrzeuge zwanzig Tage brauchen, um von Honda bis dahin gezogen zu werden. Die Sandbänke, welche sich auf diesem Strom befinden, und ihn an verschiedenen Orten sehr verengen, würden immer ein großes Hinderniß für größere Schiffe seyn, dergleichen die Dampfboote sind: das Unglück, welches einem kleinen Boote aus Santa-Marta bei Garapata widerfuhr, das von einem Stoße gegen einen Baumstamm zerbrach, liefert einen Beweis davon.

Um das Hinderniß, welches von den Sandbänken herrührt, zu beseitigen, müßte man den Hauptarm, der zur Bewässerung gebraucht wird, zum Handelsweg machen; denn die vielen Arme des Stroms dienen zwar, eine größere Strecke Landes fruchtbar zu machen; aber sie tragen auch dazu bey, daß sein Bett an Tiefe, und dadurch die Schiffahrt an Sicherheit verliert. An dem Orte, wo der Strom am meisten Zufluß bekömmt, und also am tiefsten seyn sollte, entziehen ihm die nach dem Innern gehenden Ableitungskanäle eine Menge Wasser. Die Natur wendet allerley Mittel an, um das Ufer des Stroms zu reinigen, der Mensch sollte ihr zu Hülfe kommen, die Baumstämme und Stauden abhauen, und die Felsen wegräumen, denen man sich oft nähern muß, um der Strömung zu entgehen. Alsdann erst kann das Privilegium, welches dem Unternehmer der Dampfschiffe bewilligt worden ist, nützlich werden, und vermittelst dieser Anstalt wird die Schiffahrt auf dem Magdalenenstrom einen großen Theil ihrer jetzigen Unbequemlichkeit verlieren.

Diese Anstalt wird für den Handel und Ackerbau der

Cordillera-Provinzen die wohlthätigsten Folgen haben; durch sie wird die Magdalena der Hauptkanal werden, auf welchem die Früchte der Erde und die Schätze, die sie in ihrem Schooße verbirgt, nach den Antillen gelangen werden, während auf dem Orinoco die Producte der Ebenen von Casanare und Guyana dem Ocean zuströmen werden.

Die Piroguen und die Champans sind die einzigen Fahrzeuge, deren man sich auf dem Magdalenenstrom bedient. Die erstere Art brauchen gewöhnlich Reisende, die wenig Gepäck bey sich führen, und Couriere. Eine Pirogue ist nichts weiter, als ein mit der Axt ausgehöhlter Baumstamm; wenn sie 16 bis 20 Vara (42—50 Rheinl. Fuß) lang ist, so kostet sie 200 Piaster; sie faßt nicht mehr als 20 Lasten (50 Centner). Diejenigen, die man in Barranca oder Santa-Marta nimmt, gehen nicht höher als Monpox; sie brauchen drey Tage vom Gestade des Meers bis nach dieser Stadt; von da bis Honda sind 20 Tage erforderlich.

Die Champans dienen hauptsächlich zum Waarentransport; es sind ziemlich große Kähne, von der Größe derjenigen, welche im Herbst auf der Seine Obst (aus der Normandie) nach Paris bringen *). Sie sind mit einem Dach von Bambusrohr bedeckt, welches die Waaren vor dem Regen schützt, und das zugleich den Bogas zu einer Art von Verdeck dient, auf welches sie steigen, um das Schiff mit ihren langen Stangen fortzustoßen. Auf einem Champan kann man gewöhnlich 100 Lasten (oder 250 Centner) laden; für jeden Centner zahlt man von Monpox bis Honda 10 Piaster Fracht. Ein Champan braucht 24 Bogas, jeden zu 12 Piaster. Außerdem zahlt

*) Ohngefähr wie Elb- und Oderkähne. Uebers.

man die Nahrung dieser Leute und die Miethe des Champan, welche täglich vier Piaster macht. Oft braucht man mehr als einen Monath bis Honda. Man sieht, daß diese Schiffahrt langweilig und kostbar ist, zum Theil wegen der schnellen Strömung, zum Theil aber auch wegen der Faulheit der Matrosen, einer verworfenen Classe von Menschen, die alle Fehler der verschiedenen Racen haben, aus denen sie gemischt sind. Ich habe schon gesagt, daß sie manchmal den Reisenden, wenn sie nicht zufrieden mit ihm sind, im Stich lassen, und sich in die Wälder flüchten.

Auf den anderen Flüssen findet man gleiche Menschen, gleiche Fahrzeuge; einige dieser Ströme sind noch gefährlicher als die Magdalena; andere sind es weniger.

Der Cauca, der durch die westliche Cordillera fließt und ihre reichen Thäler bewässert, ist nur schiffbar bis Cartago, wo die Berge sein Thal verengen, und sein Bett voll Felsen und Baumstämme ist. Wenn man weiter unten über die Klippen hinwegkommen könnte, welche seinen Lauf hemmen, so würde der Magdalenstrom noch einmal so wichtig werden, weil er durch den Cauca, den beträchtlichsten Fluß, der ihm zuströmt, die reichen Erzeugnisse des Ackerbaues von Popayan bis Anserma erhalten würde. Der Naré würde alsdann aufhören, die einzige directe Verbindung zwischen ihm und der Provinz Antioquia zu seyn.

Eine der wichtigsten Verbindungen ist die von Cali mit San-Buenaventura an der Südsee: die Landstraße, die dahin führt, ist so schlecht, daß man gewöhnlich Lastträger auf derselben braucht; der Fluß, auf welchem man den Rest des Weges macht, ist nichts als ein Waldstrom, so voll Klippen, daß man alle Augenblicke für sein Leben

besorgt seyn muß; auch braucht man auf demselben nur sehr kleine Piroguen, die man wenig beladet.

Die Zulia ist ein prächtiger Strom, aber nicht sehr lang; sie fließt zwischen Maracaibo und Cucuta, das einen so beträchtlichen Handel mit Cacao treibt *). Wenn einmal eine stärkere und aufgeklärtere Regierung an der Spitze von Columbia seyn wird, so wird die Schiffahrt dieses Stroms verbessert werden. Die Engländer haben den Vortheil gefühlt, den man aus derselben ziehen kann, sie haben um die Erlaubniß angehalten, Dampfschiffe auf diesem Flusse zu errichten; bis jetzt haben sie dieselbe noch nicht erhalten.

Der Orinoco, der schönste Strom Columbia's, hat, wie die Magdalena, öde Ufer; die Schiffahrt ist hier auch in den Händen roher und unwissender Matrosen. Dieser Fluß hat einen doppelten Vortheil; er ist breit und tief, und ergießt sich in das Atlantische Meer; dieß gibt ihm große Vorzüge vor der Magdalena, die so viele Klippen hat, und dem Mexicanischen Meerbusen zufließt, welcher theils wegen der daselbst herrschenden Stürme, theils wegen der Seeräuber so gefährlich ist; diese verstecken sich, wie ich schon gesagt habe, in dem ungeheuren Archipelagus der Antillen, wo die Engländer überall Meister sind. Wer weiß, ob nicht einst der Orinoco die einzige Verbindung zwischen dem Ocean und der Cordillera seyn wird? Die Engländer, denen kein Mittel entgeht, durch welches sie sich Einfluß im Lande verschaffen können, haben ein Privilegium auf zehn Jahre nachgesucht, um Dampfboote auf dem Orinoco zu errichten.

Der Atrato ist der letzte unter den wichtigen Strö-

*) Man rechnet 9 Tagereisen von einer Stadt zur andern.

men von Columbia. Beynahe hätte er dem Hafen von Panama einen Theil des Handels des großen Weltmeers weggenommen. Wenn die Verlegenheit, in welcher die Regierung ist, ihr erlaubt hätte, den Atrato mit dem Rio San-Juan zu vereinigen, so wären dadurch dem Lande nicht zu berechnende Reichthümer zu Theil geworden. Die Arbeit wurde wirklich begonnen, aber unter der Leitung eines Beamten, dem die nöthigen Kenntnisse fehlten, ging sie langsam und gerieth zuletzt ganz ins Stocken.

Man hatte in Frankreich geglaubt, Columbia habe den Plan, den Isthmus von Panama zu durchstechen, um beyde Meere mit einander zu verbinden; aber die Regierung ist nicht reich genug für ein so riesenhaftes Unternehmen, und wenn sie die nöthigen Mittel dazu hätte, so wäre es nicht ihr Vortheil, eine Straße zu eröffnen, auf welcher man durch ihr Gebiet kommen könnte, ohne ihre Bewilligung und ohne ihr einen Zoll zu entrichten.

Die Engländer haben die Möglichkeit dieser Verbindung untersuchen lassen. Man kennt das Resultat ihrer Arbeit nicht, aber es ist zu vermuthen, daß sie sich einer Operation widersetzen würden, welche ihrem Ostindischen System sehr nachtheilig werden könnte. Im Lande selbst glaubt man, daß es sehr leicht ist, einen Verbindungscanal für Piroguen zu Stande zu bringen, aber nicht für große Schiffe.

So viel von den Wegen und Communicationsmitteln Columbia's. Auf allen reis't man in völliger Sicherheit, und es macht den Einwohnern Ehre, daß man nach so vielen Kriegen keine Räuber antrifft; höchst selten widerfährt einem Reisenden auch nur eine Beschimpfung.

Die Wirthshäuser liegen gewöhnlich an den Orten,

wo man Wasser und Gras findet. Oft findet man auch sonst gar nichts in denselben, besonders auf den Ufern des Magdalenenstroms, wo immer Truppen vorbeyziehen. In den anderen gibt es Hühner, Eyer, Pisang und Chicha. Eine Kuhhaut oder eine Strohdecke ist das gewöhnliche Bette; obgleich die Thüren weder Schloß noch Riegel haben, so ist man doch vor Diebstählen sicher. Wo könnte man, in Europa, es wagen, die kostbarsten Effecten unter dem Schutz eines Stückchen Bindfadens zu lassen, und mitten im Walde und allein, umringt von Gegenständen, welche für Diebe so verführerisch sind, ruhig schlafen?

Die jetzige Regierung hat mehrere Gesetze ergehen lassen, die zum Zweck haben, den Handel zu begünstigen. Sie hat zum Beyspiel die Abgabe von den fremden Waaren, die im Innern des Landes verkauft werden, auf $2\frac{1}{2}$ Procent, und diejenigen, welche der Fremde entrichten muß, wenn er selbst verkaufen will, auf 6 Procent herabgesetzt. Von dieser letzten Auflage ist er frey, wenn die Waare einem inländischen Kaufmann consignirt ist; in jedem Fall aber wird sie erst nach dem wirklichen Verkauf entrichtet. Das Ankergeld ist ein halber Piaster für die Tonne, das heißt für 20 Centner. Diese Abgabe muß spätestens zehn Tage nach dem Einlaufen des Schiffes in den Hafen entrichtet werden.

Das Bedürfniß von Waffen hat die Republik vermocht, die Einfuhr von Bley und Flinten frey zu geben, und den Schiffen, welche Waffen bringen, einen Abzug von 5 Procent auf die Summe zu verwilligen, die sie für andere Waaren zu entrichten haben.

Um die Wissenschaften zu befördern, hat man für frey von Abgaben erklärt: 1) Physikalische, geodetische und ma-

thematische Instrumente, geographische Karten, Bücher, Kupferstiche, Gemälde, Statuen, Sammlungen von Alterthümern, Büsten und Medaillen. 2) Instrumente des Ackerbaues, Pflanzen, Sämereyen, Maschinen und Geräthe, welche zur Verarbeitung des Goldes, des Silbers, der Platina, des Queckſilbers, Kupfers und Stahls dienen; diejenigen, welche zur Verbesserung der Schifffahrt auf den Flüssen, und der Baumwoll- und Wollmanufacturen abzwecken; Buchdruckerpressen, Gold, Silber und alle kostbare Metalle.

Verboten hat man dagegen die Einfuhr des fremden Tabaks, die anfänglich gegen eine Abgabe von 50 Procent erlaubt war, des fremden Caffé, Indigo, Zucker und Syrups; und die Ausfuhr der Platina und des Goldes in Stangen oder Staub.

Die Küstenfahrt ist den Inländern vorbehalten; den Fremden ist nur vergönnt, die Waaren, die sie gebracht haben, und die auf ihren Manifesten verzeichnet sind, aus einem Hafen in den andern zu führen.

Das Zollgesetz besteht aus zwey Verordnungen, eine über Ausfuhr, die andere über Einfuhr; letztere ist vom 2. August 1823, und enthält folgende Tabelle:

Verzeichniß der Einfuhr-Zölle.

Waaren.	Aus den Colonien auf National-Schiffen.	Aus Europa oder den Vereinigten Staaten auf National-Schiffen.	Aus den Colonien auf fremden Schiffen.	Aus Europa oder den Vereinigten Staaten auf fremden Schiffen.
Stangen-Eisen — Blech — Kupferplatten — Papier — Arzneymittel — Fischergeräth — Theer — Taue — Seile	17½ pC.	15½ pC.	20 pC.	15 pC.
Baumwollene Zeuge — Wollene Tücher — Manchester	17½ —	10 —	22½ —	17½ —
Regenschirme — Hüte von Castor, Wolle oder Seide — Wachs — Wallfischweis — Wein — Weineßig — Oehl — Goldene und silberne Uhren — Tressen — Männer- und Weiber-Sättel — Europäische und Asiatische Fayence — Krystall und Glas	20½ —	20 —	25 —	20 —
Seidene Waaren — Edel-Steine — Gegerbtes Leder — Spitzen — Halstücher — Künstliche Blumen — Putzfedern — Spiegel — Wohlgerüche — Essenzen — Indisches Gewürz — Trockene oder in Branntwein eingemachte Früchte — Oliven — Capern	22½ —	15 —	27½ —	15 —
Männer- und Weiber-Schuhe — Stiefeln — Mobilien — Gemachte Kleider und Weißzeug — Kupfernes Geräth — Bronze — Stahl — Talg — Mehl — Salzfleisch und andere Eßwaaren	25 —	17½ —	30 —	25½ —

Alle auf dieser Tabelle nicht verzeichnete Waaren zahlen 25 Procent, wenn sie aus den Colonien auf Nationalschiffen kommen; 17½ wenn sie aus Europa und den Vereinigten Staaten kommen; 30 Procent wenn sie aus

den Colonien auf fremden Schiffen, und 25 Procent, wenn sie aus Europa oder den Vereinigten Staaten kommen.

Alle aus Asien, nur nicht aus den Spanischen Colonien, kommende Waaren, zahlen 12 Procent, wenn sie von Nationalschiffen gebracht werden, und 25 Procent, wenn sie nicht direct aus Asien kommen. Kommen sie direct daher, aber auf fremden Schiffen, so zahlen sie 20 Procent, und 25, wenn sie, ebenfalls auf fremden Schiffen, aber nicht direct daher kommen.

Alles, was aus den ehemaligen Spanischen Colonien kömmt, und nicht Landesproduct ist, zahlt, wie die aus den Colonien kommenden Waaren; im entgegengesetzten Falle werden sie den aus Europa oder den Vereinigten Staaten kommenden gleich gehalten.

Die Zollstätte von Cartagena hat eine Tabelle ausgefertigt, wo alle Waaren für die Bezahlung der Abgaben geschätzt sind; diese Tabelle gilt für alle andere Zollstätte.

Nach dem Gesetz über die Ausfuhr wird bezahlt: 10 Procent von Leder, Cacao und Indigo, nach dem Marktpreise; 15 Piaster für jedes Maulthier oder Pferd; 12 Procent für jedes Schaaf. Alle übrigen, nicht nahmentlich angeführten Landesproducte zahlen 5 Procent, ausgenommen Caffé, Baumwolle, brauner und weißer Zucker, Zuckerbrantwein, Bauholz, welche zehn Jahre lang frey ausgeführt werden können. Das gemünzte Gold zahlt 3 Procent, und um Unterschleife zu vermeiden, hat man die unter dem Nahmen Recht der präsumirten Extraction bekannten Abgabe beybehalten; das heißt, man schätzt nach den eingeführten Waaren die Menge des entzogenen Geldes, und läßt darnach bestimmen, was der Zoll zu erhalten hat.

In allen Häfen der Republik kann jede Art von fremden Lebensmitteln und Comestibeln niedergelegt (entre-

posirt) werden, wenn der Schiffspatron sein Wort gibt, sie in einen andern neutralen oder freundschaftlichen Hafen zu bringen; diese Vergünstigung gilt für sechs Monathe, nach welchen der Zoll bezahlt werden muß.

Sechstes Kapitel.

Finanzen des Staats — Branntwein — Posten — Stempelpapier — Alcavala — Directe Abgaben — Krieg — Armee — Feste Plätze — Seemacht — Auswärtige Verhältnisse.

Das Vermögen der Einwohner, auf welchem der Reichthum des Staats beruhet, besteht 1) in acht Millionen Piaster, als jährlichem Betrag der Producte des Bodens; und zwar bloß in Getreide, Gemüse und Früchten; 2) in acht Millionen Producten, die ausgeführt werden, als Tabak, Cacao, Indigo u. s. w.; 3) in zwey Millionen Metalle, welche das Land jährlich aufbringen muß, um den Saldo der Handelsbalanz zu berichtigen; also im Ganzen in 18 Millionen Piaster. Angenommen, daß diese Berechnung richtig sey, und daß die Bevölkerung in runder Zahl sich auf 2,700,000 beläuft, so kommen auf den Kopf 33 Fr. 33⅓ Centimen (8 Rthlr. 13 Gr. 4 Pf.) wovon 9 bis 10 Franken in die Cassen der Regierung fließen: der Rest wird für Kleidung und Nahrung verwendet *).

*) In Antioquia, einer der reichsten Provinzen der Republik Columbia, deren Bevölkerung sich auf 106,950 Seelen beläuft,

Die Möglichkeit von so Wenigem zu leben, erklärt sich durch die Sklaverey, in welcher ein großer Theil des Volks sich befindet. Seine außerordentliche Mäßigkeit, die Einfachheit seiner Kleidung, der einsame Zustand, in welchem Viele leben, die Fruchbarkeit der Felder, und das wohlthätige Klima, das ihnen erlaubt, ohne viele Mühe die Früchte der Erde zu genießen, lassen sie ihre Armuth nicht fühlen.

Pombo, welchen ich schon angeführt habe, gab 1811 die Staatseinkünfte der Provinzen von Neu-Granada folgenmaßen an:

Santa-Marta u. Rio-Hacha	320,000	Piaster
Cartagena	600,000	"
Panama *)	800,000	"
Guayaquil	300,000	"
Cuenca	60,000	"
Mainas	30,000	"
Quito	250,000	"
Quixas	40,000	"
Popayan	210,000	"
Choco	60,000	"
Antioquia	160,000	"
Uebertrag	2,830,000	Piaster

trug der Zehnte:

1800	Piaster	31,064	3 Real
1801	"	28,412	6 "
1802	"	24,250	1 "
1803	"	28,693	3 "
1804	"	25,954	7 "
	Piaster	138,375	4 Real.

Hiernach würde jeder Einwohner jährlich nur 4 Piaster verzehren. Aus Restrepo's Versuch über die Geographie von Neu-Granada.

*) Wegen des Peruanischen Handels.

Transport	2,830,000 Piaster
Neyva	18,000 "
Mariquita	23,000 "
Santa-Fé	180,000 "
Tunja	80,000 "
Socorro	72,000 "
Pamplona	70,000 "
	3,273,000 Piaster.

Diese Schätzung scheint um so genauer, als die Einkünfte der Provinz Santa-Fé, im October 1822, nach einer officiellen Angabe 15,107 Piaster betrugen. Dieß gibt fürs Jahr 181,284 Piaster, welches ungefähr der von Pombo angegebenen Summe gleich kömmt.

Wenn man den gesammten Einkünften von Neu-Granada die Summe der Einkünfte von Caracas beyfügt, welche ein Mitglied des dortigen Consulado, der Señor Jove auf 2,032,500 Piaster anschlägt *), so sieht man, daß die Einkünfte der Republik Columbia sich nur auf 5,305,500 Piaster (7,312,000 Rthlr. Conv. G.) belaufen, wogegen die Ausgaben, nach dem Verhältniß desjenigen, was 1822 und 1823 in Ansehung der Departements Santa-Fé und Caracas bekannt gemacht worden ist, 5,715,336 Piaster betragen, ohne die Interessen der 40 Millionen Piaster, welche die Republik den Engländern schuldig ist.

Doch wir wollen lieber die einzelnen Zweige der Staatseinnahme beleuchten, um uns wo möglich einen richtigen Begriff von dem nichts weniger als glänzenden Finanzzustand der Republik zu machen.

Das Gesetz über Ein- und Ausfuhr **) wird von

*) Nach einer andern Nachricht nur 1,227,336 Piaster.

**) Memoria del Señor Castillo, Ministro de Hacienda.

allen Classen der Bürger auf mannigfaltige Art übertreten, und man kann sagen verhöhnt. Der Schleichhandel wird ohne Scheu getrieben; im Innern des Landes zwar etwas weniger thätig, hingegen in den Seehäfen ganz öffentlich. Eine Folge davon ist, daß die Zölle, welche unter der Spanischen Regierung auf 18 Procent von der Einfuhr, und 12 von der Ausfuhr festgesetzt waren, und ungefähr 800,000 Piaster jährlich eintrugen, entweder wegen der Verminderung des Handels, oder der Untreue der Zollbeamten, nur noch zwey Drittel dieser Summe abwerfen.

Das Tabaks-Monopol wirft höchstens die Administrationskosten ab. Vor einiger Zeit sah sich die Regierung gezwungen, den Tabak der Niederlage in Tunja verkaufen zu lassen, weil sie durch den Schleichhandel durchaus allen Absatz eingebüßt hatte, und der Tabak durch längeres Liegen verdorben wäre.

Die Auflage auf den Brantwein hat der Regierung nicht so viel abgeworfen, als sie erwartete, da sie auf das Monopol, in dessen Besitz sie war, Verzicht leistet; die einzige Folge, welche aus dieser Maßregel entstand, ist der vermehrte Hang des Volkes zu diesem, so viel wohlfeiler gewordenen Getränk. Der Finanzminister hat geglaubt, der geringe Ertrag dieser Auflage rühre von der Einfuhr des fremden Brantweins her, und daher das Verbot desselben vorgeschlagen, welches auch ganz gewiß von dem Congresse wird decretirt werden. Allein die wahre Ursache der schlechten Einnahme ist der Unterschleif; Jeder genießt die Wohlthat des Gesetzes, wenn er weniger fabricirt als bestimmt ist *). In

*) Es scheint, nach der etwas unbestimmten Art, wie der Verfasser sich ausdrückt, daß die Brantweinbrennerey unter einer gewissen Quantität ganz frey ist, und daß die Destillatoren sich

den Wäldern und Bergen kann vollends gar keine Aufsicht Statt haben: hier destillirt wer will, und nur Wenige bezahlen.

Die Brief-Post trägt so viel ein, als sie kostet. Die Correspondenz ist unbeträchtlich, weil der Handel liegt. Die Spanier haben in Amerika von Californien bis Buenos-Ayres eine Brief-Post errichtet: in Columbia ist sie sehr regelmäßig. Alle Woche geht eine Brief-Post nach einer der drey Haupt-Abtheilungen der Republik *).

Das Stempelpapier ist einträglich, weil man genöthigt ist, sich desselben auch zu Bittschriften zu bedienen. Da die Menge der Gesuche, die bey der Regierung angebracht werden, sehr groß ist, und hier kein Betrug Statt haben kann, so hat diese Abgabe natürlich viel abgeworfen.

Die Alcavala ist wegen des Unterschleifs unbedeutend. Das Gesetz über die directen Abgaben, das man bekannt gemacht hat, ohne es mit einer Instruction über die Ausführung zu begleiten, und ohne vorher eine Güter-Abschätzung vorzunehmen, hat nicht können ausgeführt werden, so daß man es hat suspendiren müssen.

Also bleibt der Regierung, welche eine Schuldenlast von 40 Millionen Piaster auf sich hat, und ihre meisten Ertragsquellen stocken sieht, kein anderes Mittel übrig, um

---

mit den Einnehmern verstehen, um nicht auf die Liste derjenigen zu kommen, welche wegen ihrer beträchtlichern Fabrication die Auflage bezahlen sollten. Uebers.

*) Die Post aus Cartagena kommt in Bogota jeden 9, 19 und 29 des Monaths an, und geht an denselben Tagen von Bogota nach Cartagena. Die von Caracas kommt in Bogota am 14 und 19 an, und geht nach Caracas am 7, 15 und 22. Es sind 250 Stunden von Bogota bis Caracas.

ihre Ausgaben zu bestreiten, als gezwungene Darlehen, patriotische Geschenke, und wie alle die Revolutionsmittel heißen mögen, durch die man eine Finanzverwirrung zwar eine Zeitlang verbergen kann, aber sie nur noch mehr vergrößert.

Doch hat die Regierung mittelst der Summen, die sie den reichsten Particularen abgezwungen hat, und durch Hülfe der Naturalien, welche die weniger reichen Classen haben liefern müssen, den gefährlichen Krieg geendigt, welchen sie mit Morales zu führen hatte, und ihre Südarmee durch Geld-Sendungen in den Stand gesetzt, Peru einzunehmen, wo sie Sold, Kleidung und Lebensmittel gefunden hat, an denen sie im Begriff war, Mangel zu leiden, wodurch ein Aufstand entstehen konnte. Diese Wunder beweisen, daß es den Mitgliedern der Regierung nicht an Talent und Kraft fehlt. Der Kriegsminister ist beständig in großer Verlegenheit; er hilft sich aus derselben, indem er den Soldaten erlaubt, Alles was sie brauchen bey dem Bürger zu nehmen, zu dessen Schutz eigentlich die bewaffnete Macht errichtet ist. Auch hat eine Armee, deren Organisation mit unseren Kriegsheeren nichts gemein hat, und die eher einem Trupp wandernder Araber, als einem regelmäßigen Corps gleicht, weniger Bedürfnisse als eine Europäische.

Die Soldaten, die man Grenadiere, Dragoner, Husaren heißt, haben keine Uniform wie die unsrigen; ein Rock, ein Hemd und Beinkleider von blauer Baumwolle, machen gewöhnlich ihre ganze Montur aus; sie tragen weder Stiefeln noch Schuhe, und diesem Umstand danken sie die Gewohnheit, auf den schlechtesten Straßen zu marschiren, ohne sich die Füße zu verwunden, welches ihnen eine furchtbare Superiorität über den Europäer gibt,

der sich verwundet, sobald seine Schuhe zerreißen, und alsdann nicht mehr nachkommen kann. Die Fußgänger haben Flinten, die Reiter Lanzen, einige Wenige Flinten und Säbel. Die Republik besitzt 50,000 Englische Flinten von der schlechtesten Beschaffenheit.

Die Portion der Soldaten ist gesetzlich zu einem Pfund Fleisch, einem Pfund Brot, und acht Loth Reis bestimmt; aber er erhält selten etwas anderes als Pisang.

Die monathliche Löhnung der Truppen, wovon die Regierung ein Drittel innebehält, ist von dem Gesetze bestimmt wie folgt:

General en chef	500	Piaster
Divisions-General	400	"
Brigade-General	300	"
Oberst	200	"
Oberst-Lieutenant	150	"
Bataillons-Chef	100	"
Hauptmannn . .	60	"
Lieutenant . . .	40	"
Unter-Lieutenant .	30	"
Chirurgus . . .	50	"
Kaplan	40	"
Erster Sergeant .	18	"
Zweyter " .	15	"
Erster Corporal .	12	"
Zweyter " .	11	"
Trommelschläger .	11	"
Soldat	10	"

Im Jahre 1821 zählte man 22,975 Mann unter den Waffen. In der letzten Zeit hat sich diese Zahl auf 32,466 vermehrt, nähmlich 25,750 Mann Infanterie,

4296 Cavalerie, 2520 Artillerie mit Inbegriff von 400 Arbeitern *).

Jedes Departement hat seinen General-Commandanten, dessen Staab aus einem Chef, zwey Adjudanten **), zwey Secretairen, und den in dem Departement anwesenden Provinzial- und Platz-Commandanten besteht.

Die Infanterie ist in Bataillone abgetheilt, nähmlich 25 von Linien-Infanterie, und 5 von leichten Truppen. Jedes Bataillon besteht aus acht Compagnien. Jedes Linien-Bataillon hat eine Jäger-, eine Grenadier- und sechs Füsilier-Compagnien. Die Compagnie ist 100 Mann Gemeine und vier Officiere stark.

Die Cavalerie besteht aus 24 Schwadronen. Die 6 Schwadronen, welche zur Wache des Präsidenten dienen, machen eine Brigade aus. Jede Schwadron hat drey Compagnien für die alte und zwey für die moderne Taktik, erstere von 50 Reitern und 3 Officieren, diese von 80 Reitern und 4 Officieren. Von den 24 Schwadronen sind 18 (Dragoner und Lanciers) Linien-Schwadronen, 6 leichte Husaren-Schwadronen.

Obgleich die Artillerie besser gehalten ist, als die anderen Waffengattungen, so ist sie doch in einem Zustand, welcher der Desorganisation gleicht. Indeß ist die Mannschaft in Tuch gekleidet, und hat eine Uniform nach Europäischer Art. Sie liegt in den Seestädten in Garnison. Man hat noch keine leichte Artillerie errichtet. Zwey oder drey Officiere stellen das Ingenieur-Corps vor.

Die Leibwache des Präsidenten besteht aus zwey Ba-

*) Memoria del Ministro de la Guerra.

**) Nicht Adjutanten; Adjudant ist die Benennung eines Ranges; Adjutant, die Uebersetzung des Französischen Aide-de-camp, geht nur auf einen temporären Auftrag. Uebers.

Bataillonen Infanterie und 6 Schwadronen Reiterey. Man nimmt in dieselbe die Soldaten auf, die sich in der Armee am meisten ausgezeichnet haben. Die während des letzten Kriegs aufgenommenen machten zwey Bataillone und eine Schwadron aus.

Alle Sonntage packt man einige arme Teufel von Indianern, wenn sie aus der Messe kommen, und zwingt sie, ungeachtet ihres natürlichen Widerwillens gegen alle Waffenübungen, unter dem Gewehr zu exerciren. Dieß nennt man die Miliz. Die Miliz der Städte ist besser exercirt, und könnte den Linientruppen gleich geachtet werden, wenn sie nicht meistentheils aus unzufriedenen Bürgern bestünde, auf welche die Republik nicht rechnen darf.

Die Spanier hielten ihre Festungswerke in so gutem Stande, daß, wenn sie besser vertheidigt würden, sie noch unüberwindlich seyn könnten. Aber Waffen, Menschen, Kenntniß des Vertheidigungskriegs, Alles mangelt jetzt, und die Spanier brauchen sich nur vor den Wällen zu zeigen um sie zu erobern. In diesen Festungen allein sind Artillerie-Parks, ziemlich wohl gefüllte Magazine und Kasernen, sonst überall quartirt sich der Soldat ein, wo er will und kann.

Bey Bogota und Quito hat die Regierung Pulverfabriken, welche nicht den ganzen Bedarf liefern; von den Engländern kommt das Fehlende.

Die Seemacht der Republik besteht *) aus 19 Kriegsschiffen; nähmlich 6 Corvetten, 7 Briggs und 6 Goeletten. Ein Jeder sieht ein, daß diese Marine nicht im Stande ist, tausend Stunden Küsten zu vertheidigen; doch hat sie im Kriege mit Morales durch die Blokade von Maracaïbo gute Dienste geleistet. Die Regierung hat

*) Memoria del Señor Castillo.

das Bedürfniß einer Seemacht wohl gefühlt, sie hat, um sie auf einen guten Fuß zu setzen, 4,770,845 Piaster 2 Realen verlangt. Wo sollte aber soviel Geld herkommen?

So wie viele Engländer in der Landmacht Dienste genommen, so haben sich viele Franzosen bey der Columbischen Marine einschreiben lassen. Ihrer Mitwirkung dankt der geschickte Mulatte Padillo, der sie befehligt, seine Successe.

Den Fremden, welche dem Staat dienen, ertheilt ein Gesetz das Bürgerrecht, nach einem Aufenthalt von zwey Jahren; und nach sechs Monathen, wenn sie im Lande heyrathen, oder ein Gut von 6000 Piaster kaufen.

Die Macht der Engländer hat in Amerika keine Nebenbuhler; man kennt keine andere Flotten, als die ihrigen; man kauft fast nur Englische Waaren; überall findet man Englische Factoren und Englische Handlungsdiener; Englische Soldaten haben zu dem Sieg der Independenten beygetragen. Diese Verbindung mit England ist nicht erst einige Jahre alt; sie hat fast zu der Zeit begonnen, als die Spanischen Colonien gegründet wurden; denn je mehr das Mutterland die Prohibitivgesetze vermehrte, desto größer wurde die Kühnheit der Englischen Schleichhändler. Die Amerikaner unterhielten beständig die Verbindung mit ihnen; Spanien selbst hatte sie zu verschiedenen Zeiten begünstigt, und besonders 1796 durch ausdrückliche Gesetze. Als die Revolution in Amerika ausbrach, vergaß man die Uebel, die man von den Englischen Admiralen und Freybeutern ausgestanden hatte, und nahmentlich Vernons Angriff auf Cartagena im Jahre 1740, und dachte nur an die Unterstützung, die man von ihnen erhalten könnte.

England lieferte auch in der That diese Unterstützung, und gab Credit; Waffen, Soldaten, Schiffe, alles kam

in Amerika an. Theures und lästiges Geschenk! In der Fremde vergaß man, daß Indien ähnlicher Hülfe seine Unterjochung dankt, und daß im Jahre 1806 die Großbritannische Fahne auf den Mauern von Buenos-Ayres geweht hatte. Man unterdrückte den religiösen und den Nationalhaß *). Die Dankbarkeit verband die verschiedenen Völker, und Ketzer wurden als Brüder behandelt. Sobald sie einmal im Lande waren, errichteten sie an den bequemsten Orten ihre Comptoirs, und übersäeten das Land mit Englischen Waaren, Englischen Moden und Kleidungen; auf diese Art konnten sie sich im Lande verbreiten, ohne so sehr durch ihr Costum aufzufallen. In der Armee nahm man ihre Uniform an; doch zog man der Blutfarbe ihres Kriegsrocks die Farbe der Französischen Uniform vor. Columbia erhielt Englische Journale, um die öffentliche Meinung zu leiten, und Englische Schiffe, um seinen Handel zu decken.

Die Columbier hatten eine großmüthige Aufnahme in Jamaica gefunden; sie nahmen auf dieser Insel einige Englische Gewohnheiten an, und der blühende Zustand dieses Landes gab ihnen einen hohen Begriff von dem Coloß, England. So war also das erste Gefühl dieser reisenden Patrioten Bewunderung; aber ihr folgten bald Besorgnisse. Ihren Gästen entging der Eindruck nicht, welchen die Größe Englands auf diese Leute machte; sie suchten ihn durch Wohlthaten auszulöschen, und versprachen den Columbiern, die über die letzte Revolution in Spanien (von 1820) erschrocken waren, Schutz und Unterstützung. Um sich einer so mächtigen Hülfe zu versichern, gab man den

*) Zu bemerken ist, daß die Engländer und Nord-Amerikaner, welche einen so fanatischen Haß gegen Catholicismus zeigen, in Columbia allen kirchlichen Ceremonien, mit einer für die eifrigsten Catholiken erbaulichen Andacht, beywohnen.

Engländern die besten Einkünfte des Landes hin; Salinen, Smaragden, Perlen, Dampfboote, alles ward den Engländern überlassen; alle Staatsanleihen nur bey Engländern negociirt.

Diese von der Politik erzeugte Verbindung lag nicht im Wunsche der Nation; diese wünschte Verbindungen in Europa, aber mit Frankreich, einmal weil man dieser Macht kein Handgeld zu bezahlen hatte, und alsdann, weil Sprache, Litteratur, Sitten, vorzüglich aber Religion, den Süd-Amerikaner weit mehr nach Frankreich hinzieht. Kein Nahme wird wohl im Spanischen Amerika mit mehr Wohlgefallen ausgesprochen, als der Name Rom. Die Geistlichkeit scheint fest entschlossen, sich nicht von diesem Mittelpunct zu trennen. Doch könnte ein längeres Zaudern des Römischen Hofes, den ernannten Bischöfen die Institutions-Bullen zu verleihen, zuletzt bey diesen Ungeduld erregen.

Die Vereinigten Staaten hatten sich mit der Hoffnung geschmeichelt, wegen der Nähe der Provinz Columbia den ersten Rang unter den Freunden der neuen Ordnung einzunehmen; sie haben sich gröblich geirrt. Die Engländer haben Mittel gefunden, ihnen ihren Platz nach den neuen unabhängigen Staaten anzuweisen, so daß sie ungefähr eben so viel politische Achtung genießen, als die Staaten von Peru, Chili und von Buenos-Ayres.

Die Mexicanischen und Brasilischen Kaiserthümer haben eine Zeitlang in Columbia Argwohn und Schrecken erregt; aber das Ende, welches das erste genommen, und die Entfernung des zweyten haben bald die Gemüther beruhigt.

Das Resultat von allem Gesagten ist, daß die jetzige Lage von Columbia, wie es nach einem Bürgerkriege nicht an-

ders seyn kann, nichts weniger als glänzend ist. Allein ungeachtet der Unfälle, welche die Wiege der Republik mit Blut befleckt haben, fehlt es der Religion an keiner äußern Pracht. Ihre Diener danken der Frömmigkeit der Gläubigen einen Wohlstand *), der ihnen erlaubt, der Armuth zu Hülfe zu kommen. Es gibt wenig Pfarren, die nicht 1000 Piaster, und viele, die über 2000 Piaster eintragen. Mehrere Bisthümer werfen 60 bis 80,000 ab. Die Geistlichkeit ist demnach reich und mächtig; man schätzt, daß der Zehnte in den sieben Bisthümern jährlich 800,000 Piaster abwirft, und daß die Güter der Geistlichkeit zwey Drittel des Landes ausmachen. Ob die Geistlichen gleich im Herzen Spanisch gesinnt sind, so sieht man doch nie einen von ihnen an der Spitze eines Volksaufstandes; sie kennen ihren Vortheil zu wohl, um sich in Dinge zu mischen, welche die Existenz ihrer Corporation gefährden könnten.

*) Eine einfache Messe wird mit 1 Piaster bezahlt, eine Kindtaufe mit $1\frac{1}{2}$ bis 4 Piaster, eine Heyrath mit 12, und wenn kein Aufgebot Statt hat, mit 200. Eine Dispens zu einer Heyrath zwischen Oheim und Nichte kostet 1000 P.; eine Beerdigung $4\frac{1}{2}$ P. für die Armen, 200 für die Reichen.

Anhang.

Erster Anhang.

Beschreibung der Provinz Pamplona, von dem Advocaten Joaquim Camacho.

(Aus dem Semanario del Nuevo Reyno de Grenada.)

Die Provinz Pamplona wird, südlich, von der Provinz Tunja durch den Sogamoso geschieden, der sich in den Magdalenenstrom ergießt. Nördlich grenzt sie an Ocaña, welches zur Provinz Santa-Marta gehört, und an Maracaibo vermittelst des Tachira, welcher Neu-Granada von Venezuela scheidet. Westlich endigt sie am Magdalenenstrom, zwischen den Mündungen des Sogamoso und Canaverales; östlich an den Llanos von Varinas, wo sich die Gewässer des Sevateca-Thals sammeln; aus ihnen entsteht der Apure, welcher dem Orinoco zufließt. Fast die ganze Provinz gehört zum Ostzweige der Anden, welcher mehrere Thäler bildet, deren Einwohner vermittelst der Zulia, die bey dem See Maracaibo in den Catatumba fällt, sehr leicht mit dem Mexicanischen Meerbusen communiciren. Die Verbindung der westlichen Städte ist ebenfalls leicht, vermittelst des Sogamoso und Canaverales, welches zwey schiffbare Flüsse sind.

Die Stadt Pamplona liegt unter 8° N. B. und 1300 Toisen über dem Meere. Ihre mittlere Wärme ist 12 bis 14 Grad Reaumur; dieß ist, wegen der den Himmel ohne Unterlaß bedeckenden Nebel, eine unangenehme Temperatur. Die Umgegend trägt Weizen, Gerste, Maïs, Kartoffeln, Krautselleri *), Kohl, Bohnen und eine Menge anderer Garten- oder Hülsenfrüchte, die auf dieser Höhe sehr wohl gedeihen. Einer der merkwürdigsten Orte dieses Districts

*) Apium dulce latifolium, der Selleri der mittäglichen Europäischen Länder, welcher nur schwache Wurzeln, aber dafür weiße breite Blätter von einem sehr feinen Geschmack hat. Diese werden in Italien und Frankreich theils als Salat, theils als Gemüse gegessen. Der in Norddeutschland bekannte Selleri ist der Knollselleri, Apium degener.
Uebers.

ist Surata, welches ein gemäßigtes Klima hat. Man fabricirt hier jährlich 10,000 Lasten (25,000 Centner) Mehl, wovon der größeste Theil über Ocaña theils nach Monpox, theils nach Cartagena geht. Der Weizen ist von vorzüglicher Güte; er giebt jährlich eine doppelte Ernte, und scheint zu der Varietät zu gehören, die man in Europa Sommer-Weizen nennt; er wächst nur, wo die Witterung gelinde ist, wie in den Thälern Surata und Savateca, denn in höher gelegenen und daher kälteren Gegenden, wie Pamplona, Silos, Cucuta, Velosco, Servita und Cerrito, findet man nur Winter-Weizen. Das Brot, das man aus letzterm macht, ist weder sehr weiß, noch leicht. Bey Sogamoso, in Tequia, Conception, Llano-Enciso, Malayavita, Carcasi baut man Waizen, Zuckerrohr und Reis. Kein Dorf des Districts Pamplona, mit Ausnahme der Kirchspiele Matanza und Ecce-Homo, im Thal Surata, bringt hinlänglich Getraide hervor, um davon auszuführen; manchmal müssen sie sogar Zufuhr von ihren Nachbarn holen.

In Pamplona und den dazu gehörigen Ortschaften pflanzt man einige einheimische sehr nützliche Vgetabilien, als: die Kiefer, deren Harz zu mancherley Gebrauch dient; den Wachsbaum (Myrica cerifera), welcher das unter dem Namen Laurel bekannte Wachs liefert, und auch in Louisiana wächst; eine Art Labkraut (Galium), dessen Wurzeln eine vortreffliche gelbe Farbe für die Wollfärberey geben; den Hammerstrauch (Cestrum, spanisch Chilca), der ein schönes Grün gibt; verschiedene Melastomen, deren man sich zur gelben Farbe bedient; endlich Bervius, Alizo und Gasmon, aus welchen man ebenfalls ein Gelb bereitet.

In dem Taupa-Thal findet man den Nopal voll Cochenille; diese wird nach der Provinz Tunja versendet. Das Insect wickelt sich in eine Art von Netz, von welchem man es nicht zu trennen versteht; aus diesem Grunde ist die Cochenille von Taupa in geringerm Werth, als die Mexicanische.

Der Oehlbaum ist in Pamplona sehr gemein, aber man versteht die Oehlbereitung nicht: in diesem Stück hat also Europa keine Concurrenz zu fürchten.

In Sepita am Sogamoso giebt es viel Färbeholz; die Betrügereyen, die man sich mit diesem Product erlaubt hat, sind Schuld, daß der Preis desselben sehr gefallen ist.

Die Provinz hat viele Weiden, aber das Klima ist zu rauh zur Viehzucht. Vergeblich hat man mehrere Versuche gemacht, sie empor zu bringen; die Provinz muß noch immer einen Theil ihres Bedarfs über Cucuy aus den Llanos von Casanare und über

San Cristoval aus Varinas beziehen. Eine Folge der Theurung des Fleisches ist die Seltenheit des Talgs; man ersetzt ihn durch vegetabilisches Wachs.

Man zieht Pferde, Maulesel, Schafe und Ziegen. Aus dem Fell der letzten fabricirt man ganz hübschen Saffian.

Der mineralische Reichthum Pamplona's ist ziemlich unbekannt. Nach einer Volkssage lieferten die Minen von Beta und Montuosa ehemals ungeheure Quantitäten Gold, und man hat bey denselben wirklich Spuren von großen Arbeiten gefunden. Die Bäche, aus welchen der Canaverales entsteht, führen das Gold der Berge nach Girone: der Sand dieses Flusses enthält 23karatiges Gold. Man findet auch Silberminen: es ist manchmal bis auf acht Unzen edles Metall aus dem Centner Silbererz gewonnen worden.

Die Kupferminen sind ergiebig; aber da sie immer schlecht bearbeitet worden sind, so haben sie wenig zum Reichthum der Provinz beygetragen.

Der Boden, auf welchem Pamplona gebaut ist, enthält viel Glimmer: an mehreren Orten findet man ihn in großen Platten, die zu Fensterscheiben gebraucht werden, wie in Rußland; auch macht man aus demselben allerley Zierrathen. Ueberall stößt man auf Quartz, Feldspath und Granit; mit einem Wort, alles zeigt, daß Pamplona reich an Mineralien und Metallen ist, aber man benutzt sie nicht, oder benutzt sie schlecht.

Die Provinz Pamplona enthält nur 3000 Indianer, in acht Dörfern: die übrige, aus Weißen und Mestizen bestehende Bevölkerung kann sich auf 40,000 Seelen belaufen; sie treiben Alle Ackerbau, mit Ausnahme einiger Handwerker.

Ein Land, das wenig Artikel für die Ausfuhr liefert, kann nicht reich seyn. Pamplona wäre sogar arm, wenn das Eigenthum nicht sehr zerstückelt wäre, welches vielen Familien einen mäßigen Wohlstand gibt. Die Provinz könnte ihren Ueberfluß an Mehl mit Vortheil gegen Jungvieh in den Llanos absetzen, an welche das Thal Savateca gränzt, wenn eine bequeme Straße für diesen Handel vorhanden wäre. Wie leicht könnte man nicht eine bauen, wenn man dem Thale folgte, durch welches der Chitoya fließt, der höchst wahrscheinlich eine der Quellen des Apure ist? Auf diesem Wege könnte Pamplona mit Guyana in Verbindung treten; eben so Girone, welches, statt sein Fleisch über die Saline von Chita aus den Casanarischen Llanos zu beziehen, es sich viel wohlfeiler aus den Steppen von Varinas verschaffen könnte: jetzt macht dieser Artikel Girone wirklich geldarm.

Man baut in der ganzen Provinz Baumwolle, vorzüglich in dem Kirchspiel Rio-Negro. Die Ausfuhr nach Monpox und Cartagena übersteigt 100,000 Arroben (25,000 Centner) *), das Uebrige wird an Ort und Stelle zu groben Zeugen verarbeitet.

Der Tabak von Girone ist von einer besonders guten Qualität und trägt zum Wohlstand des Volkes bey. An den Ufern des Sogamoso, des Surate und des Canaverales gedeiht der Cacao sehr wohl: man verkauft eine ansehnliche Menge desselben. Von eben daher bezieht man auch vielen Copahubalsam und etwas Bauholz, das nach Monpox geht.

Bey dem Kirchspiel Rio-Negro hat man Bernstein in ziemlicher Menge entdeckt.

Eine Straße, die von Girone an den Magdalenenstrom führte, würde für den Handel dieser Stadt sehr große Vortheile haben. Man vermiede dadurch die Klippen des Sogamoso, wo viele Schiffe zu Grunde gehen, und eine große Strecke ganz unbekannten Landes, zwischen dem Sogamoso und dem Canaverales würde sehr belebt werden. Die Schifffahrt auf dem Canaverales ist der auf dem Sogamoso weit vorzuziehen, ob er gleich wegen seines niedrigen Wassers keine allzu stark beladene Fahrzeuge trägt. Er ist von großer Wichtigkeit für die Einwohner von Rio-Negro, welche ihr Mehl viel schneller und wohlfeiler auf diesem Fluß, als über Ocaña transportiren.

Der Distrikt Girone hat, wie der von Pamplona, eine aus sehr verschiedenen Racen zusammengesetzte Bevölkerung; aber wenig Indianer und Negersklaven.

Die blühendsten Städte der Provinz sind San-José und Rosario de Cucuta, ob sie gleich nicht hinlängliche Auswege für ihre Producte haben. Ihr Gebiet, zu welchem die Thäler des Tachira, des Pamplona und der Zulia gehören, hat schöne Cacaopflanzungen.

In Cucuta wird das Feld von etwa Tausend Sklaven gebaut. Man schätzt den Cacao von Cucuta; er ist unter der Benennung Magdalenen-Cacao bekannt, weil man ihn ehemals von daher erhielt. Man erntet vielleicht 80,000 Arroben (20,000 Centner) dieser Frucht jährlich, welches, zum Preis von 3 Piaster die Arroba, 240,000 Piaster ausmacht. Fügt man den Ertrag des Caffé und Indigo bey, welche man in dieser Provinz ebenfalls baut, so beläuft sich ihr jährlicher Reichthum auf eine Million Piaster **).

*) Eine offenbare Uebertreibung. Note des franz. Uebers.

**) Diese Berechnung scheint mir irrig. Die Quantität Caffé und

Der Cacao von Cucuta geht großentheils auf der Zulia nach Maracaïbo. Zu Lande hat man bis an die Brücke von Cachos, im Dorfe Limonsito, sechs Stunden zu machen; so kurz dieser Weg ist, so schlimm ist er, wegen der Nachlässigkeit der Kaufleute, die sich nie für irgend eine Unternehmung vereinigen wollen, welche nicht Aussicht auf einen schnellen und sichern Gewinn giebt *).

Ein großer Theil des Silbers von Cucuta geht über San Cristoval nach Varinas für Maulesel und Rindvieh, von dem man jährlich 10,000 Stück kauft; denn obgleich in diesen Thälern viele gute Weide ist, so zieht man keine Ochsen. Das Salz kommt von der Küste, wenn man keines aus Chita oder Zipaquira haben kann.

An dem Gedeihen des Cacao ist nicht bloß die Güte des Bodens Schuld: die Sorgfalt des Landmanns hat großen Theil daran. Man pflanzt den Baum in den Schatten der Ceiba und Erythrina, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß er der Sonne nicht allzu sehr ausgesetzt seyn darf; man wässert ihn und umgiebt ihn mit einer Hecke von Citronenbäumen, Fagara und Acacien, welches einen sehr hübschen Anblick gewährt. Dieser Zweig des Ackerbaus würde noch viel vortheilhafter seyn, wenn man nicht genöthigt wäre, den Cacao schnell loszuschlagen, bevor die Tinea falsa sich darein setzt: dieses schädliche Insect zerstört auch das Getreide und Mehl von Surata.

Die Stadt Salazar de las Palmas hat ihren Wohlstand allmählig verloren, seitdem die Städte des Cucuta-Thals so blühend geworden sind: doch gehören zu ihrem Gebiet einige reiche Dörfer, als San-Yago und Cayetano; letzteres besonders hat schöne Cacao-

---

Indigo, welche das Land hervorbringt, ist geringer, als der Betrag des Cacao; also kann man, gegen die Versicherung des Señor Camacho, sagen, der Ertrag des Caffé und Indigo sey nicht halb so stark, als der Ertrag des Cacao. Nie hat eine Million Piaster in der Provinz Pamplona circulirt. Die americanischen Schriftsteller übertreiben gewöhnlich den Reichthum ihres Landes. So sagt zum Beyspiel der Verfasser eines Versuchs über die Provinz Antioquia, der in dem Semanario del Nuevo Reyno abgedruckt ist, der Señor Restrepo, Antioquia ziehe jährlich 600,000 Castillanos Gold aus seinen Minen. Alle unterrichtete Leute im Lande sind einverstanden, daß diese Angabe übertrieben ist. Note des franz. Uebers.

*) Die Kaufleute von Cucuta werden gewiß endlich aufhören, den Weg nach Monpox und Cartagena einzuschlagen, auf welchem das heisse und ungesunde Klima so Viele hinrafft, und lieber nach Maracaïbo gehen. Die Straße dahin ist gesund, und die Fahrt zu Wasser hat nicht das Unangenehme, daß der Reisende von einem Heer von Ungeziefer verfolgt wird. Note des franz. Uebers.

pflanzungen. Die Stadt hat ihren Namen von der Menge Palmbäume, von denen die Gegend voll ist; man findet darunter mehrere Arten: die Königs- oder Butter-Palme (Cocos butyracea), die Wein und Butter giebt; den Mohrenkopf (Phytelephos macrocarpa), dessen Frucht wie Elfenbein bearbeitet werden kann; die Noli-Palma, die man Cocos ignaria nennen kann, wegen einer Art Werg, das auf den Rippen ihrer Blätter wächst, und statt Zunder dient; endlich den Murappo (Carludovica), den man zur Bedeckung der Häuser braucht: man ißt auch die Sprößlinge desselben.

Um Alles kurz zusammenzufassen, kann man sagen: Pamplona ist eine fruchtbare Provinz, ihre Einwohner sind faul, und daher ist fast das ganze Land öde. Dasselbe gilt überhaupt von den ältesten Colonien Spaniens.

Zweyter Anhang.

Noch ein Wort über das Benehmen der Urheber der Revolution in Columbia — Beschreibung von Quito.

Vielleicht werden Manche, die sich nach den Begebenheiten, wovon Columbia der Schauplatz war, ein Ideal von diesem Lande in den Kopf gesetzt haben, sich wundern, daß meine Beschreibung desselben gar nicht dazu paßt; es wäre ihnen vielleicht angenehmer gewesen, wenn ich meinen Pinsel in glänzendere Farben getaucht hätte, um eine Nation zu malen, die sich eine Verfassung und Gesetze gegeben hat, welche, nach ihrer Vorstellung, eine weit größere Civilisation verrathen, als aus meiner Beschreibung ihrer Sitten und Gewohnheiten hervorzugehen scheint. Dieser scheinbare Widerspruch wird verschwinden, wenn man an die Barbarey denkt, welche in der Schweiz herrschte, als sie das Oestreichische Joch abschüttelte *). Wenn

*) Der Vergleich, den der Verfasser zwischen den Schweizern und Columbiern anstellt, kann nicht Stich halten. Nachdem Jene sich von der angemaßten Herrschaft Oestreichs losgerissen hatten, behielten sie ihre alte Verfassung, diejenige, welche die Natur des Landes und der Grad von Civilisation, auf welchem sie standen, sie gelehrt hatten, die rein demokratische, bey. Sie versammelten keine Congresse oder Nationalversammlungen, um nach gelehrten Theorien auf ein Repräsenta-

die Alpen zu einer Zeit, wo ihre Bewohner bey keinem ihrer Nachbarn Schutz finden konnten, der Schauplatz einer demokratischen Revolution wurden, darf man sich wundern, daß eine ähnliche Bewegung in der Cordillera in einem Zeitalter ausgebrochen ist, wo so viele politische Schriften in alle Sprachen übersetzt worden sind? Eine Insurrection ist kein Beweis von Civilisation; die am wenigsten civilisirten Nationen sind oft am begierigsten nach Freyheit. Man weiß ja wohl, daß überall einige wenige unterrichtete Männer sich an die Spitze der Revolutionen stellen; selten rühren diese vom Volk her. Dieses erfährt auf einmal, die Revolution sey gemacht, und zugleich belehrt man es, was für Grundsätze es künftig für wahr zu halten habe. Das alles geschieht, ehe das Volk daran gedacht hat, daß man die Regierungsform ändern müsse. So sehen wir die Urheber der Americanischen Unabhängigkeit das Volk im Nahmen Ferdinands VII. zum Aufstand auffordern. Hätten sie ihren Plan sogleich verrathen, so wären sie nie im Stande gewesen, ihn zu verwirklichen. Um ihn zu verbergen und um den neuen Ideen, welche dem Volke noch fremd waren, Eingang zu verschaffen, wollte Bolivar, als ein geschickter Meutmacher, die monarchischen Gewohnheiten seiner Landsleute nicht auf einmal vor den Kopf stoßen. Statt der Nahmen Ferdinands und Carls des Vierten *) brauchte er die Nahmen: Befreyer und Boyaca **); und um die Reichen über die Abschaffung der Incomiendas zu trösten, ließ er zu ihren Gunsten Decrete ergehen, gleich demjenigen, das er am 12. Sept. 1819 für den Vice-Präsidenten General Santander ausfertigte. Die zwey ersten Artikel desselben lauten wörtlich folgendermaßen:

Art. 1. Ich verwillige, als außerordentliche Belohnung, dem F. P. Santander das Haus, welches der Ausgewanderte Vincenz Cordovo in dieser Stadt (Bogota) besaß, so wie das dem

---

tionssystem, wovon sie auch nicht eine Idee hatten, Verfassungen zu bauen, in denen die Gewalten sich gegenseitig im Gleichgewicht hielten. Die Leute, welche der Verfasser widerlegen will, wundern sich nicht, daß eine Revolution ausgebrochen sey, aber sie machten sich nach den Gesetzen, welche das südamericanische Volk sich gegeben oder vielmehr aus der französischen Revolution erborgt hat, eine Idee von diesem Volk, welche sie nach des Verfassers Beschreibung freylich sehr herabstimmen müssen. Uebers.

*) So haben wir statt Carl den Dritten gesetzt, der im Text stand. Uebers.

**) Nahme der Schlacht, welche die Macht Bolivars befestigt hat. Uebers.

Peter Bufanda gehörige Gut Ato-Grande in der Gerichtsbarkeit Zipaquira.

Art. 2. Es ist verstanden, daß das gedachte, laut obigen Artikels dem General Santander gegebene Gut Ato-Grande frey ist von der auf demselben haftenden Hypothek von 10,000 Piaster, welche Don Francisco Rodrigues besaß. Diese Forderung eines Feindes gehört auch dem Staat, und dieser verfügt darüber zum Vortheil des neuen Besitzers von Ato-Grande, und macht ihm ein Geschenk damit."

Ich glaubte anfänglich, daß der Contrast, in welchem diese und ähnliche Verfügungen sowohl mit den Sitten des Volkes, als mit den Grundgesetzen der Republik Columbia stehen, nicht unwahrscheinlicher seyn würde, als andere Widersprüche derselben Art, die man bey anderen Nationen gesehen, hat die ebenfalls aus einem Gemische von Weisen und Barbaren, von Gelehrten und Unwissenden bestehen. Darum habe ich unterlassen, mehrere Actenstücke anzuführen, welche meiner Darstellung einen gewissen Grad von Authenticität gegeben hätten. Allein in der Folge hatte ich Ursache zu befürchten, man möchte mein Schweigen mißdeuten, und die Mühe verkennen, die ich mir gewiß zu jeder Zeit gegeben habe, der Wahrheit vollkommen treu zu bleiben. — Zur Bestätigung meiner Nachrichten will ich daher hier die Erzählung eines Americaners, Caldas, einrücken, dessen Ansichten über allen Verdacht von Parteylichkeit weit erhaben sind. Sie ist aus einer handschriftlichen Reisebeschreibung desselben, vom Jahr 1805, entlehnt. Caldas, aus Bogota gebürtig, zeichnete sich als Liebhaber der Botanik aus. Der Spanische Vice-König ließ ihn 1816 erschießen. Man wird sehen, ob mein Urtheil über Bogota strenger ist, als dasjenige, welches er über Quito gefällt hat, das heißt über die größeste und volkreichste Stadt der Cordillera.

„Quito *), sagt Caldas, ist die bevölkerteste Stadt des Vice-Königreichs Neu-Granada; Ulloa giebt die Volksmenge auf 60,000 Seelen an; dieß ist wohl übertrieben; aber man kann sie sicher auf 35 bis 40,000 rechnen, fast lauter Indianer oder Mestizen."

„Die meisten Häuser sind mit an der Sonne getrockneten Steinen schlecht gebaut. Die Dächer sind mit Aloeblättern (Agave, im Lande Chaguarquero) bedeckt. Das Innere der Wohnungen ist sehr einfach; man decorirt nur das Besuchzimmer; hier werden die Wände mit buntem Papier tapezirt oder geschmacklos angestrichen. Das

*) Ueber Malbucho geht ein Weg von Quito nach Carondelet, einem Hafen des stillen Meers.

Zimmer wird durch einige an der Wand befestigte Lampen und durch einen von der Decke herabhangenden Kronleuchter erhellt. Der Boden ist mit Teppichen belegt, die im Lande verfertigt werden. Der Rest der Mobilien besteht in einigen Schreibetischen und mit Seide überzogenen Canapés, und einem Bette. Dieses ist das Hauptstück; es steht in einer Vertiefung, deren Einfassung und Wände mit Schnitzwerk verziert, vergoldet und mit Damast oder Sammt tapezirt sind. Auch die Bettstelle ist vergoldet, die Betttücher von feiner holländischer Leinwand und mit Spitzen eingefaßt; auf denselben liegt eine mousselinene Decke. Bey Tage sind die Vorhänge aufgezogen, damit man das Bette sehen könne, welches der vorzüglichste Luxusartikel ist."

„Beym Eintritt in die Häuser kommt man in einen schmutzigen Vorsaal, der nie gereinigt wird; der Hof dient zum Stall für die Pferde; die Luzerne (Medicago sativa), womit man sie füttert, liegt auf der Treppe. Die Gänge und Vorzimmer, das ganze Innere, die Küche, Alles ist mit einem verpesteten Geruch erfüllt. Fast in jedem Hause ist ein elegantes, wenn auch nicht geschmackvolles Boudoir, für die Damen. Man nennt es Arbeitszimmer, Obrador; aber wenn es wirklich zur Arbeit dienen soll, so ist es ganz überflüssig, denn die Damen von Quito sind immer müssig, oder mit Besuchgeben beschäftigt. Auf den flachen Dächern haben die Frauenzimmer Blumengewächse; man steigt auf dieselben, um sich zu wärmen oder frische Luft zu schöpfen, welches nicht immer sehr angenehm ist, weil auch die Abtritte auf dem Dache befindlich sind, und man ebendaselbst das Küchengeschirr wäscht und die Wäsche trocknet."

„Der Adel und die vornehmen Bürger wohnen im ersten Stockwerk, der gemeine Mann im Erdgeschoß. Jede Familie hat ein oder ein paar Zimmer zu vermiethen, wodurch ein unerträglicher Lärm in den Häusern entsteht."

„Die Straßen sind schlecht gepflastert, schmutzig und enge. Wenige Häuser haben Brunnen, und in der ganzen Stadt giebt es deren nur drey. Das Gefängniß ist ein unbedeutendes Gebäude: das Hospital klein und schlecht eingerichtet; da hingegen das Armen- und Waisenhaus sich durch Ordnung und gute Administration auszeichnet. Man hatte auch das Project, ein Haus zur Unterbringung der Bettler zu errichten, aber dieser Plan, wie viele andere, ist nicht ausgeführt worden. Quito hat wenig Spaziergänge, den schönsten hatte der Präsident Villa-Lenguo angelegt, aber sein Nachfolger ließ ihn eingehen."

„Die Nahrungsmittel sind in Quito theuer; das Rindfleisch ist schlecht und oft nicht einmal zu haben; Schaaffleisch ist noch geringer, weil man nur alte Mutterschaafe schlachtet. Der Milch fehlt es an Sahne, der Käse ist mager, und, weil er ungesalzen ist, fast immer verdorben, und doch ist er eines der Haupt-Nahrungsmittel. Denn der Einwohner von Quito ißt Käse zur Suppe, zum Confect, zur Chocolade; des Morgens, des Mittags, des Abends, zu allen Stunden."

„Man erhält das Salz aus Guayaquil, und zieht das graue dem weißen vor. Der Zucker ist theuer und schlecht, er kommt aus Ybarra: der Centner kostet wenigstens 20, oft 30 Piaster. Von keinem Lebensmittel braucht man so viel, als von der Raspadura, einer Art Chicha, welche aus den Zuckermühlen von Ybarra kommt, und ein Lieblingsgetränk des Volks ist. Der Cacao kommt aus Guayaquil, er ist nicht so gut als der von Timana und Magdalena. Man macht in Quito erträglichen Confect. Die Kartoffel, eines der Hauptnahrungsmittel, ist vortrefflich. Der Maïs hat wenig Geschmack, woran die hohe Lage des Landes schuld ist. Kohl und Lattich sind gut. In allen Jahreszeiten gibt es Birnen, Aepfel, verschiedene Sorten Pfirsichen, Orangen, Cedrat, Citronen, Erdbeeren, Maulbeeren, Funa (Cactus opuntia, oder indianische Feige), Aguaquaten oder Avogados; Guabas (Baumbohnen, Mimosa inga); Papayos und Melonen; aus den warmen Ländern bringt man Pisang und kleine Pflaumen."

„Das Wasser ist in Quito schlecht; das Brot ist wohlgebacken, aber doch schlecht, weil man das Weizen-Mehl mit Erbsen-, Linsen- und Hafermehl mischt."

„Da Quito in Bergen ganz eingeschlossen ist, und sich die Europäischen Waaren nur zu einem ungeheuern Preise verschaffen kann, so war es genöthigt, sich mancherley Arten von Industrie zu befleißigen: die unzierlichen, aber starken und dauerhaften Producte seiner Fabriken, werden in Antioquia, Choco, zu Timana, Barbacoas und Guayaquil gesucht. Guayaquil liefert Cacao dagegen, die anderen Städte Gold."

„Die Künste, welchen es, wie den Gewerben, an Mustern zur Nachahmung fehlt, sind in der Kindheit; von der Barbarey der Bildhauerkunst sieht man an allen öffentlichen Denkmälern Beweise: alles was die Phidiasse dieser Stadt vorzustellen wissen, ist der H. Antonius mit einem Kind auf dem Arm, der H. Dominicus mit seinem Hunde, Engel mit Pfauenschwänzen, alle in Entzückung. Die Malerey ist in einem nicht weniger traurigen Zustand; die Architektur ist

auch zurückgeblieben, die Bortenmacherey ist im Aufblühen begriffen; nicht so die Kunst des Zimmermans, des Tischlers, des Goldschmids und des Schlossers. Schneidern und Schustern fehlt es ganz an Geschmack."

„Die Klöster in Quito trifft der Vorwurf, den man allen Klöstern, und überhaupt allen alternden Körperschaften machen kann. Faktionsgeist, Intrigue, Simonie, Despotismus der Sieger über die Besiegten, Verstellung, strafbare Gefälligkeit der Prälaten für ihre Begünstigten, alles was die Sinnlichkeit reizen kann, Verschwendung, kurz alle Mittel werden angewandt, um zu der Stelle eines Provincial zu gelangen, welche eine unumschränkte Gewalt über das Kloster gibt, nebst dem Recht, die Einkünfte desselben zu vergeuden. Die Ordensgeistlichkeit ist in Laster versunken."

„Quito hat zwey Collegien. Das eine steht unter den Dominicanern: sie beschäftigen die jungen Leute viel mit Wortstreitigkeiten, aber sie sind nicht strenge in Ansehung der Arbeit und Ordnung; die jungen Leute haben zu viele Freystunden, und legen zu viel Werth auf ihre Kleidung. Das Collegio de San Luis ist nicht viel besser."

„Die Universität Quito besteht aus einer ungeheuern Menge Doctoren von jedem Alter und Rang, welche unter einem von ihnen selbst erwählten Rector stehen. Mit wenigen Ausnahmen, sind alle sehr unwissend; auch zeigen sie sich bei den Prüfungen der Candidaten sehr nachsichtig: nie wird einer abgewiesen oder getadelt; sie sind mit allen Antworten der jungen Leute zufrieden. Man kann sich vorstellen, wie lebhaft diese verlangen, Doctoren zu werden; auch straft Quito das Sprichwort Lügen, welches sagt: Non omnes Doctores."

„Die bedauernswürdigen Schlachtopfer elterlichen Geitzes, oder brüderlicher Habsucht, oder unglücklicher Ehen, manchmal auch einer zu inbrünstigen Liebe zu Gott — die Nonnen führen ein weit erbaulicheres Leben als die Mönche, sey es aus der, ihrem Geschlecht natürlichen Blödigkeit, oder weil sie in engerer Clausur, oder unter strengerer bischöflicher Aufsicht leben. Man hat zwar Beyspiele von Klosterfrauen, deren reiner Ruf gelitten hat, und der Orden der H. Therese ist von seiner ehemaligen Strenge sehr zurückgekommen, aber wenigstens haben die Frauenklöster nie ein öffentliches Aergerniß veranlaßt, wie die Mannsklöster. Wenn zu Zeiten die Klosterfrauen einer Schwachheit unterliegen, so sind dagegen die Mönche oft lasterhaft."

So weit Caldas. Von Quito reis'te er nach Turubamba. In

allen Gasthöfen, auf die er stieß, fand er Brot, Käse und Chicha. Von da kam er durch folgenden Städte oder Ortschaften.

Machake, unter 0° 25′ S. B., hat 2200 Einwohner, und darunter 800 Indianer. Das Thermometer von Réaumur zeigt hier gewöhnlich 6° über Null.

Saquilisi, 0° 50′ 10″ S. B. hat Camlot Fabriken.

Taquaco; hinter diesem Dorfe kömmt man durch einen 3 bis 4 Stunden langen Paramo nach Tigua. Die hohe Gegend wo dieses Dorf liegt, nährt viele Schaafheerden, deren Wolle sehr geschätzt wird.

Taguolo, 0° 53′ S. B., producirt Zuckerrohr, die Einwohner machen viel Confect.

Macuchimina, ist reich an Minen. Die Gegend ist durch Abgründe und Flüsse so durchschnitten, daß man sie nicht anders durchreisen kann, als auf dem Rücken von Indianern. Die vorzüglichsten dieser Flüsse sind der Yana, der Yacu und der Pilalo. In den Wäldern sind viele Chinabäume.

Pilalo, Dorf von 2000 Seelen. In den Monathen Julius, August und September herrschen hier sehr heftige Winde. Von da geht man durch ein ganzes Meer von Sand, den feuerspeiende Berge ausgeworfen haben, nach Hambato.

Hambato ist ein hübsches Dorf mit schnurgeraden Straßen, an welchen anmuthige Häuser stehen. Die entfernteren Wohnungen haben eine Laubeinfassung von Agave-, Pflaumen-, Birn- und Pfirsichbäumen: verschiedene mit Cochenille bedeckte Cactus geben dieser Einfassung mehr Festigkeit, und machen sie undurchdringlich. Alle diese, hinter Pflanzen und Blumen verdeckte Hütten, bringen eine höchst angenehme Wirkung hervor. Die Kirchen sind hölzern und wegen der Erdbeben nicht hoch. Hambato ist mehr als einmal von dieser Plage heimgesucht worden. Die zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung dieses Dorfes besteht größtentheils aus Indianern.

Wenn man von Hambato nach Cuenca geht, kommt man über die Brücke und durch das Dorf Querro, durch den Paramo von Sabanag, das Dorf Ilapo und die Ebene von Tapi; aus dieser durch die Ruinen von Riobamba. Die Einwohner dieses am 4. Febr. 1797 durch ein Erdbeben zerstörten Dorfes haben angefangen, in der Ebene von Tapi Neu-Riobamba zu bauen; aber der Bau rückt langsam vor sich, als wenn man fürchtete, von den Feuerströmen überschüttet zu werden, welche die in der Nähe liegenden Colosse der Anden, der Chimboraço, der Cuairazo, der Tunguragua und der Altar ausspeyen. Die Ruinen des alten Riobamba sieht

man mehr mit den Augen der Einbildungskraft, als in der Wirklichkeit. Das verheerte Erdreich hat für einige Einwohner soviel Reiz, daß sie lieber durch einen neuen Erdstoß hier bey ihren Familien wollen begraben werden, als sich von den Gebeinen Derer, die ihnen werth waren, zu trennen. Ihre Hütten scheinen weniger armselig, als sie es wirklich sind, wenn man sie als Denkmäler ansieht, welche die Freundschafts- und die Vaterlandsliebe errichtet haben.

Aus diesem, durch Erdbeben verwüsteten Lande kam Caldas nach Guamote, unter 0°55′ S. B. „Hier, sagt er, unterscheidet man deutlich die zwey Aeste der Cordilleras; der westliche hat am wenigsten Höhe; man sieht die breite Oeffnung, welche die Natur hier für den Ablauf der Flüsse gemacht hat, welcher in der Provinz Las Emeraldas nur bei Tuipuloco und in dem Land Maranon nur bey Totorillos Statt hat. Die Oeffnung, die ich meine, ist das breite Bett des Flusses Guayaquil."

In Guamote ist die Kälte empfindlich, aber dieses, mit sehr hohen Bergen umgebene Dorf, liegt sehr malerisch auf einer Insel zwischen zwey Flüssen, deren Ufer sehr fruchtbar sind. Guamote hat nur wenige Hütten aus Rohr, und eine Kirche. Es war der Mittelpunkt der schrecklichen Empörung, die im Jahr 1803 in dieser Gegend ausbrach. Das Wort Aduana (Douane, Zollstätte) welches dieses Gebirgsvolk nicht verstand, und einige neue Zollabgaben, die man einführen wollte, gaben die Veranlassung dazu. Man hätte Unrecht, irgend eine andere Ursache des Aufstands ausmitteln zu wollen: er hatte ganz und gar nichts revolutionäres. Die Indianer erinnerten sich bey Gelegenheit jener Neuerungen des Versuchs, den man ehemals gemacht hatte, in diesem Theil der Provinz Quito die Tabaks- und Brantwein-Regie einzuführen, und glaubten, es sey wieder davon die Rede. Einige unvorsichtigerweise gesprochene Worte bewaffneten sie mit Feuer und Schwert. Ihr heimlicher Haß gegen die Mestizen erwachte in seiner ganzen Wuth; sie füllten alles wo sie hin kamen, mit Brand und Mord. Der Indianer, der so feige ist, wenn er sich als den Schwächern fühlt, wird grausam und unversöhnlich wenn er der Stärkere ist. Sieht er, daß man ihn fürchtet, so droht, schlägt und tödtet er; aber er flieht vor einer Degenspitze, wenn ihn Zorn und Haß nicht außer sich setzen.

Die Verschwörung erstreckte sich weit; sie war hauptsächlich gegen die Weißen gerichtet, und sollte im ganzen Gebirge auf einmal ausbrechen. Die Einwohner von Guamote fingen zu früh an, ehe die anderen Dörfer bereit waren. Der Plan mißlang, der Aufruhr wurde in der Geburt erstickt. Man statuirte einige Exem-

pel, zum Schrecken der Indianer. Guamote wurde von Grund aus zerstört.

Auf dem Wege nach Cuenca, kommt man ferner nach Puma-Chaca, wo man anfängt abwärts zu steigen; hier werden Dörfer und Ackerbau weniger selten. Wie am Vorgebirge der guten Hoffnung, braucht man Pferde zum Dreschen.

Alausi, unter 2° S. B. hat 3500 Einwohner, und darunter 2000 Indianer. Hier fangen ungeheure Wälder an, die bis an die Süd-See reichen. Puma Llacta *), wo man anhält, liegt so hoch als Quito. Von hier tritt man in den aus Felsen bestehenden Paramo Asuay, dessen höchster Theil bis an die äußerste Grenze der Vegetation reicht. Von Puma-Llacta an, steigt man einen ganzen Tag bis auf den Bergrücken Salanag **). In Piches herrscht große Kälte. Bis Litan steigt man beständig, aber allmählig: hier fängt eigentlich erst der wahre Paramo Asuay an, wo so viele Reisende ihr Grab gefunden haben. Wenn der Ostwind bläst, bringt er soviel Schnee und Hagel, daß die Luft davon verfinstert wird. Der Reisende muß bis ans Knie im Wasser waten; seine Glieder erstarren, und oft verliert er auf immer den Gebrauch derselben, wenn er mit dem Leben davon kömmt. Auf dem Asuay sieht man eine Lache von 70 Varas (189 Fuß Rheinl.), deren Wasser 9° R. warm ist; und etwas weiter eine zweyte von 5 bis 600 Varas Länge und 2 bis 300 Breite. Nahe dabey fängt die Ebene von Puyal an, welche wegen ihrer tiefen Moräste gefährlich ist: am Ende dieser Ebene sind die Ruinen eines Palastes der Inca. Er war aus Steinen ohne Mörtel gebaut. Man muß sich darüber wundern, daß die Indianer zu einem Königlichen Lusthause einen Ort gewählt haben, wo es acht Monathe lang regnet oder hagelt.

Nachdem Caldas bey dem Alto de la Virgen vorbey gekommen, tritt er in das von Indianern bewohnte Dorf Delek. Hier fängt die Gegend an, freundlicher zu werden; die Wege sind besser, man findet mehr Menschen; alles verkündigt die Nähe einer ansehnlichen Stadt.

Dieß ist die, in einer beträchtlichen Ebene, in einer Höhe von

*) Im Text steht, höchstwahrscheinlich durch einen Schreibfehler, Puma Chaca. Uebers.

**) Im Französischen steht: „Nachdem man Puma Llacta um 5 Uhr Morgens verlassen hat, steigt man bis auf den Bergrücken Salanag, wo man ruht." Wahrscheinlich weil Caldas sagt, er habe Puma Llacta um jene Zeit verlassen. Der Sinn der, etwas flüchtig aus dem Manuscript dieses Reisenden gezogenen Stelle, ist ohne Zweifel derjenige, den wir angegeben haben. Uebers.

1279 Toisen über dem Meer, gelegene Stadt Cuenca. Ihre angenehme Temperatur steigt bey Tage selten unter 12 und nie über 15°. Die Nächte sind kühl, denn das Thermometer zeigt oft nur 6°. Der Himmel ist oft mit Nebeln bedeckt, aber es regnet seltener als in Quito, und die Gewitter dauern im October und März nicht lange. Während der Nachtgleiche regnet es viel, aber wenig zur Zeit der Sonnenwende wo die Wolken verdunsten, und der Himmel eine Azurblaue Farbe annimmt. Dieß ist die schöne Jahreszeit, jedoch mit dem Unterschied, daß bey der Frühlingssonnenwende drey bis vier Monath, ununterbrochen schön sind; da es bey der Wintersonnenwende 14 Tage bis vier Wochen regnet. Das Land, wo Cuenca liegt, ist flach, sandig und trocken. Die Straßen sind schnurgrade, jede 125 Varas (334 Rheinl. Fuß) lang, 12 (32 Fuß) breit, und meistens gepflastert.

Cuenca ist die einzige Stadt, die in allen Quartieren Wasser hat. Die Häuser sind alle aus ungebackenen Ziegelsteinen geschmacklos gebaut, sie sind sehr niedrig, schmutzig und ohne alle Verzierung, Unreinlichkeit charakterisirt die Provinz Quito.

Die Kirchen sind erbärmlich und ohne Verzierung. Das Jesuiten-Collegium ist das einzige Gebäude, welches verdient, genannt zu werden. Das Kapitel der Domkirche besteht aus einem Decanus, einem Archidiaconus, einem Pönitentiarius, einem Theologal, und zwey Diaconen. Der Gouverneur hat 2500 Piaster Besoldung. Die Volksmenge ist 10,000 Seelen, mit Einschluß von 3000 Indianern. Die Dominicaner, Franciscaner, Augustiner, Hospitaliten, Bethlehemiten und Carmeliten haben Klöster. Die Stadt ist in zwey Kirchspiele getheilt, San-Blas und San-Sebastian; die Klöster stehen unter denen von Quito. Die Geistlichkeit ist höchst unwissend, und in dieser Rücksicht weit hinter der von Quito zurück. Man macht geschmackvolle Arbeiten aus Schildpatt; die Kunst, in Wachs zu modelliren, und die Bildhauerey in Marmor, kommen immer mehr zurück.

Die Gesellschaft besteht in Cuenca aus drey Classen: dem Adel, der sein Leben mit Müßiggang zubringt; den Bürgern welche Handel treiben, und dem Volk, welches mit sehr harten Arbeiten beschäftigt ist; denn den Indianern legen die Geistlichen und ihre eignen Oberhäupter starke Bürden auf.

Cuenca erhält aus Piura Baumwolle und Seife; aus Guayaquil Cacao, Reis, Salz, Fische, Wein, Oehl, europäische Fayence; aus Quito einige grobe Zeuge; es liefert nach Loja und Guayaquil Getreide und Producte der Gebirge, in denen es liegt.

Das Thal Paute gehört zu Cuenca; es liegt 7 Stunden nordöstlich von dieser Stadt. Man hat in demselben Queckſilber gefunden. Die benachbarten Berge haben viel China; diejenige, die man im Lande Pata de Gallinazo nennt, wird 403 Varas höher als Quito gefunden. San Criſtoval am Supay, Uccu und Qualaceo, hangen von der Gerichtsbarkeit von Paute ab. Man findet daſelbſt Cochenille und Zucker, und baut Goldminen. Guagual-Suma iſt ein im Lande berüchtigter Hügel; man beſchuldigt die Indianer, daß ſie auf demſelben immer noch dem Andenken ihrer Incas Kinder opfern. Das Chriſtenthum und die ſtrengſte Aufſicht haben dieſe barbariſche Sitte nicht zerſtören können. Die Indianer haben keine Geſchichtsſchreiber und keine Monumente, aber ſie haben ihre alten Herren und ihr Unglück nicht vergeſſen.

Dritter Anhang.

Bemerkungen über die Möglichkeit eine Verbindung zu Waſſer zwiſchen dem Mexicaniſchen Meerbuſen und der Südſee zu errichten, vermittelſt des Rio Atrato, der ſich in den Meerbuſen von Darien ergießt, und des Rio San-Juan, welcher beynahe mit dem obern Lauf des Atrato in Verbindung ſteht und in die Chirambira-Bay fällt, welche ein Theil der Südſee iſt.

Von einem ungenannten Engländer.

Der Haupt-Ausfluß des Atrato heißt Barbacoas: er ergießt ſich unter 8° 12′ N. B. in den Mexicaniſchen Meerbuſen. Von der Quelle dieſes Fluſſes bis dahin, rechnet man 480 Engliſche (100 deutſche) Meilen. Bey ſeiner Mündung fängt die große Bucht von Candelaria an, in welcher Raum genug für die Seemacht der ganzen Welt iſt. Sie hat gute Ankerplätze von 18 bis 30 Faden, und iſt gegen alle Winde geſichert, nur in der Jahreszeit wo der Nordwind bläßt, hat ſie ſehr bewegtes Waſſer. In der trockenſten Zeit haben ihre Untiefen doch noch fünf Schuh Waſſer, in der regenhaften $6\frac{1}{2}$, auf einer Länge von 700 Yard (2040 Rheinl. Fuß), und einen Grund von feſtem Sand.

Der erſte bedeutende Fluß, der in den Atrato fällt, iſt der Rio Sucio, unter 7°46′ N. B.; in ſeinem jetzigen Zuſtand nicht ſchiffbar wegen der Bäume und Felſen, die ſeinen Lauf hemmen.

Der zweyte ist der Mariendo, unter 7°6′ N. B. Zwanzig englische Meilen vor seiner Vereinigung mit dem Atrato, sieht man einige sehr hohe Berge gleiches Namens; sie tragen verschiedene Arten kostbaren Holzes.

Der dritte ist der Napipi. der sich unter 6°33′ N. B. in den Atrato ergießt; vermittelst dieses Flusses könnte man leicht eine Verbindung mit dem großen Weltmeer zu Stande bringen, das nur 6 engl. Meilen von der Quelle des Napipi entfernt ist. Von dem Ausfluß des Napipi bis an das Wirthshaus, welches man oberhalb des Flusses Don Carlos erbaut hat, sind drey Tagereisen, ungefähr 100 engl. Meilen: von da bis an das Wirthshaus von Antado, 18 Meilen oder 6 Stunden. Von diesem Punct reis't man zu Lande in einem Tage bis an die Bay Cupica an der Südsee; die Waaren ladet man auf Mauleseł oder Menschen. Der Hafen von Cupica ist gut für alle Arten von Schiffen.

Der vierte Fluß, der in den Atrato fließt, ist, der Bevara, bey 6°2′ N. B. Funfzehn engl. Meilen von seinem Ausfluß ist ein Magazin, wo die nach Antioquia bestimmten Waaren ausgeladen werden. Von diesem Magazin (Bodega) bis Verras hat man sechzig engl. Meilen zu Lande zu machen: die Waaren werden von Menschen transportirt. Man braucht gewöhnlich sieben Tage hiezu; die Fracht ist 12 Piaster für die Last von 125 Pfund. Von Verras bis Antioquia, welches 40 engl. Meilen sind, gebraucht man Mauleseł: jeder kostet 4 Piaster.

Die Hauptstadt der Provinz Choco, San Francisco de Lubbo, oder Citara, ist 400 engl. Meilen vom Meer entfernt: sie hat keine 1000 Einwohner, eine Kirche und ein Zollhaus. Bis dahin stoßen Schiffe, die nur sieben Fuß gehen, im Atrato auf keine Schwierigkeiten; man begegnet keinen Felsen und keinen Baumstämmen. Seine Geschwindigkeit ist in der trockenen Jahreszeit, zwey, und in der regenhaften fünf Meilen in der Stunde. Seine Quelle ist 80 engl. Meilen von Citara entlegen.

Der Stadt gegenüber vermischt sich der Quito mit dem Atrato: vermittelst dieses Flusses kommt man nach dem Rain von San-Pablo; in der trockenen Jahreszeit wird die Fahrt auf dem Quito wegen des niedrigen Wassers etwas schwierig. Mit einigen Schleusen und durch andere in Europa wohlbekannte Mittel, könnte man diesem Uebel leicht abhelfen; zudem ist der Rain von San-Pablo nur 2 englische Meilen breit.

Vierter Anhang.

Ueber die Handelsbilanz von Columbia.

In seinem Werk über Mexico, schätzt H. v. Humboldt die Einfuhr der vereinigten Provinzen Neu Granada und Caracas auf 11 Millionen Piaster, und die Ausfuhr auf 9. Pombo hingegen schlägt die Ausfuhr von Neu-Granada (ohne Caracas) nur auf $2\frac{1}{2}$ Millionen an, nähmlich:

Ausfuhr von Producten des Ackerbaues, Perlen, Platina, über das Atlantische Meer.	600,000 P.
In Silber und Goldstangen.	1,350,000 „
In Producten über Panama und Guayaquil	550,000 „
	2,500,000 P.

Nach demselben Schriftsteller beträgt die Einfuhr auch nur $2\frac{1}{2}$ Millionen Piaster.

Der Señor Jove, eines der unterrichtetsten Mitglieder des ehemaligen Consulado von Caracas, schätzte, in einer Denkschrift, die er 1817 dem Vice-König Samanon überreichte, den Handel von Columbia folgendermaßen.

Jährliche Ausfuhr der Provinzen Venuzuela, in den zehn Jahren, unmittelbar vor 1810; nach einer Schätzung.

100,000 Fanegas Cacao von 110 Pfund à 20 Piaster.	P. 2,000,000
100,000 Ctr. Caffé à 12 P.	1,200,000
150,000 Pfund Indigo à 1 P. 2 R.	187,500
50,000 Ctr. Baumwolle à 15 P.	75,000
200,000 Ochsenhäute à 1 P.	200,000
10,000 Pferde und Maulesel à 32 P.	320,000
200,000 Felle, kleine Sorte à 2 R.	50,000
2,000 Ctr. Copahubalsam aus Guyana à 24 P. .	48,000
10,000 Ctr. Tabak von Varinas à 20 P.	200,000
Diverse Gegenstände.	119,500
	Piaster 4,400,000

Die Bilanz zwischen Handel und Ackerbau war 1 Million zu Gunsten des letztern.

Man hat 1809 in dem Semanario *) den Zustand des Handels von la Guayra und Cartagena bekannt gemacht. Die daselbst

*) Nr. 45 dieses Blattes. Die Verwirrung, welche im Spanischen Original herrscht, hat den Verfasser genöthigt, einige Aenderung in den Zahlen vorzunehmen, und die Liste der Ausfuhrartikel ganz wegzulassen.

gelieferten Data sind zwar nicht neu, aber interessant und nützlich, weil die zur Ausfuhr dienenden Gegenstände heutzutage noch ungefähr dieselben sind, als zur Spanischen Zeit. Außerdem sind statistische Materialen in der neusten Zeit sehr selten geworden; die Register, die Schriften der Vicekönige, wo so wichtige Data verzeichnet waren, sind von ihnen weggenommen oder zerstört worden; den Mitgliedern der Regierung fehlen alle Details der Verwaltung. Man kann sich also nur mit Mühe etwas Zuverläßiges über die Finanzen und den Handel des Landes verschaffen, und mit noch größerer den Widerspruch beseitigen, der in den Angaben herrscht; denn der Factionsgeist ist Schuld, daß die Hülfsmittel der Regierung von den Einen übertrieben, von den Anderen verkleinert werden.

Uebersicht des Handels von la Guayra in den sechs ersten Monathen von 1809.

Einfuhr aus Spanien:		
Spanische Waaren. . . .	P. 215,424	
Fremde	58,780	
		P. 274,204
Einfuhr aus Amerika:		
Havana Zucker, 3,173 Arroben	P. 6,347	
Wachs aus Cuba 773 " " .	7,730	
Säcke aus Mexico, 5520. .	1,380	
Piaster	96,500	
Andere Producte Amerika's. .	26,202	
— — Europa's. .	16,161	
— — der Fremde	4,616	
		P. 158,936
Einfuhr aus Europa:		
Wollene Tücher	P. 13,369	
Leinwand	60,333	
Baumwollene Zeuge	325,242	
Wollene Hüte, 6,281.	9,489	
Seidene Hüte, 2,262	12,466	
Seidene Waaren.	15,568	
Mehl, 5798 Fässer.	57,983	
Kurze Waaren.	36,414	
Lebensmittel.	34,674	
Wein in Fässern, 4,025 Arroben	9,725	
Wein in Flaschen, 2,414 Dutzd.	4,504	
Gemünztes Gold und Silber	32,330	
Diverse Gegenstände. . . .	11,838	
		623,935
Total-Summe der Einfuhr		P. 1,057,075

Jährliche Ausfuhr aus Neu-Granada, vor d. J. 1810.

10,000 Fanegas Cacao, aus den Thälern von Cauca	à 20 P.	200,000
6,000 Centner Caffé	à 10 .	60,000
6,000 — Baumwolle	à 15 .	90,000
12,000 Ladungen (zu 250 Pfd.) Färbeholz über Rio Hacha	à 7 P.	84,000
3,000 Ladungen (zu 250 Pfd.) Färbeholz über Santa-Marta	à 5 P.	15,000
30,000 Centner Baumwolle aus Cartagena	à 20 P.	600,000
20,000 — Färbeholz	à 6 P.	15,000
100,000 Ladungen (à 75 Pf.) Cacao aus Guayaquil	à 6 P.	600,000
10,000 Ladungen (à 250 Pf.) Chinarinde aus Loxa	à 10 P.	100,000
20,000 — dergleichen aus Cartagena	à 6 P.	120,000
6,000 Pfund Platina aus Choco *)	à 6 P.	36,000
Diverse Producte **)		80,000
		2,000,000
Metalle		2,000,000
	Total-Ausfuhr	4,000,000

Einkunfte von Neu-Granada, von dem Jahr 1810.

Zölle	600,000 P.
Alcavala	100,000
Tabakspacht	300,000
400,000 Kreuzbullen ***)	100,000
Stempelpapier	150,000
Münze	150,000
Tribut der Indianer	50,000
Licenzen	100,000
	1,550,000 P.

Ob es mich gleich dünkt, daß der Señor Jove die Einkünfte von Neu-Granada zu niedrig angesetzt hat, so habe ich sie doch in dem Kapitel, das von den Finanzen der Republik Columbia handelt, nur zu 5 bis 6,000,000 Piaster angenommen, weil, wenn einerseits

*) Jetzt, da die Ausfuhr der Platina verboten ist, kostet das Pfund nur noch 3 bis 4 Piaster, und es geht eben so viel aus dem Lande als zuvor.

**) Unter diesem Namen sind verstanden: Sassaparilla (das Pfund zu 2 Real), Cacao-Butter, Vanille, Pigogne, und Firniß von Pasto, der 8 bis 10 Real das Pfund kostet; unter den Händen geschickterer Arbeiter konnte er dem Chinesischen Lack an Güte gleich kommen.

***) Die Regierung von Columbia hat den Verkauf der Kreuzbullen untersagt, bis der Pabst die Republik anerkannt haben werde.

der Verkauf der National-Güter, und die Verpflichtung der Geistlichen die Auflagen wie andere Staatsbürger zu bezahlen, den Reichthum der Regierung vermehrt haben, auf der andern, die bey einem vierzehnjährigen Krieg unvermeidlichen Widerwärtigkeiten einen großen Theil der ehemaligen Hilfsquellen verstopft hat.

Schließlich wollen wir den Columbischen Handel mit dem Mexicanischen vergleichen.

Handelsbilanz, von Cartagena.

	Einfuhr a. Spanien.	Ausfuhr n. Spanien.
Im J. 1802.	983,885 P.	3,082,819 P. 2 R.
1803.	971,863	1,554,385 1
1804.	903,644	2,468,578 7
	2,859,392 P.	7,105,783 P. 2 R.

Unter diesen 7,105,783 P. waren:

Landes-Producte		2,353,551
Geld		4,752,232
		7,105,783
Davon ab die Einfuhr		2,859,392
Differenz		4,246,391

Handelsbilanz, von Vera-Crux.

	Einfuhr a. Spanien.		Ausfuhr n. Spanien.	
Im J. 1802	20,390,859 P.		33,866,219 P.	
1803	18,493,289		12,017,072	
1804	14,906,060		18,033,371	
		53,790,208 P.		63,916,662 P.
	Einfuhr aus America		Nach americ. Häfen.	
Im J. 1802	1,607,729		4,581,148	
1803	1,373,428		2,465,846	
1804	1,619,682		3,424,511	
		4,600,839		10,471,505
Total-Summe		58,391,047 P.		74,388,167 P.

Ausfuhr	74,388,167 P.
Einfuhr	58,391,047
Differenz	15,997,120

Obgleich die ehemaligen Vice-Königreiche Mexico und Neu-Granada beyde von der Natur begünstigt, gleich fruchtbar und gleich reich an Metallen sind, so verursacht doch der Umstand, daß in Colum-

bia der Ackerbau größtentheils den Negern überlassen ist, und daß der Bergbau mit der äußersten Unwissenheit betrieben wird, einen ungeheuern Contrast zwischen zwey Ländern, die ehemals auf dieselbe Art regiert wurden, die einerley Oberfläche haben, und deren Bevölkerung nur um die Hälfte verschieden ist.

Fünfter Anhang.

Ueber den Grad der Civilisation, welchen die Spanischen Colonien erreicht haben.

Die meisten Spanischen Colonien, mit Ausnahme der See- und Hauptstädte, die immer von Fremden besucht werden, haben es in den Künsten und der Industrie nicht weiter gebracht, als Europa zur Zeit Ferdinands und Isabellens. Sie sind ein lebendes Gemälde des funfzehnten Jahrhunderts, das man in den Sitten, den Gebräuchen und den Gewohnheiten ihrer Einwohner erkennt; auch das Costum hat sich nicht geändert, die Industrie ist so unerfahren wie sie damals war. Ich habe jedoch hin und wieder Gebäude bemerkt, die Geschmack und wirkliches Talent verrathen. Sie sind um so merkwürdiger als man sich nicht vorstellen kann, wie viele Mühe sie gekostet haben. Als man 1814 die Domkirche in Santa-Fe bauen wollte, mußte der Architekt zuerst einige junge Leute zu Steinmetzen bilden, und hernach eine Menge Werkzeuge verfertigen lassen, die man in diesem Lande noch gar nicht kannte. Auch das Pflastern der Straßen erforderte viele Zeit und Mühe, da die Arbeiter kein anderes Werkzeug haben, als eiserne Zangen, die höchstens einen Fuß lang sind, da sie statt Schubkarren Säcke, und statt Schaufeln Stücke Leder gebrauchen. Alle übrigen Gewerbe sind in derselben Kindheit; die einfachsten Instrumente fehlen ihnen, oder sind schlecht gemacht und untauglich, um etwas Gutes zu liefern.

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünstraße Nr. 18.

Druckfehler:

Seite	7.	Zeile	6. ſtatt: hinauf lies: hinab
—	49.	—	6. — ſind l. iſt
—	69.	—	2. v. u. ſt. dieſen l. dieſem
—	75.	—	12. ſt. ſeiner l. ſeine
—	76.	—	21. ſt. aber l. werden aber
—	86.	—	7. v. u. ſt. iſt l. ſind
—	116.	—	5. v. u. ſt. Cocagnemäſte l. Cocagnemaſten
—	164.	—	11. v. u. ſt. Aerger l. Aergerniß
—	193.	—	4. ſt. ſchließen l. zu ſchließen
—	214.	—	13. v. u. ſt. aufs l. ans

138 91

THE LIBRARY OF CONGRESS

LIBRARY OF CONGRESS
0 015 821 001 0